This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Wunderbare Schickſale

des

Martin Speelhoven,

eines Kaufmanns aus dem Cleviſchen,

in Emden verſtorben,

von ihm ſelbſt beſchrieben

und

zur Unterhaltung und Belehrung

zeitgemäß bearbeitet

von

Franz Georg Ferdinand Schläger,

Dr. th. und ph., Senior ministerii und Paſtor prim. in Hameln ꝛc. ꝛc.

Hannover.

Hahn'ſche Hofbuchhandlung.

1858.

PT2503
S29W8

Vorwort.

Zufällig kam vor mehren Jahren ein Buch, das schon zur Vernichtung bestimmt war, mir in die Hände, und folgenden Titel hat: „Die Glücks- und Unglücksfälle Martin Speelhovens, eines Kaufmanns aus dem Clevischen gebürtig, welche ihm sowohl in seiner Jugend, als auch auf Reisen nach Amerika (?) begegnet, nach dessen Gefangennehmung und Flucht, wie auch achtzehnjährigen Aufenthalt auf einer damals noch nie besuchten Insel und endlichen Befreiung, von ihm selbst beschrieben. Dresden und Leipzig, bei Joh. Nikol Gerlach und Sohn. 1763. Ohne die Vorrede 8 S. und 460." Ich sah es an und sein Inhalt hatte für mich so viel Anziehendes, daß ich es bis ans Ende durchlas und dem Wunsche mich gern hingab, es von dem Untergange zu retten, wenn ich auch bekennen mußte, daß es in der alten Form nicht wieder das Licht der Welt erblicken dürfe. Es ist, geschrieben im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, nicht mehr

passend für unsre Zeit, verletzt nicht selten das Anständige und die Sprache findet keinen Anklang mehr. Die öfteren Wiederholungen werden lästig und ein anderes Kleid mußte die Erzählung haben, sollte sie zu einer freundlichen Aufnahme sich Hoffnung machen. Ehe ich aber die Feder ansetzte, um ein neues Gewand zu schaffen, fragte ich durch mehre öffentliche Blätter an, ob diese Reisebeschreibung noch irgendwo vorhanden sei, blieb indessen ohne Antwort; ich schrieb nach Dresden und Leipzig an die bezeichnete Buchhandlung, erhielt aber die Nachricht, eine solche Buchhandlung sei gar nicht mehr vorhanden; ich bat die Herren Geistlichen in Emden gefälligst, mir zu sagen, ob dort von einem Martin Speelhoven nicht irgendwo Kunde anzutreffen sei, da er dort begraben liege und sich durch Legate verewigt habe; aber von keiner Seite empfing ich eine befriedigende Antwort. Ich glaubte daher ein Verdienst mir zu bereiten, dieses lehrreiche Buch dem Publikum wieder unter die Augen zu bringen, die Sprache zu verändern, den schwerfälligen Styl zu verbessern, alles Anstößige, was vor anderthalbhundert Jahren erträglich sein mogte, zu mildern oder zu entfernen, wobei ich aber dem Laufe der Erzählung treu folgte. Diese Arbeit war nicht mühelos, da Manches, was dunkel geblieben war, nach dem Geiste der Verhältnisse ergänzt werden mußte und mir

Alles daran lag, das Lesen fruchtbar zu machen und in einer gewissen Spannung zu halten. Ein geistvoller Lehrer findet hier einen reichen Stoff zur Unterhaltung mit seinen Zöglingen über Gegenstände aus der Naturgeschichte, der Erdbeschreibung, der menschlichen Schicksale, der Religion u. s. w. und im häuslichen Kreise können Vater und Mutter die nützlichsten Anwendungen der Erzählung auf ihre Söhne und Töchter machen, wenn sie auf die Klugheit, die Thätigkeit, die fromme Redlichkeit des braven Martins hinweisen. Ich mögte, wenn es nicht zu gewagt ist, fast glauben, daß Campe bei seinem Robinson Kruse dieses Buch gekannt habe, weil so viel Aehnliches in beiden Werken sich findet und wenn Martin Speelhoven hoffentlich so begrüßt wird, wie jener Robinson, so würde ich mich sehr glücklich fühlen, weil solche edle Charaktere neben den schlechten, wie hier geschildert sind, gewiß nicht ohne Einfluß bleiben können, sondern vor der Falschheit, Treulosigkeit und Undankbarkeit abschrecken müssen. In dem Lord erblicken wir einen gegen seine Tochter harten Vater und in dessen Schwiegersohn gegen herzliche Liebe gleichgültigen Mann. Unser Martin bleibt immer auf dem geraden Pfade, immer aufmerksam, wo seine Hülfe nöthig ist und Karoline steigt bei aller Lebendigkeit von ihrer Höhe herab und findet reichen Ersatz in der

Liebe zu ihrem Martin. Das trauliche Verhältniß, in welchem sie zu ihm stand, mag immerhin manchen Angriffen unterworfen sein, vorzüglich von denen, welche kalt die Umstände nicht berücksichtigen, aber etwas Näheres darüber mitzutheilen, ist mir untersagt gewesen, weil in der Beschreibung kaum eine Andeutung vorkommt. Mir steht der Martin hoch durch den wahrhaft religiösen Geist, der in ihm wirkt, durch seine Thaten, die in Gott gethan sind, durch seine Liebe zu seinem Vater, durch seine Dankbarkeit u. s. w. und in Karoline leuchtet eine Liebe, eine weibliche Aufmerksamkeit, die uns mit Rührung erfüllt. Ich hätte, wollte ich von der Erzählung abweichen, Beide durch den Schiffsprediger, oder in London, oder später in Emden durch eine gesetzliche Verbindung als verehelicht darstellen können, dadurch aber würde ich dem Berichte eine Farbe gegeben haben, die der Urtext nicht hatte und manches, was interessant ist, hätte gestrichen werden müssen. Wer mag die Scene, wie Karoline ihren Geliebten in Emden besucht und bei ihm bleibt und in seinen Armen stirbt, lesen, ohne daß die Augen feucht werden? Es ist etwas Ideales in dem Wohlwollen, mit welchem Beide einander angehören und das hat eine anziehende Kraft für junge und alte Gemüther.

Mögen denn die Schicksale der beiden Hauptper-

sonen, welche die bittersten Erfahrungen machten, aber alle Widerwärtigkeiten, welche die Bosheit und Hinterlist ihnen bereiteten, siegreich überwanden, Alle, welche ähnliche Kämpfe mit der Welt zu bestehen haben, ermuthigen, im Vertrauen auf Gott und in der treuen Erfüllung ihrer Christenpflichten nie zu verzagen, sondern getrost jedem Sturme mit Besonnenheit entgegenzugehen und dann zu entdecken, daß alle Traurigkeit sich in Freude verkehrt!

Hameln, den 11. August 1858.

Dr. Schläger.

Inhalt.

		Seite
1.	Cap. Das elterliche Haus	1
2.	„ Martin steht allein	4
3.	„ Martin erhält einen Vormund	5
4.	„ Martin geht davon	8
5.	„ Martin kommt ins Lager	11
6.	„ Martin findet Trost	13
7.	„ Martin irrt umher	16
8.	„ Martin kommt zu einem Pfarrer	23
9.	„ Martin bekommt einen neuen Herrn	29
10.	„ Martin läuft davon	37
11.	„ Martin besucht seine frühere Wohlthäterin	41
12.	„ Martin kommt nach Emden	52
13.	„ Martin wird Kaufmannslehrling	54
14.	„ Martin kommt nach Amsterdam	61
15.	„ Martin geht nach Ostindien	66
16.	„ Martin wird gefangen	72
17.	„ Martin kommt in große Gefahr	78
18.	„ Martin wird gerettet	86
19.	„ Martin untersucht die Insel	91
20.	„ Martin bauet sich eine Wohnung	98
21.	„ Martin tritt eine Reise ins Land an	113
22.	„ Martin sieht seinen Reichthum in Asche verwandelt	128
23.	„ Martin findet einen Menschen	138
24.	„ Martin ist wieder allein	155
25.	„ Martin bezieht eine neue Wohnung	158
26.	„ Die Geschichte des alten Martin Speelhoven	179
27.	„ Martin fährt in seiner Erzählung fort	203
28.	„ Martin Speelhoven bekommt Gesellschaft	207
29.	„ Die Geschichte von Karolinens Vater und Mutter	226
30.	„ Karolinens Schicksale	230
31.	„ Martin rettet Karoline	240

		Seite
32. Cap.	Martin wird von Wilden überfallen	243
33. „	Karoline rettet den Martin	245
34. „	Ein engliſches Schiff bringt Hoffnung zur Errettung	268
35. „	Martin wird Unterlieutnant	283
36. „	Martin iſt wieder allein	299
37. „	Martin bekommt wieder Geſellſchaft	306
38. „	Martin iſt verläumdet	317
39. „	Martin wird gerechtfertigt	327
40. „	Der Lord kommt wieder	381
41. „	Martin kehrt nach Europa zurück	334
42. „	Martin kommt nach London	355
43. „	Martin wird nach London gebracht	372
44. „	Martin kommt nach Amſterdam	374
45. „	Martin kommt nach Emden	378
46. „	Karoline in Emden	385
Schlußwort des erſten unbekannten Herausgebers		392

1. Capitel.

Das elterliche Haus.

Gewöhnlich macht es einen beſſern Eindruck, wenn Jemand aus einem höhern Stande ſein Leben beſchreibt, als wenn er in der niedrigſten Menſchenclaſſe ſein Daſein empfing. Allein man wird einem Menſchen, iſt er auch von geringem Herkommen, eine warme Theilnahme nicht verſagen, da er Erfahrungen mittheilt, welche nur von Wenigen unter den Sterblichen gemacht werden. Ich will daher ohne Bedenken mit der Beſchreibung meines Lebens von der Kindheit an beginnen und das meinen lieben Leſern vorlegen, was aus der früheſten Jugend in meinem Gedächtniſſe geblieben iſt.

Ich wurde in einem unbedeutenden Dorfe, unweit Weſel geboren, wo meine Eltern durch Handarbeit ſich ihren Unterhalt verſchafften. Des Sonntags wartete mein Vater, weil er den Baß zu ſtreichen verſtand, in der Schenke auf. Er hätte mit ſeiner fleißigen Frau ſich redlich ernähren können, wenn er ſein erworbenes Geld für den Haushalt verwendet hätte; aber er ließ

den Verdienſt gemeiniglich an dem Orte, wo er den Lohn empfing; denn er war ein Trunkenbold und meine Mutter, die gern einen rechtlichen Mann zur Seite haben wollte, zankte heftig mit ihm, wenn er mit einem ſchweren Kopfe und leeren Beutel nach Hauſe kam. Sie drohete, ſeinen alten Kumpelkaſten, wie ſie ſeinen Baß nannte, in den Backofen zu ſtecken; denn ſie meinte es gut mit dem Hausweſen. Mein Vater hatte ſie als Witwe geheirathet, die ein ziemliches Bauergütchen beſaß, das ſich aber durch die Unordnung des Mannes zunächſt in ein kleines Häuschen verwandelte, welches beide aber auch verlaſſen und zur Miethe wohnen mußten. Es konnte keinen andern Ausgang nehmen. Da mein Vater einmal bei ſeiner Heimkunft ſo ſchwach auf den Füßen war, daß er mit der Baßgeige, worauf er ſich zu ſtützen pflegte, der Länge nach in die Stube fiel, ſo mußte meine Mutter, ſo ſehr auch der Anblick ſie betrübte, doch über das außerordentliche Gerumpel herzlich lachen, was der Vater im höchſten Grade übel aufnahm. Er raffte ſich auf, ſo wie es gehen wollte, ſchlug mit dem Bogen ſo lange auf ſie zu, bis dieſer ſtückweiſe umherflog. Aus Rache ergriff ſie die unſchuldige Baßgeige und ſchlug dieſelbe ſo lange gegen die Wand, bis kein ganzes Stück mehr übrig war, und lief zur Thür hinaus. Mein Vater ſah den Verluſt nicht ohne Rührung an, ja der Schmerz war ſo heftig, daß er Thrä-

nen vergoß und endlich, wie rasend, Alles, was ihm im Wege stand, zertrümmerte und dann mit dem abgebrochenen Hals des Basses aus der Stube hinaus taumelte. Eine Weile hernach kam meine Mutter und fragte mich, da ich von der Thür stand und nach Beiden mich umsah, ob der Vater schliefe, erschrak aber nicht wenig, als sie die angerichtete Verwüstung erblickte; sie rang die Hände und weinete heiße Thränen. Verschiedene Leute kamen und sagten, ihr Mann sei ins Wirthshaus gegangen, wo er aufs Neue dem Saufen sich ergebe; sie riethen ihr, sie möge es wagen und sehen, ob sie mit guten Worten ihn nach Hause bringen könne; er würde, wenn er den Rausch ausgeschlafen habe, den verursachten Unfug bereuen. Da dieses schon öfters geschehen war, wie ich mich zu verschiedenen Malen erinnere, daß er nach der Rückkehr in den Zustand der Nüchternheit meine Mutter fast fußfällig um Verzeihung bat und zugleich angelobte, künftig sich zu bessern, dies auch ehrlich hielt, bis auf den Sonntag, wo er wieder das Wirthshaus betrat, so ließ meine Mutter durch vieles Zureden der Nachbaren sich bewegen und verfügte sich nach der Schenke, um den Vater abzuholen. Sie hätte aber klüglicher gehandelt, wäre sie zu Hause geblieben. Denn ungefähr nach einer Stunde brachten zwei Weiber sie, die einer Todten ähnlicher als einer Lebendigen war, und auf die Frage, was ihr begegnet sei, gab sie mir

zur Antwort: Ich habe meinen Tod geholt. Ich war zehn Jahre alt und konnte den Sinn dieser Worte nicht fassen. „Dein Vater," fuhr sie fort, als ich sie fragte, wo denn der Tod sei, den sie mitgebracht hätte, „stürzte, als ich zur Thür eintrat, hinter dem Tische hervor und schlug mit dem Halse der Baßgeige mit solchem Nachdruck in meine linke Seite, daß ich gleich bewußtlos zu seinen Füßen sank. Zum Unglück war keine lebendige Seele gegenwärtig außer einer Magd, die dazu kam und durch ihr Geschrei die Hausbewohner herbeirief. Als ich mich," sagte sie, „wieder erholt hatte, fragte man mich, was mir fehle und ich erwiederte, daß mein Mann, der sich aus dem Staube gemacht hätte, mich geschlagen habe; er solle nun lange warten, bis ich ihm verziehe," setzte sie hinzu. Es hatte aber wegen der Abbitte keine Noth; denn mein Vater kam nicht wieder zum Vorschein, sondern nach etlichen Wochen lief die Nachricht ein, daß er unter die Soldaten gegangen sei. Von der Zeit an wurde meine Mutter untüchtig zur Arbeit, sie warf Blut aus, mußte sich legen und nach einem viertel Jahr schloß sie ihre Augen.

2. Capitel.

Martin steht allein.

Hierdurch nun wurde ich in die elendesten Umstände versetzt; denn durch meiner Mutter anhaltende Krankheit

waren wir an den Bettelſtab gerathen, und die Gemeine mußte Hand anlegen, daß ſie begraben werden konnte. Ungefähr vierzehn Tage nach meiner Mutter Tode ging es mir noch ſo ziemlich; jeder reichte mir aus Mitleid etwas zu eſſen und wohin ich kam, da war ich auch zu Hauſe. Aber in die Länge wollte es nicht mehr gehen. Zur Befriedigung der höchſten Noth reichte man mir, wenn ich bettelte, ein Stückchen Brod zur Thüre heraus, und in dem Hauſe, das meine Eltern bewohnt hatten, wollte man mich auch nicht mehr leiden, alſo war meine Lagerſtatt öfters hinter einem Zaun oder wo es mir ſonſt gefiel. Man kann ſich leicht vorſtellen, wie meine Kleidung beſchaffen ſein mogte. Schuhe und Strümpfe hatte ich in meinem Leben nicht an den Beinen gehabt; daraus machte ich mir weniger als nichts; allein das Hemd hing flügelweis um mich herum, ſo wie der Rock; aber die allergrößte Plage war die Einquartirung, welche Tag und Nacht mich quälte. Dieſes war unſtreitig die Urſache, daß mich Niemand mehr im Hauſe dulden wollte. Den Sommer ertrug ich mein Ungemach; allein da ſich die rauhe Herbſtwitterung einſtellte, ſo wußte ich nicht, was ich anfangen ſollte.

3. Capitel.

Martin erhält einen Vormund.

Die Gemeine, welcher mein Elend zu Herzen ging, nahm ſich endlich meiner an und nach vielen

Berathungen, was sie mit mir anfangen sollten, fielen die Stimmen auf meinen Gevatter, der mich ohne alle Gnade aufnehmen mußte. Man kann leicht denken, da er gezwungen war, für mich zu sorgen, daß ich ihm nicht willkommen war. Er forderte von der Gemeine, daß sie ihm jährlich einen Zuschuß geben solle, sonst werde er verlangen, daß ich mit keinem Fuße über seine Schwelle schreite. Die Gemeine gewährte ihm eine Erleichterung, jedoch mit dem Vorbehalt, daß es nicht als Gesetz, sondern als ein freiwilliges Geschenk angesehen werden solle. Als nun der Handel abgeschlossen war, mußte ich ihm folgen, jedoch nur bis an die Thür und eine Magd führte mich an einen Bach, zog Alles, womit ich bekleidet war, aus, schnitt mir die Haare glatt vom Kopf, und fing an, meinen gleichsam mit einer Baumrinde überzogenen Leib zu scheuern und zu waschen und nach Möglichkeit zu säubern. Darauf packte sie ihre Sachen aus und putzte mich an. In der That war mir der neue Anzug unleidlich und ich hätte den alten lieber behalten, so sehr hatte ich mich an die Unreinlichkeit gewöhnt. Darauf ließ mein Gevatter mich in seine Behausung ein und auf den Mittag bekam ich eine ziemliche Schüssel eingebrockte Milch, welche mir aber, weil ich meinen zusammengeschrumpften Magen überladen hatte, so übel bekam, daß ich Alles wieder zurückgeben mußte. „Du Schlingel," sagte er,

„mußt du mehr fressen, als du vertragen kannst?“ Eine alte Magd aber, welche ihm nach dem Tode seiner Frau den Haushalt führte, machte mir ins Geheim eine warme Suppe, welche mir wohlthat. Ueberhaupt erwies sie unter der Hand mir viel Gutes, sonst würde es mißlich mit mir ausgesehen haben, weil der Gevatter bei dem geringsten Versehen es ihr scharf untersagte, mir etwas zu geben. Es würde dem Leser beschwerlich sein, wenn ich alle Kleinigkeiten berühren wollte; nur das will ich noch bemerken, daß der Gevatter, da er mich beinahe ein halbes Jahr bei sich hatte, und freiwillige Geschenke sparsam für mich einliefen, verlangte, ich sollte einen Reibetisch haben und das ganze Dorf solle mich nach und nach verpflegen. Beinahe hätte man sich dieses gefallen lassen, wenn mir nicht bei einem Bauer aus Unbedacht folgende Worte entflohen wären: „Mein Gevatter dürfte nur die acht Thaler, die er meiner Mutter noch aufs Gut schuldig ist, mir anrechnen, so könnte er mich füglich noch ein halbes Jahr in Kost behalten.“ Gleich darauf wurde dies im Dorfe ausposaunt; mein Gevatter mußte vors Gericht; ich wurde ebenfalls herzugehalt, um die Aussage mit noch mehr Umständen zu bekräftigen. Man überhob mich aber der Mühe, indem Zeugen auftraten, welche, mit einem Eide zu erhärten sich anheischig machten, daß meine Mutter oft geklagt habe, der Bauer Eichholz sei

ihr noch acht Thaler schuldig, welche er Anfangs zu bezahlen versprach, später sie zur Geduld ermahnte und endlich boshaft läugnete. Ihm wurde nun zuerkannt, mich noch ein halbes Jahr zu behalten oder das Geld nebst Interessen auszuzahlen. Er willigte in das erstere; allein ich hatte es nun noch schlimmer, als früher; Schläge empfing ich, wenn ich ihm nur zu nahe kam; die Kost war nicht viel besser, als die für seinen Kettenhund. Ich wurde dieser Behandlung so überdrüssig, daß ich den Entschluß faßte, davon zu laufen. Es bot sich mir dazu eine passende Gelegenheit dar. Bei den damaligen Kriegstroubeln schwärmten schaarenweis Soldaten um uns herum und nicht ganz zwei Meilen von dem Dorfe war ein Lager aufgeschlagen. Mein Wunsch war, meinen Vater aufzusuchen, welchen Verschiedene gesehen haben wollten.

4. Capitel.

Martin geht davon.

Meine Flucht setzte ich auf den Sonntag, wo man nicht so sehr Acht auf mich hatte, wo Alles in der Kirche war bis auf die Magd, welche die Küche zu besorgen hatte und die ich um ein Stück Brod bat. Zuvor steckte ich mein gutes Kleid, einen groben Leinwandkittel, in einen Sack, warf ihn durch das Dachfenster in den Garten. Weil die Magd zu thun hatte, so er-

laubte sie mir, selbst ein Stück Brod abzuschneiden und weil noch ein halbes Brod übrig blieb, so nahm ich auch dieses mit und lief querfeld ein, damit mir Niemand begegne. Diesen Tag brachte ich hin, ohne ein Lager anzutreffen. Als es dunkel ward, ging ich gerade nach dem vor mir liegenden Dorf, erschrak aber nicht wenig, wie ich sah, daß es eben dasselbe war, aus welchem ich flüchtete. Was sollte ich nun anfangen? Wieder bei meinen Gevatter einzukehren, schien mir gefährlich, da ich mich eines doppelten Vergehens schuldig gemacht hatte, entlaufen und Dieb geworden war. Ich überlegte, wie es mir gehen würde. Ich ging also getrost um das Dorf herum, stieg bei meinem Gevatter über den Zaun und legte mich in einem alten Schoppen schlafen. Bei meinem Erwachen war es noch dunkel. Die Grillen zirpten um meinen Kopf, und es kam mir vor, als ob ich auf der hinter dem Dorfe laufenden Straße ein Getümmel von Leuten höre. Dies machte mich aufmerksam; ich kroch also aus meinem Versteck hervor und fand, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Ich traf bepackte Wagen nebst mehren Personen männlichen und weiblichen Geschlechts an, welche beiher gingen, und trollete in Gesellschaft fort. Niemand hatte Acht auf mich und ich hatte, weil es ziemlich geschwind ging, völlig zu thun, dem Zuge zu folgen. Als wir ungefähr eine Stunde marschirt waren, fragte

ein Reiter: „Du Junge, wo willst du hin?“ „Ins Lager,“ war meine Antwort. „Was hast du da zu schaffen?“ fragte er weiter. „Zu meinem Vater!“ erwiederte ich. Er mogte glauben, daß ich des Vaters Aufenthalt wisse und verschonte mich mit ferneren Fragen. Auf einer vor uns sich ausbreitenden Ebene sah ich die aufgeschlagenen Zelte und weil mir dergleichen niemals zu Gesicht gekommen war, so machte ich große Augen. Der Reiter hub endlich wieder zu mir an: „Unter welchem Regimente steht dein Vater?“ Weil ich nun glaubte, daß er die Zelte meine, welche Regimenter wären, so antwortete ich: „Er wird wol unter dem großen, der dort stehet, sein, denn er war lang; unter einem kleinen hätte er wol nicht Platz?“ „Junge,“ rief er, „du bist wol nicht richtig unterm Hut?“ „Ei,“ versetzte ich, „ihr habt einen Hut auf, ich aber eine Mütze.“ Obgleich ich dieses in der größten Unschuld sagte, so nahm er es mir doch übel, schlug mich mit einer Peitsche etliche Mal über den Kopf, worüber ich ein gewaltiges Geschrei erhob. Verschiedene Weiber kamen herzugelaufen und fragten nach der Ursache. Ich erzählte ihnen, daß mich der mit dem starken Barte geschlagen habe. Diese verwiesen ihm sein unverschämtes Betragen und nahmen, weil er drohend mir noch mehr Streiche reichen wollte, mich in ihren Schutz.

finster," versetzte sie, „ist es denn noch weit? Und wer ist er denn?" „Er ist Soldat," antwortete ich, „und beim Regiment." Aus meiner einfältigen Antwort mogte sie schließen, daß es sehr schwierig sei, ihn aufzusuchen, stellte daher eine ordentliche Prüfung mit mir an, ließ auch nicht eher ab, als bis sie den rechten Grund heraus hatte. „Ei, du armer Junge," sagte sie am Ende meiner Erzählung, „wärest du doch lieber bei deinem Gevatter geblieben; der Himmel weiß, unter welchem Regimente dein Vater ist; nach deinem eigenen Geständniß muß es beinahe ein Jahr, wo nicht länger sein, daß er dich und deine Mutter so schändlich verlassen hat; ja ich zweifle, ob er unter dieser Armee ist, die hier erst seit zwei Monaten versammelt liegt; jedoch du hast deinen Willen; die Nacht bleib hier; Morgen kannst du Nachfrage halten; trifft du ihn nicht an, so kehre zu deinem Gevatter zurück; gieb ihm gute Worte, er wird dich schon wieder aufnehmen." Diesen Vorschlag ließ ich mir gefallen und versprach, mich nach ihrem Vorschlage zu richten. Hierauf reichte sie mir jedoch im Geheimen, ein großes Glas Bier; nachdem ich es ausgetrunken, wies sie mir in dem Gastzelte ein Plätzchen zur Schlafstelle an. Früh stand ich am Morgen auf und war eben im Begriff, mich über den gestrigen Knochen herzumachen, als die gutthätige Person kam, mir ein Stück Brod, etwas Fleisch, auch ein

Gläschen Branntwein reichte. „Hier iß und trink,“ ſagte ſie; „darnach mache dich auf den Weg; findeſt du aber deinen Vater nicht, ſo komm wieder hierher; komme nicht zu Schaden; hörſt du es?“ „Ich verſtehe Alles,“ gab ich zur Antwort. Nun fiel ich ohne Umſtände über das Frühſtück her. Ich dachte dabei in der Stille, ich ſoll wieder zu dem argen Mann gehen? das laß ich wol bleiben, habe ich doch in meinem Leben nicht ſo herrlich geſchmauſet als jetzt; ein Kleid auf dem Leibe, eines im Sack, Brod, Fleiſch und noch zum Ueberfluß Geld! Ei ja, Herr Gepatter, gehabt euch wohl; ihr ſollet mich nicht ſehen, als bis ich ein groſſer Herr bin. Dieſes war alſo meine Ueberlegung beim Frühſtück. Nachdem ich nun ſatt war, warf ich meinen Sack auf den Rücken, dankte für die erwieſenen Wohlthaten, — und wenn ich auch ſonſt nichts gelernt hatte, ſo war ich doch nach meinem Stande ziemlich höflich — und ſetzte meinen Stab weiter.

7. Capitel.

Martin irret umher.

Ich miſchte mich ſogleich unter die Soldaten, welche nach ihren Verrichtungen in den Compagniegaſſen hin und her gingen; aber ſo viele ich auch anſichtig ward, ſo wollte ſich doch keiner mit meinem Vater vergleichen laſſen. Gab ſich Jemand die Mühe, da ich fleißig in die Zelte

sah, mich zu fragen, wen ich suche, so gab ich die Antwort, meinen Vater! Hieß es denn weiter: Wer ist dein Vater? so sagte ich, ein Soldat. Einer etwas neugieriger als die andern, wollte den Namen wissen; ich aber wußte keinen andern, als daß er der versoffene Spielmann Marten heiße. „Du Tölpel," fuhr er mich an, „wenn du keinen bessern Namen angeben kannst, wirst du ihn nimmermehr erfragen." Ich schwieg gern stille aus Furcht, er könnte es mit mir so machen, wie der Reiter, eilte also von einer Compagniegasse zur andern, bis mich anfing zu hungern. Ich sah mich also wieder nach einem großen Zelte um, wo es mir am vorigen Tage so wohl ergangen war. Vor dem ersten stand eine Schildwache, die mich nicht einlassen wollte; ich glaubte, er würde Respekt vor mir haben, wenn ich sagte, daß ich meinen Vater suche. „Dein Vater ist am Galgen," rief er; „da kannst du ihn suchen." „Nein!" erwiederte ich, „er ist umgefallen, denn der Wind hatte ihn umgerissen." Anstatt der Antwort gab er mir einen Stoß, daß ich über und über purzelte. Ich erhob ein lautes Geschrei, worauf ein Officier heraustrat und nach der Ursache des Geschreies sich erkundigte, den ich gehörig berichtete. „Komm her, du Junge," sprach er, fragte mich ordentlich aus und gab mir einen Schilling mit der Ermahnung, emsig meinen Vater zu suchen. Ich wendete dem Soldaten ein unfreundliches Ge-

ſicht zu, was er jedoch unbemerkt ließ. Hinter der Fronte ſtand wieder ein großes Zelt; aus dem von ihm aufſteigenden Rauche ſchloß ich, daß man daſelbſt wieder kochen und braten würde, und ich irrete mich nicht. Es ging daſelbſt ſehr geſchäftig zu und ich wollte mich hier zum Dienſte anbieten. Eine Weibsperſon, der ich vielleicht im Wege ſtand, nahm mich beim Arm und ſchleuderte mich zur Seite. Hätte ich damals die Welt ſo gekannt wie jetzt, ſo würde ich dieſe Grobheit im Geringſten nicht übel genommen haben; o wie weit waren die heutigen Menſchen von den geſtrigen verſchieden; aber das geht in der Welt ſo und ich ſage, es hat ſeinen Nutzen, man lernt den Unterſchied der Menſchen einſehen. Gar leer wollte ich nicht weggehen. Wie ſehnlich ſah ich auf die gefüllten Schüſſeln der Soldaten hin, die ſich Eſſen auftragen ließen. Als ich nun eine Weile als betrübter Zuſchauer vor den Gäſten ſtand, fragte mich einer: „Willſt du nicht auch eſſen?“ „O ja!“ gab ich mit einem tief ausholenden Seufzer zur Antwort, „mich hungert!“ Er ließ ſich ſogleich einen Teller reichen und füllete ihn aus der Schüſſel bis nichts mehr darauf liegen wollte. Eine große dicke Frau kam herzu und fragte: „Was ſoll der Junge mit dem Eſſen thun, er könnte mit etwas ſchlechterm vorlieb nehmen,“ worauf mein Wohlthäter erklärte: „Madam, ſein Sie ſo gütig und erlauben es, ich will es bezahlen.“ Sie ließ ſich

zwar dieſes gefallen, brummte aber weit ärger, als meines Vaters alte Baßgeige. Hier ging es mir noch beſſer, als den vorigen Tag. Als ich nun die Schüſſel geleert hatte, fragte er, ob ich ſatt ſei. „Ja," antwortete ich, „nun dürſtet mich." „Wohlgegeben," fing er das Wort auf; „allem Anſehen nach wirſt du weder verhungern noch vor Durſt ſterben; du kannſt fordern." Als ich nun durch ſeine Fürſorge etwas zu trinken bekommen hatte, fragte er nach meinem Herkommen und als ich ihm Alles mitgetheilt hatte, ſagte er: „Du wirſt dich umſonſt bemühen, deinen Vater aufzuſuchen; ſoll ich dir rathen, gehe wieder zu deinem Gevatter; denn wenn du ein Jahr älter biſt, kannſt du ſchon bei einem Bauer in Dienſt gehen," und hiermit hatte ich meinen Beſcheid. Es wurde mir ſchwer, die Stelle zu verlaſſen und ich war ſo geſättigt, daß ich nach Ruhe mich ſehnte, welche mir von einem Haufen Stroh dargeboten wurde. Ich legte mich darauf und ſchlief ein. Nach meinem Erwachen verfügte ich mich wieder in die Compagniegaſſen und ſuchte wie gewöhnlich meinen Vater, wiewol vergebens bis in die Nacht. Ich ſetzte mich bei einem vor der Fronte gemachten Feuer, nagte den Knochen vollends ab und ſchlug daſelbſt mein Lager auf. Mit Anbruch des Tages verſuchte ich mein Glück weiter und da ich ſahe, daß die Soldaten beſchäftigt waren, ſich Eſſen zu kochen, machte ich mich auch herzu, wo

es freilich nicht so große Teller voll abwarf, allein genug war, weil Jeder mir etwas reichte. Von da an machte ich mit den Burschen Bekanntschaft und wo der Haufe am größten war, da mischte ich mich mitten darunter! Wie es nun bei einem großen Haufen nicht allemal so zugeht, wie es sein sollte, so konnte ich in dieser Gesellschaft wenig Gutes lernen; denn die Rechtlichen blieben weg. In diesem wüsten Leben brachte ich beinahe fünf Wochen zu und es schmerzte mich, daß ich unerwartet mich von diesem Kreise trennen mußte. Aus Mangel einer bestimmten Schlafstelle erwählte ich mir, wenn es Abend war, einen Ort, der mir am Nächsten war. Eines Morgens wurde ich nicht ohne Jammer gewahr, daß das Lager abgebrochen und kein Mensch zu sehen war. Meines Erachtens konnten doch nicht Alle fort sein; ich ging also über den verlassenen Lagerplatz, entdeckte aber keine Spur, wohin man seinen Weg genommen hatte. Ich verfolgte also einen Fahrweg, welcher mich nach einem Dorfe leitete; allein ich mogte fragen, wen ich wollte, ich konnte nicht die geringste Kundschaft einziehen. Nun fing der Muth zu sinken an; was sollte ich nun anfangen? Die Hoffnung meinen Vater zu finden, war verschwunden. Ich warf mir meine Nachläßigkeit vor, daß ich mir nicht genug Mühe gegeben hätte, das ganze Lager durchzugehen, oder lieber nach meiner Wohlthäterin zurückzueilen.

Doch dies war nun nicht zu ändern, der Mittag nahete, keinen Bratenjungen brauchte man im ganzen Dorfe; der Hunger ſtellte ſich ein und Niemand nöthigte mich in ſein Haus. Den kleinen Vorrath an Gelde wollte ich nicht angreifen, alſo wagte ichs, einen Bauer um ein Stück Brod zu bitten. In dem erſten Bauerhofe war Niemand zu Hauſe; in dem andern hatten ſie kein Brod angeſchnitten; in dem dritten fertigte man mich grob ab; kaum daß ich ein Stückchen Brod erhielt, welches ſehr hart und dazu ſchimmlich war. Ein Mann am Ende des Dorfs meldete mir auf meine Frage, ob er keine Soldaten geſehen habe, daß dieſen Morgen Einige durch das Dorf in aller Frühe gegangen wären, und von dort würde ich erfahren, welche Richtung ſie genommen hätten. Als ich zu wiſſen wünſchte, wie weit es noch bis zum nächſten Dorfe ſei, antwortete er, daß ich, wenn ich raſch fortſchritte, in zwei Stunden es erreichen könne. Daran war mir ſehr gelegen; ich marſchirte alſo mit ſtarken Schritten, aber es war beinahe Abend, ehe ich es zu Geſicht bekam. Allein hier war ich ſo klug, wie vorher; Niemand begegnete mir; klopfte ich an eine Thür, ſo wies man mich mit Ungeſtüm ab. Hier ſahe ich, wiewol zu ſpät, ein, daß ich den gutgemeinten Rath meiner Wohlthäterin hätte befolgen ſollen. In den Gaſthof wurde ich wol eingelaſſen; aller wehmüthigen Vorſtellungen ungeachtet konnte

ich den Wirth nicht bewegen, mir einen Biſſen Brod zu geben; als ich nun in meinen Geldbeutel griff, ſo erhielt ich die Erlaubniß, auf der Bank die Nacht zuzubringen. Am Morgen in aller Frühe kam der Knecht und ſagte: „Du Junge, es wird Tag; packe dich deiner Wege.“ Mit Thränen verließ ich das Haus und das Dorf, aus welchem alle Barmherzigkeit entflohen ſchien. Ungefähr einen Büchſenſchuß davon ſetzte ich mich am Wege auf einen grünen Fleck und beweinte meinen elenden Zuſtand, in welchen ich mich leichtſinnig ſelbſt geſtürzt hatte. Ein ziemlich großer Junge trieb aus erwähntem Dorfe das Vieh und pfiff ſein Stückchen nach Herzensluſt. Ach, dachte ich, wäre ich doch auch nur im Stande, dergleichen Verrichtungen auf mich zu nehmen, ſo würde ich doch wenigſtens meinen Unterhalt haben. Als er mir näher kam, hub er an: „Was machſt du hier und warum weinſt du?“ „Alle Weile,“ gab ich zur Antwort, „komme ich aus dem Dorfe, wo ich vorige Nacht ſchlief und mir es traurig ergangen, denn wenn es nicht beſſer wurde, ſo mußte ich vor Hunger ſterben.“ Dieſer Burſche zog mitleidig ſein Brod aus dem Sack, gab mir faſt die Hälfte, nebſt Käſe. „Hier,“ ſagte er, „haſt du zu eſſen; ſiehe das Dorf mit dem Thurm, dahin gehe; der Pfarrer daſelbſt iſt ein wohlwollender Mann; zu dieſem gehe und klage ihm deine Noth, er wird dich nicht hülflos laſſen.“ Nach-

dem ich ein wenig gefrühstückt hatte, denn ich wollte mit Fleiß nicht viel nehmen, sondern blickte im Geiste schon auf die Güte des Pfarrers.

8. Capitel.

Martin kommt zu einem Pfarrer.

Ich ging auf das bezeichnete Dorf los und meine erste Frage war, wo der Pfarrer wohne, als mir dessen Haus gezeigt wurde und die Thür offen stand, ging ich gerade auf den Hof. Der Pfarrer stand vor der Hausthür und fragte mich, was mein Begehr sei, worauf ich einen kurzen Bericht von meinem Vorhaben abstattete. So schlau war ich aber dabei, daß ich mit keinem Worte berührte, ich sei entlaufen. „Du gutes Kind," sagte er, „das ist eine Unmöglichkeit, deinen Vater aufzusuchen." Die Frau Pfarrerin, die dazu kam, hatte ein herzliches Mitleiden mit mir; „es ist schade um den Jungen, daß er so in der Irre umherlaufen soll," redete sie darein. „Kannst du denn beten?" fragte sie mich; „Nein," war meine Antwort, „aber singen kann ich." „Nun so laß dich doch hören," fing er das Wort auf. Ich würde besser gethan haben, wenn ich hiervon nichts gesagt hätte, wie wir bald hören werden. Ich stimmte also in meiner Einfalt ein trostreiches Liedchen an, das ich von den Soldaten gelernt hatte. Ich glaubte nicht anders, der

ich den Wirth nicht bewegen, mir einen Biſſen Brod zu geben; als ich nun in meinen Geldbeutel griff, ſo erhielt ich die Erlaubniß, auf der Bank die Nacht zuzubringen. Am Morgen in aller Frühe kam der Knecht und ſagte: „Du Junge, es wird Tag; packe dich deiner Wege.“ Mit Thränen verließ ich das Haus und das Dorf, aus welchem alle Barmherzigkeit entflohen ſchien. Ungefähr einen Büchſenſchuß davon ſetzte ich mich am Wege auf einen grünen Fleck und beweinte meinen elenden Zuſtand, in welchen ich mich leichtſinnig ſelbſt geſtürzt hatte. Ein ziemlich großer Junge trieb aus erwähntem Dorfe das Vieh und pfiff ſein Stückchen nach Herzensluſt. Ach, dachte ich, wäre ich doch auch nur im Stande, dergleichen Verrichtungen auf mich zu nehmen, ſo würde ich doch wenigſtens meinen Unterhalt haben. Als er mir näher kam, hub er an: „Was machſt du hier und warum weinſt du?“ „Alle Weile,“ gab ich zur Antwort, „komme ich aus dem Dorfe, wo ich vorige Nacht ſchlief und mir es traurig ergangen, denn wenn es nicht beſſer wurde, ſo mußte ich vor Hunger ſterben.“ Dieſer Burſche zog mitleidig ſein Brod aus dem Sack, gab mir faſt die Hälfte, nebſt Käſe. „Hier,“ ſagte er, „haſt du zu eſſen; ſiehe das Dorf mit dem Thurm, dahin gehe; der Pfarrer daſelbſt iſt ein wohlwollender Mann; zu dieſem gehe und klage ihm deine Noth, er wird dich nicht hülflos laſſen.“ Nach-

dem ich ein wenig gefrühstückt hatte, denn ich wollte mit Fleiß nicht viel nehmen, sondern blickte im Geiste schon auf die Güte des Pfarrers.

8. Capitel.

Martin kommt zu einem Pfarrer.

Ich ging auf das bezeichnete Dorf los und meine erste Frage war, wo der Pfarrer wohne, als mir dessen Haus gezeigt wurde und die Thür offen stand, ging ich gerade auf den Hof. Der Pfarrer stand vor der Hausthür und fragte mich, was mein Begehr sei, worauf ich einen kurzen Bericht von meinem Vorhaben abstattete. So schlau war ich aber dabei, daß ich mit keinem Worte berührte, ich sei entlaufen. „Du gutes Kind," sagte er, „das ist eine Unmöglichkeit, deinen Vater aufzusuchen." Die Frau Pfarrerin, die dazu kam, hatte ein herzliches Mitleiden mit mir; „es ist schade um den Jungen, daß er so in der Irre umherlaufen soll," redete sie darein. „Kannst du denn beten?" fragte sie mich; „Nein," war meine Antwort, „aber singen kann ich." „Nun so laß dich doch hören," fing er das Wort auf. Ich würde besser gethan haben, wenn ich hiervon nichts gesagt hätte, wie wir bald hören werden. Ich stimmte also in meiner Einfalt ein trostreiches Liedchen an, das ich von den Soldaten gelernt hatte. Ich glaubte nicht anders, der

ehrliche Mann würde aus der Haut fahren. „Schweig, schweig, du ehrvergessener Vogel," schrie er zu verschiedenen Malen; „wer hat dich denn mit solchem leichtfertigen Zeuge bekannt gemacht?" „Die Soldaten," erwiederte ich. Er rang die Hände, hub endlich wieder an: „Kannst du sonst gar nichts, auch nicht das Vaterunser?" „Ich konnte es bald halb," unterbrach ich ihn; „aber da meine Mutter starb, habe ich es wieder vergessen." Dem guten Manne gingen die Augen über. „Was soll ich mit dem Kinde thun?" wandte er sich an seine Frau, welche aber wegen meines Singens anderer Ansicht war. Denn sie fing bei meiner Anstimmung herzlich an zu lachen, welches er ihr aber verwies. „Nach meinem Gewissen kann ich ihn nicht in dem verderbten Wesen so aufwachsen lassen." „Es ist ein gar feiner Junge," gab sie zur Antwort, „thut, was euch gefällt. Aber höre," sagte sie zu mir; „du magst wol Ungeziefer haben, weil du dich immer so rimpfest?" „Ach ja," fiel ich ihr ins Wort, „sie beißen." „Das glaub' ich wol;" versetzte sie, „laß doch sehen, was hast du denn in deinem Sack!" Ich packte aus. „Du gutes Kind," sagte sie und zog den Pfarrer zur Seite. Nach einer längeren Unterredung kehrte er sich zu mir mit den Worten: „Höre, mein Sohn, wie heißt dein Name?" „Ich heiße, wie mein Vater, Marten." „Nun gut," fuhr er fort, „ich will ein Werk der Barmherzigkeit an dir

erweiſen und dich zu mir nehmen, wenn du gelobeſt, gut zu ſein.“ „Ach ja, lieber Herr Pfarrer,“ ſagte ich weinend, „ich will Alles thun, was Ihr mir heißet; ja ich will auch beten lernen, wenn Ihr es mir nur vorſagt.“ „Dieſes wird ſich wol geben,“ ſagte er, „zeige nur durch ein gutes Verhalten, daß du Luſt haſt, als ein ehrlicher Menſch in der Welt zu leben. „Nachdem ich ihm Alles zugeſagt hatte, was er von mir verlangte, befahl er mir, ſo lange zu verziehen, bis er mir ſagen würde, was ich weiter thun ſolle. Er ſchickte hierauf die Magd fort, die nach einer Weile mit einem Pack Sachen nebſt einer alten Frau zurückkam. Letztere führte mich in einen alten Schoppen, wohin die Magd ein großes Faß Waſſer trug. Die Alte zog mich mutternackend aus, und verfuhr eben ſo mit mir, wie die Magd meines Gevatters. Darauf reichte ſie mir Kleider zum Anziehen. Alles ging gut bis auf die Schuhe, mit welchen ich nicht fertig wurde und in denen ich nicht gehen konnte, ja ich mußte mich an den Wänden halten, wollte ich nicht fallen. Der ehrliche Magiſter, ſo nenne ich ihn künftig, mußte mit ſeiner Frau über dieſen Aufzug herzlich lachen, ſagte aber, ich würde bald gehen lernen, da ich ſein Bedienter werden ſolle. An dieſem Tage nahm er mit mir weiter nichts vor. Nach dem Eſſen mußte ich herumſpazieren, um mich an die Schuhe zu gewöhnen. Den andern Tag aber fing er

an, mir ein kurzes Gebet vorzusagen und ich lernte bald noch zwei Gebete hersagen und von da an setzte er täglich zwei Stunden aus, um mich zu unterrichten. Seine Mühe war nicht umsonst. Ich hatte starken Trieb, etwas zu lernen und begriff im Kurzen mehr, als er erwartete, worüber er eine außerordentliche Freude an den Tag legte. Des Sonntags mußte ich mit dem Knechte in die Kirche. Er band mir aber vorher fest ein, daß ich recht Acht geben solle, was er sage, damit er hernach erfahren wolle, ob ich etwas behalten hätte. Als ich am dritten und vierten Sonntage mit dem Knecht aus der Kirche kam, begegnete mir der Bursche, der sein Brod mit mir getheilt hatte; ich lief zu ihm und bezeigte ihm meine Freude. Er verwunderte sich über die Verwandlung meiner Person. Der Magister, der mich mit ihm gesehen hatte, wünschte zu wissen, wie ich mit ihm bekannt geworden sei und ich erzählte ihm den Vorfall vor dem Dorfe. „Siehe," sagte er, „das diene dir zur Vorschrift, daß du, wenn du einen Menschen in Noth siehest, denselben soweit es in deinem Vermögen steht, nicht hülflos lässest, sondern ihm aus allen Kräften beistehest. Es ist dies nicht ein Zufall gewesen, sondern eine höhere Hand hat dich geleitet, welche die Herzen der Menschen nach ihrem Willen lenkt." Außer den Lehrstunden hatte ich Anfangs nichts zu thun; später wurden mir allerlei kleine Verrichtungen

übertragen, wie z. B. der Knecht mußte mich unterweisen, des Herrn Schuhe zu putzen, die Kleider auszukehren. Wie er sich nun bemühete, mein Wohl auf alle Weise zu befördern, so suchte ich mich ihm je mehr und mehr gefälliger zu machen, beging aber, jedoch aus Mangel an Erfahrung, einen gewaltigen Schnitzer. Beim Ausklopfen des Rocks fiel mir ein, daß der Knecht nicht einmal die Knöpfe des Rockes geputzt hatte; denn sie sahen kohlschwarz aus. Weil ich nun im Lager gesehen hatte, daß die Soldaten nicht allein ihre, sondern auch der Officiere Knöpfe auf den Kleidern reinigten, daß man sich darin spiegeln konnte: so suchte ich ein Stück Ziegelstein, rieb es zu feinem Pulver und rieb die Knöpfe, so viel ich konnte; aber es wollte mir nicht glücken. Nach meiner Einsicht waren sie zu schmutzig; ich machte daher einige naß, streuete geriebenen Ziegel darauf; es wollte aber nichts helfen. Ich fing an, dieses Verfahren zu bereuen; und gern hätte ich die Arbeit umsonst gethan, wenn ich nur das Ziegelmehl hätte herausbringen können. Durch das viele Reiben und Bürsten hingen die Knöpfe in Stücken umher. Der Pfarrer kam herzu und nachdem er meine schöne Arbeit hatte in Augenschein genommen, gab er mir einen Kopfstoß und sagte: „Junge, was hast du denn mit dem Kleide gemacht? Du hast mir ja die ganzen Knöpfe verdorben.“ „Lieber Herr Magister,“

gab ich zur Antwort, „ich wollte sie putzen, da der Knecht sie ganz vernachlässigt zu haben schien.“ „Du Einfaltspinsel,“ warf er mir ein; „das sind weder messingene noch andere metallene Knöpfe;“ die Frau kam auch herbei, welche, als sie das Vorgefallene erfahren hatte, vor Lachen sich kaum zu lassen wußte, ja er selbst konnte sich des Lachens kaum erwehren. Ich bat, er möge es mir verzeihen, weil ich es in unschuldiger Absicht gethan hätte. „So gehts,“ gab er mir zur Lehre, „wenn man sich in Dinge mischt, welche man nicht versteht; es ist allemal besser, zu fragen, was man nicht weiß, als einer eingebildeten Klugheit zu folgen.“ Der gute Mann mußte sich neue Knöpfe in seinen Rock machen lassen. Für meine Arbeit aber bekam ich einen Kopfstoß, welches der erste und der letzte war. Er schickte mich, als er einen guten Anfang mit mir gemacht hatte, zum Schulmeister täglich zwei Stunden und ich brachte es in drei Jahren im Lesen und Schreiben ziemlich weit. Da es aber am Besten gehen sollte, machte der Tod einen Strich durch die Rechnung. Der Herr Magister wurde bettlägerig und weil seine Krankheit zehrend wurde, so erhielt er auf sein Verlangen einen Substituten. Diesen bat er auf seinem Krankenlager, er mögte ihm doch die einzige Gefälligkeit erzeigen und sich meiner nach seinem Absterben annehmen; er mache sich, da ich einen fähigen Verstand

blicken lasse, Hoffnung, daß etwas aus mir werden könne. Dieser versprach es ihm zwar; aber ob er es gehalten, das werden wir bald hören. Mein mehr als väterlich gesinnter Wohlthäter starb und mit ihm meine Hoffnung. Der Verstorbene war nicht sobald aus dem Hause geschafft und der neue Herr Magister Herr geworden, als Alles umgekehrt ward. Die Wittwe wendete sich nach Wesel zu einem Verwandten; vor der Abreise aber rief sie mich noch auf ihr Stübchen. „Martin," redete sie mich an; „ich sehe zum Voraus ein, daß es für dich hier nichts sein wird; siehe eine Weile zu, vielleicht gehet es besser, wenn der Nachfolger sich völlig eingerichtet hat; widrigenfalls schreibe mir, ich will für dich sorgen; hierauf aber darfst du keineswegs trotzen; unterwirf dich seinen Befehlen; es schadet nichts, wenn er nur nicht in der Hauptsache das Ziel überschreitet."

9. Capitel.

Martin bekommt einen neuen Herrn.

So lange die Wittwe noch zugegen war, hielt er an sich; aber kaum hatte sie das Haus verlassen, als er mich rief und folgende Anrede hielt. „Höre, ich habe meinem Vorgänger versprochen, dich nicht zu verstoßen, werde auch mein Wort getreu halten; allein einen Müssiggänger zu ernähren, dazu habe

ich weder Fug noch Luſt; du wirſt alſo dich künftig meinen Befehlen unterwerfen und ohne Murren Alles ausrichten. Gehe zum Knechte, der wird dir ſagen, was du täglich zu thun haſt." Ich verfügte mich alſo getroſt in den Stall und ſagte: „Ihr ſollt mir anzeigen, was ich zu thun habe." „Deinen neuen Herrn die Fenſter einwerfen," war des Knechtes Antwort. Hätte er mir dieſes vor drei Jahren geſagt, ſo würde ich keinen Anſtand genommen haben, den Befehl aus allen Kräften zu vollziehen, ſo aber war ich ſchon eines Beſſeren belehrt; ich gab ihm daher die Antwort, daß es mir ein Kleines ſei, in der ganzen Pfarre keine Scheibe ganz zu laſſen, wenn er es verantworten zu können im Stande wäre, ſtellete mich auch, als ob ich ſogleich die anbefohlene Arbeit vornehmen wolle. Er zog mich indeſſen mit den Worten zurück: „Wirſt du denn in deinem Leben nicht klug? Es iſt ſo nicht zu verſtehen; giebt dir der Pfarrer nichts zu thun, ſo weiß ich noch viel weniger." Ich ging alſo auf meine Kammer und ſchrieb, was durch den erwähnten Todesfall auf etliche Wochen unterbrochen war. Der Herr Magiſter kam zu mir und fragte, was ich da mache? „Der Knecht wußte," gab ich zur Antwort, „keine Arbeit für mich und der ſelige Magiſter ſagte oft: Müſſiggang ſei aller Laſter Anfang; weil ich nun keine Beſchäftigung hatte, ſo nahm ich das ſo lange nachgelaſſene Schreiben vor."

„Weißt du aber auch, hielt er mir vor: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen. Hiermit kündige ich dir an, weil es dir beliebt zu schreiben, woran ich dir auch nicht hinderlich sein will; da du für mich nicht gearbeitet hast, kannst du auch nicht zu essen verlangen; also kannst du dich satt schreiben.“ Hiermit ging er seines Weges. Ich dachte, er habe dies nicht so böse gemeint, und ging um die Mittagszeit wie gewöhnlich, den Tisch zu decken. Er hatte einen Studiosum zu Gaste, der oft einsprach und verschiedene Mal gepredigt hatte und ich mußte bei der Tafel aufwarten. Nachdem beide gespeiset hatten, begab ich mich in die Gesindestube und forderte mein Essen. Die schon unterrichtete Magd besann sich eine Weile, hub endlich an: „Verzeihe, Martin, ich will den Herrn Magister fragen.“ „Er soll nichts haben,“ hörte ich ganz vernehmlich. Ohne erst die Magd abzuwarten, setzte ich mich auf eine Bank auf dem Hofe und überlegte, was hierbei zu thun sei. Der Studiosus, der eben aus dem Garten kam, fragte im Vorbeigehen, was mir fehle. Diesem erzählte ich mein Mißgeschick. Er lachte und sagte: „Da hast du sehr wohl gethan; führe in der Folge den Herrn Magister nur in die Schrift und er wird sich schon bessern.“ Hiermit verließ er mich; ich ging nun in den Stall zum Knechte und klagte ihm meine Noth. „Ja,“ sagte er, „wir haben an unserm verstorbenen

Herrn vieles verloren; mir gefällt es keine Stunde mehr; ich werde ihm bei erster Gelegenheit den Dienst aufkündigen und fortgehen; du bist ja auch nicht an ihn gebunden, du findest nunmehr dein Brod überall.“ „Höret,“ fragte ich ihn, „wisset Ihr nicht, wenn der Bauer Matz nach Wesel fährt, ich wollte ihm einen Brief mitgeben an die Frau Magisterin.“ Wir hätten noch mehr mit einander gesprochen, als der Herr Magister mich rief, mir einen Kober gab und mir befahl, ihm zu folgen. Er ging in den Garten und ich mußte einen Kirschbaum besteigen, der so voll war, daß die Zweige fast brachen und die Sperlinge schaarenweise die Kirschen pflückten. Des schönen Geschmackes wegen konnte ich nicht widerstehen, für meinen Mund einige zu brechen. Der Magister sah es und schrie: „Ich glaube, Junge, du steckst mehr Kirschen ins Maul, als in den Korb; warte, ich will das Aeffchen mit Kirschen füttern.“ Da nun der Kober gefüllt war, mußte ich ihm denselben herunterlangen, welchen er, weil er ihn sonst Niemandem anvertrauen wollte, selbst in Verwahrung brachte, und dem Studiosum bat, bis er wieder zurückkäme, dort zu bleiben. Er war aber kaum aus dem Gesicht, als der Student mir sagte: „Höre, heute kannst du an deinem Herrn Rache üben, er läßt dich heute nach der Schrift hungern; wenn er kommt, so friß du nur getrost, und wenn er es dir verbietet, so ant-

worte ihm kurz: Herr Magiſter, in der Schrift ſtehet: Du ſollſt dem Ochſen, der dir driſcht, nicht das Maul verbinden; du kannſt verſichert ſein, daß er künftig mit dir billiger verfahren wird.“ Ich ſah wol ein, daß dies nicht recht war; deſſen ungeachtet ſetzte ich mir vor, es zu wagen, es gehe auch, wie es wolle. Bei ſeiner Rückkehr fing ich an, recht emſig zu pflücken und zu eſſen. „Ei, du ungezogener Bengel,“ rief er, „du wirſt mir die koſtbaren Kirſchen nicht halb freſſen!“ Hier platzte ich ohne Bedenken mit dem aufgegebenen Spruch heraus; er wollte vor Zorn oben ausfahren; jener dagegen glaubte, er müſſe vor Lachen berſten. „Gewiß, Herr Magiſter,“ ſchrie er, „Martin iſt ſo einfältig nicht, wofür man ihn hält;“ vor Scham machte dieſer nicht viel Weſens, ſondern ſagte nur: „Warte, ich werde dich ſchon dreſchen.“ Mir war hierbei nicht wohl zu Muthe und es gereuete mich, daß ich ſo blindlings gefolgt war; jedoch dachte ich, wenn er mich hierüber zur Verantwortung ziehet, ſo ſage ichs rund heraus, daß der Student mich unterrichtet habe; ich nahm mich dabei möglichſt in Acht, eine Kirſche zu eſſen. Der Student verabſchiedete ſich mit dem Verſprechen, über acht Tage für ihn zu predigen. Der Magiſter bot mir Feierabend, als es anfing, dunkel zu werden und ich hoffte, er werde mir wol Abendbrod reichen laſſen, da ich gearbeitet hatte; indeſſen es unterblieb. Zum Ueberfluß

rief er uns alle drei, nämlich den Knecht, die Magd und mich, hielt eine lange Predigt von Gehorſam; dann kam er auf mich, und wenn mein Verbrechen bis zur Lebensſtrafe gereicht hätte, er hätte es nicht ſchlimmer machen können. Am Ende ſagte er: „Damit du es aber nicht umſonſt gethan haſt, ſollſt du dieſes Mal mit einer gnädigen Strafe davon kommen.“ Hiermit zog er einen ziemlichen Strick aus dem Schlafrock hervor, übergab ihn dem Knecht, welcher die Execution vollziehen ſollte. „Ei, Herr Magiſter,“ ſagte dieſer, „was wollen Sie noch endlich aus mir machen, ich bin kein Zuchtmeiſter; hat Martin etwas verbrochen, was ſtraffällig iſt, ſo machen Sie mit ihm, was Sie wollen; ich laſſe mich hierzu nicht gebrauchen.“ „Was will daraus werden,“ ſagte der Magiſter, „der Knecht will Herr ſpielen und der Junge ein Junker ſein; ſolch böſes Geſinde mag ich in meinem Hauſe nicht haben.“ „O,“ erwiederte der Knecht, „wir ſind einander nicht zur Ehe gegeben, ich kann die Pfarre heute noch räumen.“ „Ja, wenn ich es erlaube,“ fiel ihm jener in die Rede. „Wer wollte mich abhalten,“ verſetzte der Knecht; „Sie haben mich weder gemiethet, noch weniger mir einen Lohn ausgeſetzt, Sie wollten es mit mir verſuchen, und da ich Ihnen nicht gefalle, ſo iſt vor der Thür meine.“ Hiermit nahm er ſeinen Abſchied und ich folgte getroſt nach. Der Knecht packte ſeine Hab-

seligkeiten zusammen, legte seine Kleider an und sagte: „Morgen will ich, nachdem ich abgefüttert habe, meiner Wege gehen.“ Er begab sich ins Bett. Die Magd kam und berief ihn zum Herrn; er aber war kurz mit der Antwort: „Wir werden wol nicht viel mit einander abzumachen haben, ich schlafe schon.“ Aus Furcht vor der Strafe blieb ich auch im Stalle, entschlossen, wenn es schlimm für mich aussehen sollte, mit dem Knechte abzureisen. Der Knecht weckte mich früh auf und sagte: „Wenn der Pfarrer nach mir fragt, so melde ihm, ich sei weggegangen und weil ich meine Sachen mitgenommen hätte, so würde ich schwerlich wieder kommen.“ Er war kaum eine Viertelstunde fort, als der Herr Magister ihn rief. „Er ist fort,“ gab ich zur Antwort, „und hat alle seine Sachen mitgenommen.“ „Was sagest du?“ fragte er. „Es ist nicht anders,“ antwortete ich. Nach einer Weile kam er selbst in den Stall, um Gewißheit zu erlangen. Da er nun das leere Nest fand, wollte er aus der Haut fahren. Ich hingegen war beständig auf dem Sprunge, weil ich noch immer fürchtete, er würde über mich herfallen. Bald darauf fing er an, mich aufzufordern, zu gehen und zu frühstücken, später sollte ich erfahren, was ich zu thun habe. Als ich den Magen befriedigt hatte, befahl er mir, ins Dorf zu gehen, um zu erforschen, wo sich der Entlaufene aufhalte. Allein Niemand wollte

ihn gesehen haben. „Einen Knecht muß ich haben," sprach er, kleidete sich an und ging selbst aus. Ungefähr eine Stunde hernach kam er mit einem Tagelöhner zurück und führte diesen in den Stall und befahl ihm, die Pferde gut abzuwarten. Wie er ihm Alles gezeigt hatte, kam die Reihe auch an mich. „Hier," sagte er, „übergebe ich euch zugleich den bösen Buben; lasset ihn nicht müssig sein; ist er widerspenstig, so sollet Ihr volle Macht über ihn haben und ihn nach Gutdünken abstrafen, ohne mich erst deßhalb zu fragen." Als wir Beide allein waren, beruhigte mich der Mann und sagte: „Du darfst dich nicht fürchten, so lange ich hier bin, wollen wir uns schon Beide vertragen." Hier fiel mir ein, den Tagelöhner zu fragen, wann er wieder nach Wesel fahre. Da der Magister auf alle meine Schritte Acht hatte, so durfte ich mich nicht entfernen. Ich benutzte also eine Zeit, wo er studirte und ging am Sonnabend Abend zu dem Bauer und erfuhr, daß er noch den Sonntag vor Abend sich auf den Weg machen würde. Ich war Willens einen Brief zu schreiben und ging auf meine Kammer, fand aber Alles aufgeräumt. Das Schreiben mußte also unterbleiben. Endlich schlug ich es mir aus dem Sinn und dachte, die Sonne kann ja nicht immer scheinen. Allein, als ich mit dem Herrn Magister aus der Kirche kam, sagte mir mein Stallcollege, daß er von der Magd etwas erfahren habe,

was mir nicht angenehm klingen würde, nämlich, der Herr Pfarrer wolle mich ins Hundeloch ſtecken laſſen; es ſei Alles richtig, nur wollte er mit dem Schulzen gehörige Abrede treffen. Dies war um ſo wahrſcheinlicher, weil er mit dem Schulzen auf dem Rückwege eine lange Unterredung hielt, auch mir befahl, immer voraus zu gehen. Nachdem wir die Mahlzeit eingenommen hatten, machte ich mich zum Abmarſche bereit; vorzüglich war es mir um das gute Kleid zu thun, das mir der verſtorbene Pfarrer auf ſeinem Krankenlager hatte machen laſſen; dieſes wollte ich nicht gern verlieren und hatte es in den Stall getragen. Um mich nichts merken zu laſſen, war ich ſehr geſchäftig. Als der Herr Magiſter Mittagsruhe hielt, zog ich mich an und gab meinem Stallgehülfen die Hand, ohne ein Wort zu ſagen. Die Magd fragte mich, wo ich hinwolle. „Spazieren," berichtete ich ſie. „Bleib ja nicht zu lange aus," rief ſie mir nach; „der Herr wird, wenn er aufſteht, dich ausſchicken." „Es wird ſchon ſo lange anſtehen, bis ich wiederkomme," antwortete ich trotzig.

10. Capitel.

Martin läuft davon.

Ich brauchte die Vorſicht und ging da ich mich hätte linker Hand wenden ſollen, rechter Hand durchs Dorf, ſie irrig zu machen, wenn es dem Pfarrer etwa ein-

fallen ſollte, mich aufſuchen zu laſſen. Der Schulze ſtand eben in der Thür; dieſem ſagte ich im Vorbeigehen; der Herr Magiſter ließe ihm ſagen, daß für heute aus der verabredeten Sache nichts würde, es wäre etwas dazwiſchen gekommen. Er bat mich, etwas näher zu kommen; da ich aber dem Landfrieden nicht trauete, wendete ich nothwendige Geſchäfte vor, eilte in möglichſter Geſchwindigkeit ins freie Feld und ſchwenkte mich dann auf die andere Seite, um die ordentliche Straße zu erreichen. Ich vermuthete den Bauer Matz noch hinter mir, ging mit gelaſſenen Schritten fort, unterließ aber nicht, mich zuweilen umzuſehen, weil ich den Bauer erwartete und mich nicht für zu ſicher hielt, es könnte dem Pfarrer in den Sinn kommen, mir nachzuſetzen. Allein alle Bemühung, mich zu fangen, wäre vergeblich geweſen, das Korn ſtand ſo hoch, daß ich mich leicht verkriechen konnte. Nach etwa 3 Stunden ſah ich ein Fuhrwerk herkommen und erkannte bald den Bauer; ich verkroch mich in das Korn, um ſeiner zu warten. Nachdem er etwas vorausgefahren war, ging ich hinterher und dann auf ihn zu, bot ihm einen guten Tag und fragte, ob er mich mitnehmen wolle. „Was zum Henker," ſagte er, „wo kommſt du her? Ich dachte, du ſäßeſt im Hundeloche, denn als ich anſpannte, entſtand im Dorfe Lärm, daß Martin entlaufen ſei; man hatte dich zum obern Theil hinaus-

gehen ſehen, vier Knechte zu Pferde ſuchen dich auf; allein da ſie einen entgegengeſetzten Weg genommen, ſo werden ſie dich nicht finden.“ „Ihr wiſſet es alſo auch,“ ſagte ich, „daß mich der Pfarrer ins Hundeloch ſtecken laſſen wollte, es iſt ihm aber nicht gelungen.“ „Dieſes war kein Geheimniß,“ erwiderte er, „ja die Jungen im Dorfe wußten es. Was willſt du aber in Weſel machen,“ fuhr er in ſeiner Rede fort. „Ich will meine Zuflucht zu der Wittwe, welche ſich daſelbſt aufhält, nehmen und da Ihr derſelben ein Fuder Hausrath dahin gebracht habt, ſo werdet Ihr mir auch anzeigen können, wo ich ſie antreffe.“ „Dies will ich wol thun,“ verſetzte er; „allein ich werde bei dem Pfarrer einen großen Verdruß erwecken, er wird ſagen, ich hätte dich ſollen in dem erſten Dorfe feſtnehmen laſſen.“ „Ei,“ fiel ich ihm ins Wort, „das ſoll der Herr Pfarrer wol bleiben laſſen; ich bin weder Schelm noch Dieb, zudem wiſſet ihr ja nicht, ob er es Euch danken würde, denn er hatte es Euch ja nicht befohlen. In den Gerichten liefen von meiner Gefangennehmung Unkoſten auf; dieſe würdet ihr ohne Barmherzigkeit tragen müſſen und ſie würden ſagen, wer Euch den Auftrag gegeben hätte, der habe die Auslagen wieder zu erſtatten. Sehet, mein lieber Matz, es iſt hierbei mehr zu beobachten, als Ihr Euch einbildet.“ „Um ſolche Dinge habe ich mein

Lebtage mich nicht bekümmert," erklärte er, „und wenn er es mir auch befohlen hätte, so würde ich es der Frau Magiſterin nicht zu Leide thun, es waren andere Zeiten, wie ihr ſeliger Herr noch lebte. Komm morgen früh um ſechs oder ſieben Uhr, dann wollen wir ſie ſprechen. Seitdem ſie ſich da aufhält, war es ihr angenehm, wenn ich ſie beſuchte, und bat mich, wiederzukommen. Ich wette, daß ſie mir, wenn ich dich mitbringe, zwei Stüber zu Branntwein ſchenkt. Wenn du nicht mehr laufen kannſt, ſo ſetze dich auf den Wagen." „Bis dahin, wo Ihr füttert," ſagte ich, „glaube ich es auszuhalten; hernach wollen wir ſchon ſehen, wie wir weiter kommen werden." Es ging alſo bis in die Nacht, ehe er einkehrte. Nachdem er den Pferden ein Futter gegeben, ging es zur Mahlzeit, zu welcher er mich zu Gaſte lud, was ich nicht ausſchlug. Zum Danke aber ließ ich Branntwein einſchenken, weil ich wußte, daß er hiervon kein Feind war. „Nun," ſagte er, „lege dich ſchlafen, wenn ich angeſpannt habe, will ich dich wecken." Noch immer konnte ich es nicht vergeſſen, daß man mich im Lager zurückgelaſſen hatte und ich trauete dem Matz noch immer nicht ganz. Ich ſagte alſo: „Wenn Ihr es mir erlauben wollt, ſo lege ich mich auf den Wagen." „Meinetwegen auf die Kirchenſpitze," unterbrach er mich, „mir iſt es gleich." Ich

that es auch und wachte nicht eher auf, als bis das Hin- und Herwerfen mich ermunterte. „Matz, Matz," schrie ich, „wo sind wir denn?" „Gleich werden wir in die Pfarrwohnung hineinfahren," erwiederte er. „Ich springe vom Wagen," rief ich und sprang wirklich herunter. „Hast du den Staar?" sagte er. Dies verursachte, daß ich mich umsah und weil ich weder Dorf noch die Pfarre sah, so merkte ich, daß er mir einen Schreck einjagen wollte. Es war ungefähr sechs Uhr, als wir die Stadt erreichten. Die Begierde, eine Stadt zu sehen, war so groß, daß ich es kaum erwarten konnte. Desto mehr verwunderte ich mich, als ich in das Thor kam. Der Bauer lud sein Getreide ab und führte mich zur Frau Magisterin, meiner Wohlthäterin.

11. Capitel.

Martin besucht seine frühere Wohlthäterin.

„Martin," redete sie mich gleich bei meinem Eintritte an, „was soll ich von deinem unvermutheten Besuche urtheilen; unfehlbar hat dein neuer Herr dir nicht folgen wollen." „Frau Magisterin," antwortete ich, „es war nicht möglich, mit ihm fertig zu werden, und es blieb mir nichts übrig, als seine Dienste aufzugeben. Um keines Verbrechens willen, als daß ich mich im Schreiben übte, mußte ich einen ganzen Tag hungern und dies war noch nicht genug; er hatte alle An-

ſtalten getroffen, mich ins Hundeloch ſtecken zu laſſen, lediglich, weil ich beim Kirſchenpflücken etliche gegeſſen hatte.“ „Es iſt gut, daß du hier biſt,“ ſagte ſie nach Beendigung meiner Rede, „wo haſt du aber deine übrigen Sachen?“ „Ich konnte, da ich heimlich wegging, nichts mitnehmen, als was ich auf dem Leibe habe.“ Als ſie einige Augenblicke mit ſich zu Rathe ging, fragte ſie den Matz, wie lange er ſich noch aufhalte? „Etwa noch eine Stunde,“ gab er zur Antwort. „Hier habt ihr etwas zu Eurem Branntwein,“ ſetzte ſie hinzu; „ich werde an Euern Magiſter einen Brief ſchreiben. Holet ihn ab und beſtellet ihn richtig bei eurer Zurückkunft; welches er auch redlich that. Ueberhaupt hatte die ganze Pfarrgemeine eine große Achtung für ſie; ihr ſeliger Mann lebte exemplariſch, betrug ſich gegen ſeine Gemeine wie ein Vater; aller Geiz und Eigennutz war von ihm fern; fiel etwas Straffälliges vor, ſo rügte er es mit Liebe, nie aus bitterm Haß, wodurch mehr gefruchtet wird, als durch Schärfe. Deswegen hatte man zu der Wittwe immer ein beſonderes Vertrauen. Als ſie nun den Bauer abgefertigt hatte, ſagte ſie zu mir: „Jetzt biſt du nun in einer Stadt und haſt deine Zuflucht zu mir genommen; nun ſage mir, was ich mit dir anfangen ſoll?“ „Liebe Frau Magiſterin,“ gab ich mit Achſelzucken zur Antwort, „der Himmel weiß es; hätte eins von meinen Aeltern noch gelebt, ſo wäre ich in

Unwiſſenheit aufgewachſen und hätte mein Brod unter den Bauern gefunden und wäre auch, da ichs nicht beſſer gewußt, mit meinem Stande zufrieden geweſen; mich wieder zu erniedrigen, würde mir unerträglich ſein.“ „Biſt du denn ſchon ſo hoch geſtiegen,“ fiel ſie mir lachend in die Rede, „daß du einer Erniedrigung gedenkſt?“ „Ich würde hiervon nichts gewußt haben,“ ſagte ich beſchämt, „wenn ich durch Ihre überhäuften Wohlthaten nebſt den guten Lehren nicht einſehen gelernt hätte, daß der Unterſchied ſehr merklich ſei, in Anſehung deſſen, was ich in dem Orte meiner Geburt war und wie es jetzt mit mir ſteht.“ „Wie ſtehet es aber um dich?“ fragte ſie weiter. Was ſollte ich nun hierzu ſagen; denn im Grunde war es nicht zum Beſten mit mir beſchaffen. Sie durfte nur ſagen, ich brauche dich nicht, die Umſtände haben ſich geändert und tauſend Entſchuldigungen mehr; ſie konnte mich in den niedrigſten Stand verſetzen. Ich kann nicht ſagen, wie ich auf den Gedanken gerieth, ihr Folgendes zu antworten. „So lange die Frau Magiſterin mir ihre Gewogenheit nicht entzieht, wird es allemal ſo mit mir ſtehen, daß ich es nicht beſſer hoffen noch wünſchen kann.“ „Ei, du biſt mir ein feiner Herr,“ fing ſie das Wort auf; „wer hat dich gelehrt, mit ſolchen Schmeicheleien um dich zu werfen? Weil du nun ſo vieles Vertrauen zu mir haſt, ſo höre, was ich für dich ge-

than habe; ich habe an deinen Magiſter geſchrieben, daß er dich wieder aufnehmen, die Strafe dir ſchenken und künftig dich beſſer behandeln ſoll.“ Wie angenehm mir dieſe Worte in die Ohren klangen, iſt leicht zu errathen; ja, ich konnte es nicht verhindern, daß mir die Augen übergingen. „Du Allerwelts-Junge,“ redete ſie, „was bewegt dich zu Thränen; ſo lange ich lebe und Brod habe, ſoll es dir auch nicht gebrechen; und weil du Luſt zur Schreiberei bezeugeſt, will ich mich um einen geſchickten Mann bemühen, welcher dich hierin unterrichten ſoll.“ Dieſes war ein ſehr heilſames Pflaſter auf meine geſchlagene Wunde. Zur Dankbarkeit küßte ich ihr die Hand, denn daran hatte mich der verſtorbene Magiſter gewöhnt. Sie nahm dies zwar an, allein unterſagte dies für die Zukunft. „Denn ſiehe,“ ſagte ſie, „du wirſt nun groß; deine Höflichkeiten müſſen nun mehr in Worten oder in einem ſittſamen Betragen beſtehen.“ Als ich etwa acht Tage ausgeruhet und mich in meinen Zuſtand gefunden hatte, mußte ich den Anfang in Schreibſtunden machen, wozu Vor- und Nachmittag eine Stunde ausgeſetzt war. Wie ich ungefähr nach drei Wochen des Mittags um 12 Uhr zu Hauſe kam, traf ich zu meinem Schrecken den Pfarrer an, dem ich entlaufen war. „Du gewiſſenloſer Vogel,“ ſagte er, „warum biſt du fortgegangen?“ „Die Furcht vor dem Hundeloche,“ antwortete ich, „hat mich

weggetrieben." „Wer hat es dir denn weiß gemacht?" redete er weiter. „Du würdeſt es ja wol geſehen haben, wenn man dich hineingeſteckt hätte." „Bis zum Sehen," verſetzte ich, „wollte ich es nicht kommen laſſen; hernach wäre es zu ſpät geweſen; ich ging daher lieber in Zeiten zur Seite." Die Frau Magiſterin fragte nach meinem Verbrechen. Indem er ihr aber das Gegentheil erzählte, unterbrach ich ihn: „Die Jungen auf der Straße ſangen ſchon davon und dem Richter ward die Ordre auf dem Kirchwege zugeſtellet; denn als ich auf der Flucht begriffen war, rief er mich. Da ich aber ſeine Abſicht vermuthete, kam ich ihm nicht zunahe." „So ein Bube, wie du biſt," rief er im Zorn „muß ſich nicht eher unterſtehen zu reden, als bis er gefragt wird." Nun gab mir die Magiſterin durch einen Wink zu verſtehen, mich zu entfernen, was ich auch that. Die Magd in der Küche gab mir ein Päckchen. „Dies hat," ſagte ſie, „auch der Magiſter mitgebracht." Ich erkannte ſogleich, daß darin meine Habſeligkeiten waren, trug es ſogleich in meine Kammer und fand Alles wieder. Man rief mich, den Tiſch zu decken. Was während meiner Abweſenheit zwiſchen Beiden vorgegangen ſein mogte, das wußte ich nicht; denn der erzürnte Magiſter war kaum zu bewegen, daß er beim Mittagsmahl blieb. Ich lauſchte immer, ob es aufs Neue mit mir angehen würde; man gedachte

aber meiner mit keinem Worte. So wenig Einsicht ich auch damals hatte, so merkte ich doch bei Beiden eine gewisse Kaltsinnigkeit; nur die Ursache war mir ein Geheimniß, die ich aber am andern Tage erfuhr. Als ich eben im Begriff war, in die Schreibstunde zu gehen, kam der alte Knecht, welcher vor mir den Pfarrer verlassen hatte, aber auf vieles Zureden wieder zu dem Magister in Dienst getreten war. Er freuete sich, mich zu sehen. „Es mag," sagte er, „meinem Herrn sein Ansuchen nicht nach Wunsch ausgefallen sein, weil ich seine Sachen abholen muß. Vor unserer Abreise machte er mir kein Geheimniß daraus, daß er die Wittwe heirathen wolle; in der Absicht reisete er nach Wesel und eben als ich im Gasthof mich im Voraus auf die Hochzeit freuete, kam er und befahl, seine Sachen abzuholen, gleich aufzupacken und anzuspannen." Der Knecht hatte nicht Zeit, sich lange aufzuhalten und wir nahmen von einander Abschied. Nach einer Stunde eilte ich nach Hause und glaubte der Frau Magisterin einen Dienst zu erweisen, wenn ich ihr eine Neuigkeit hinterbrächte. Sie hörte mich geduldig an, sagte aber am Ende meiner Erzählung: „Dies geht dich nichts an, der unbesonnene Kerl würde besser gethan haben, wenn er geschwiegen hätte." Diesen Verweis steckte ich gern ein, weil aus der Heirath nichts wurde. Der Pfarrer wäre hierbei nicht übel gefahren, denn, wie ich hernach hörte,

hatte die Wittwe ein schönes Vermögen, das ihr von ihrer verstorbenen Muhme zugefallen war; außerdem hatte ihr heimgegangener Herr auch etwas Beträchtliches hinterlassen. Dies Alles kam an den rechten Mann. Sie war noch nicht aus den Zwanziger Jahren, sah sehr wohl aus und stellete eine liebenswürdige Person vor. Ungefähr ein Vierteljahr nach meiner Ankunft ging ich, wie gewöhnlich aus der Vormittags-Schreibstunde nach Hause, als mir wider Vermuthen mein Gevatter aus meinem Geburtsort begegnete. Ich fragte ihn, wie es ihm gehe? Nachdem er mich einige Augenblicke aufmerksam betrachtet hatte, hub er an: „Ja, das ist doch wol nicht mein Pathe Marten?" „Ja freilich bin ich es," gab ich zur Antwort; „allein habt Ihr keine Nachricht von meinem Vater?" „Mir hat vor einem Jahre ein Schiffsknecht gesagt," erwiederte er, „er sei nach Holland gegangen; von da aber mit einer Flotte nach einer neuen Welt gefahren." „Das ist gut," sagte ich; „aber höret mich an; ich bin in der Unwissenheit erzogen, daß ich nicht einmal meinen Geschlechtsnamen weiß; Ihr müsset den Vornamen meines Vaters wissen." „Je nun," gab er zur Antwort, „wir hießen ihn immer Speelmarten; er aber sagte: ich heiße Martin Speelhoven. So wurde er auch ins Kirchenbuch getragen." Deßwegen konnte ich es glauben. Ich suchte ihn nun zu bereden, mit mir zu meiner

Herrſchaft zu gehen; allein er war nicht zu bewegen, mich zu begleiten. Er ſchützte vor, daß ſeine Gefährten bereits ihn erwarteten. Als er mich lange genau betrachtete, fragte ich ihn, was er bei ſich dächte? „Ich wundere mich," antwortete er, „wie Ihr ſo geſchwind ein Herr geworden ſeid." Ich ließ ihn aus einem kleinen Stolz bei ſeinen Gedanken und ſagte nur ſo viel: „Wäre ich bei Euch geblieben, ſo würde es um mich ſo nicht ſtehen, wie Ihr gegenwärtig bemerket." Da er nun nicht mitgehen wollte, ſo gab ich ihm einen Stüber zu Branntwein, welchen er mit großer Dankbarkeit annahm. Denn auf den Titel eines Herrn muß nothwendig ein Geſchenk kommen! Bei meiner Heimkunft erzählte ich der Frau Magiſterin, daß ich meinen Gevatter geſehen und geſprochen und von ihm meinen Geſchlechtsnamen erfahren hätte, daß ich, wie es im Kirchenbuche ſtehe, Martin Speelhoven heiße. „Warum haſt du ihn denn nicht mitgebracht?" fragte ſie. „Er ließ ſich nicht aufhalten," antwortete ich, „mit dem Vorgeben, ſeinen Gefährten mögte die Zeit zu lange werden; ich gab ihm zu Branntwein einen Stüber, weil er mich einen Herrn hieß." „Nun, Herr Speelhoven," hub ſie lachend an; „da haſt du wohlgethan; ich will dir aber dieſen Aufwand erſetzen;" reichte mir auch wirklich einen andern. Kurze Zeit darauf ließ ſie mir durch einen Schneider das Maß nehmen; auch

mußte ich mir ein Paar Schuhe bestellen. Da ich nach meiner Meinung ganz reinlich gekleidet war, so konnte ich nicht einsehen, was es zu bedeuten habe, daß ich von Fuß an einen neuen Anzug bekam. Zudem wurde im Hause Alles aufgeräumt und sie ließ sich zum Ueberfluß verschiedene Sachen zum Putz verfertigen. Diese Anstalten entwickelten sich auch bald. Eines Tages in der Frühe wurde es in der Küche sehr lebhaft, meine Schreibstunden mußte ich aussetzen und hier und da hülfreiche Hand leisten. Die Mittagstafel war sehr kurz; dem Vermuthen nach sollte es auf den Abend herrlicher zugehen. Etwa in der vierten Stunde hielt ein Postwagen vor der Thür, aus welchem ein ansehnlicher Herr stieg; die Frau Magisterin ging ihm bis an die Treppe entgegen und empfing ihn auf eine Art, daß ich schloß, daß er bei ihr besser angeschrieben sei, als der Magister. Inmittelst, da sie beide sich ins Zimmer begaben, wurde Kaffee bereitet, welchen ich auftrug. Durch einen Wink gab sie mir zu verstehen, sie sähe es gern, den Herrn auf eine anständige Art zu bewillkommnen. Ich näherte mich ihm also und küßte ihm die Hand. „Wem gehört dieser Bursche, Madame?“ hub er an. „Es ist eine arme Waise,“ gab sie zur Antwort, und erzählte Alles mit Umständen, wie ich mich zu ihnen gefunden hätte und vergaß auch nicht die Geschichte mit dem Nachfolger ihres verstorbenen

Herrn. „Es ist ein feiner Bursche," sagte er, „und es könnte mit der Zeit noch etwas aus ihm werden, wenn er sich nicht durch böse Gesellschaft verführen läßt." „Bis jetzt," gab sie zur Antwort, „ist sein Betragen so beschaffen gewesen, daß ich mit ihm zufrieden bin; aber wollen Sie wol glauben, daß er schon hochmüthig ist? Als ihm unlängst sein Gevatter aus seinem Geburtsorte begegnete, und ihn nach seiner Veränderung einen Herrn titulirte, hat er denselben mit einem Stüber beschenkt." „Ein Herr für einen Stüber ist ja noch wol zu haben," sagte der fremde Herr; „dieses ist vielmehr eine Ehrbegierde, die man nicht schlechthin verwerfen kann." Dies Alles ging mir zu Herzen, weil ich glaubte, man spotte meiner. Ich habe schon bemerkt, daß die Aufnahme dieses fremden Herrn mit dem Benehmen gegen den Pfarrer nicht übereinkam; der Umgang mit jenem war vertraulicher, welches sich auch nachher immer mehr aufklärte. Ich würde damals nicht sogleich errathen haben, was in dem Hause vorgehen werde, wenn nicht die Frau Magisterin, als wir allein waren, mir Folgendes zu eröffnen die Güte gehabt hätte. „Martin, dieser Herr will dich mitnehmen, hättest du wol Lust, in seine Dienste zu treten?" „Wenn er im Ernst gesonnen ist, mich zu sich zu nehmen," sagte ich, „so würde ich solche schöne Gelegenheit mit beiden Händen ergreifen; allein es würde mir nahe

gehen, meine liebe Frau Magiſterin zu verlaſſen, der ich Alles zu verdanken habe. Durch meine Aeltern habe ich zwar das Leben, doch Sie haben den Grund zu meiner künftigen Glückſeligkeit gelegt; daher würde es mir ſchwer werden, nicht mehr bei Ihnen ſein zu können; gingen Sie zugleich dahin, wohin der Herr mich zu führen gedenkt, ſo würde mein Glück vollkommen ſein.“ „Du kannſt es gar fein geben,“ lachte die Frau Magiſterin; „du biſt alſo ſo einfältig nicht, wie ſonſt Kinder deines Alters und Standes ſind; wir wollen ſehen, vielleicht reiſe ich dir zu Gefallen mit, weil du ſo viel Liebe zu mir haſt.“ Wie weit dieſe Worte Bedeutung hatten, ließ ich unangefochten, bemühete mich aber emſig, ihre Gunſt nicht allein zu bewahren, ſondern mich durch eine gute Aufführung in derſelben noch mehr zu befeſtigen. Es wurde eingepackt und als ein Wagen beladen war, wendete ſich die Frau Magiſterin an mich und ſagte: „Nun muß ich Dir mittheilen, was ich bisher verborgen gehalten habe. Der fremde Herr, welcher ſich einige Zeit bei mir aufhielt, iſt Kaufmann in Emden; mit dieſem werde ich mich, wenn wir daſelbſt eingetroffen ſind, verehelichen; du haſt ihn künftig als deinen Herrn anzuſehen; betrage dich ferner gut, ſo thuſt du, ſo zu ſagen, einen Schritt in die Welt; du wirſt Menſchen von allerlei Gemüthsart kennen lernen; denen, welche wahre Tugend

üben, ſuche nachzuahmen; an den Laſterhaften ſpiegle dich und fliehe böſe Geſellſchaften; wirſt du dieſer Vorſchrift getreu folgen, ſo kannſt du dich darauf verlaſſen, daß es dir gut gehen werde. Heute iſt die letzte Nacht, wo du hier ſchläfſt; morgen geht ein Packwagen ab; ein Bedienter von meinem Liebſten wird mitreiſen; ich habe dich dieſem aufs Angelegentlichſte empfohlen; wir werden Euch folgen und hiernach haſt du dich nun zu richten."

12. Capitel.

Martin kommt nach Emden.

Der Herr Merkly, dies war der Name des Herrn, kam dazwiſchen; ich wollte mich entfernen, bekam aber Befehl zu bleiben; vielleicht wollte er mir die Abreiſe ankündigen; die Frau Magiſterin indeſſen zeigte ihm an, ſie habe mir bereits geſagt, daß ich mit dem Bagagewagen morgen abreiſen würde, was auch am nächſten Morgen geſchah. Der Bediente machte bald Bekanntſchaft mit mir; unter Anderm fragte er, ob ich ein Verwandter der Dame ſei, welche ſein Herr heirathe? Ich dachte, ob Du das weißt oder nicht, es wird dir weder Nutzen noch Schaden bringen, ſagte alſo ohne Weitläuftigkeit: „Ja, jedoch von ihres verſtorbenen Mannes Seite." Dies hatte doch wenigſtens den Vortheil, daß er mich mehr achtete, als wenn ich geſagt

hätte, ich sei ein entlaufener Bauerjunge, der mit genauer Noth seinen Namen zu nennen wußte. Denn auch damals schon schätzte man den Menschen nur nach dem Aeußern. Wir legten den Weg ohne Anstoß zurück und zwei Stunden vor der Stadt hatten wir unser letztes Nachtquartier, daß wir also den Morgen darauf in der achten Stunde vor dem Hause des Kaufmanns Halt machten. Das ansehnliche Gebäude setzte mich schon in Verwunderung; noch mehr aber die innere Einrichtung und Pracht. Die vielen Leute, welche darin beschäftigt waren, bildeten förmlich eine kleine Hofhaltung; aufrichtig zu sagen, ich stand da wie eine Gans und hatte zu sehen genug. Zwei Tage darauf traf auch die Herrschaft ein, wo denn Jeder dem Herrn von Allem, was während seiner Abwesenheit vorgefallen war, Bericht abstattete. Jeder hatte seine volle Arbeit, nur ich war ein müssiger Zuschauer. Der Kaufmann hatte schon eine Frau gehabt, die eine Tochter von etwa acht Jahren zurückließ, welche sich so an mich gewöhnte, daß ich leicht keinen Tritt thun konnte, wo sie nicht bei mir war; mithin hatte doch auch ich etwas zu thun. Nach der Hochzeit machte der Herr einen kleinen Anfang mit mir. Außer den Schreib- und Rechenstunden gebrauchte man mich zum Ausschicken, weil ich dadurch in der Stadt etwas bekannt wurde. Dies dauerte etwa ein halbes Jahr. Eines Tages rief

der Herr mich in seine Arbeitsstube und redete mich also an: „Bisher habe ich dich gleichsam auf die Probe gestellt, um dein Verhalten zu beobachten; meine Leute haben für dich ein vortheilhaftes Zeugniß abgelegt und ich habe mich entschlossen, dich als Lehrling in meine Handlung aufzunehmen; du hast dich künftig den Befehlen meines Faktors zu unterwerfen; sei in deinen Verrichtungen treu und fleißig; laß dich nicht gelüsten, dich an etwas zu vergreifen; vermenge dich nicht mit Dingen, die dich nichts angehen; hauptsächlich vermeide Gesellschaft, es sei auch unter welchem Vorwand es wolle; denn Leute, die sich um deine Freundschaft bewerben, suchen nicht dich, sondern irgend einen Vortheil von dir, es sei nun Recht oder Unrecht. Wirst du nun alle diese vorgeschriebenen Regeln gehörig beobachten, so verspreche ich, dich mit der Zeit in einen Stand zu setzen, in welchem du als ein rechtschaffener Mann in der Welt leben kannst. Ich stelle mich selbst zum Exempel dar, weil ich ebenfalls, wie du, von geringer Herkunft bin.“

13. Capitel.

Martin wird Kaufmannslehrling.

Ich wurde nun ein in der Handlung stehender Lehrbursche. Von jetzt an werde ich mich der Kürze bedienen und Kleinigkeiten übergehen. Soviel will ich nur bemerken, daß meine Herrschaft die ganzen sieben

Jahre meiner Lehre mit mir zufrieden war. Nur eine Ohrfeige habe ich im letzten Jahre bekommen und zwar von dem neuen Faktor; denn ich glaubte, daß ich diesem nicht so gehorsam zu sein brauchte, als dem vorigen. Ich klagte diesen Unfall der Tochter, die gesehen hatte, wie mir die Nase blutete und mich deßhalb befragte. Hier muß ich eine kleine Anmerkung einschalten, daß wir immer gute Freunde blieben und von der Zeit an konnte sie dem Faktor das Gesicht nicht mehr gönnen. Als ich losgesprochen und zum Handlungsdiener erklärt wurde, ward mir gleich alle Gelegenheit abgeschnitten, sie niemals anders als in der Eltern Gesellschaft zu sehen. Da ich in dem Hause fast erzogen war, so hatte ich die Freiheit, ohne Umstände, fast als das Kind, nach meinem Gefallen in der Herrschaft Zimmer mich zu begeben, ja meine Wohlthäterin unterließ nicht, mir fast täglich Merkmale ihrer fortdauernden Gewogenheit zu geben, welches mein Herr im höchsten Grade billigte. Traf es nun zu, daß die Tochter und ich bei ihrem Manne zusammenkamen, so machte sie, wiewohl in der größten Unschuld, kein Geheimniß daraus, der Mutter zu sagen, sie sei mir außerordentlich zugethan und hätte die Mama nichts Angenehmeres mitbringen können, als einen solchen Menschen, den sie über die Maßen wohl leiden möge. Dieses wurde ihr als einem Kinde Anfangs zu gute

gehalten; da wir aber größer wurden, ſo verwies ihre Mutter ihr dies. „Meine Tochter,“ hub ſie einmal in meiner Gegenwart an, „du benimmſt dich höchſt unanſtändig; ein Mädchen muß gegen eine Mannsperſon allemal ſittſam und eingezogen ſich verhalten; du biſt die Tochter von einem Herrn, unter welchem Martin als Diener ſteht.“ Sie erwartete das Letztere nicht, ſondern ging weinend aus dem Zimmer. Mir gab die Mutter ebenfalls nach der Entfernung der Tochter einen Verweis und ermahnte mich, künftig behutſamer in dieſem Punkte mich aufzuführen. „Bisher haben wir,“ ſagte ſie, „euern Umgang als unſchuldige Kinder angeſehen; da ihr aber herangewachſen ſeid, ſo fordert es der Verſtand, daß ein Unterſchied beobachtet werde; darum ſiehe dich wohl vor, daß du das Vertrauen deines Herrn nicht mißbraucheſt.“ „Ich würde in der That nicht überlegt haben,“ gab ich zur Antwort, „daß ein unſchuldiger Umgang als ein Verbrechen angeſehen werden könne; ich werde alſo künftig Alles zu vermeiden ſuchen, was nur zu irgend einer Unzufriedenheit Veranlaſſung geben kann; Fräulein Tochter mag ebenfalls dahin trachten, die bisherige Freundſchaft etwas einzuſchränken; denn es würde mir ſehr wehe thun, wenn ich wegen eines Nichts bei meiner väterlich geſinnten Herrſchaft ein Mißvergnügen erwecken ſollte.“ „Sieheſt du dieſes ein,“ fing ſie mein Wort auf, „ſo hege ich

die gegründete Hoffnung, du werdeſt keine Gelegenheit verabſäumen, die Gewogenheit deiner Herrſchaft durch eine kluge Aufführung immer mehr zu gewinnen.“ Ich wurde durch dieſe Rede in eine Art Unentſchloſſenheit wegen meines Verhaltens verſetzt. Ich hatte nichts gethan, als mit der Jungfrau im Hauſe einen freundſchaftlichen Umgang zu pflegen; dieſer wurde mir nun unterſagt. Zwar wenn ich meinen Stand mit dem ihrigen verglich, ſo war der Unterſchied freilich ſehr groß; doch wenn ich dagegen hielt, daß ihren Herrn Vater, welcher nach ſeinem Geſtändniß auch geringer Herkunft war, nichts als das Glück erhoben hatte; ſo war dies das Einzige, daß er ſchon wirklich war, was ich zu werden zu hoffen wagte. Doch weil ich zu jenem Ziel noch einen großen Sprung zu thun hatte, ſo mußte ich mir meine untergeordnete Stellung gefallen laſſen. Ich lag alſo meinen Verrichtungen ununterbrochen treu ob, worüber meine Herrſchaft ihr Gefallen bezeugte. Es ſchien auch, als ob ſie die freundſchaftliche Geſinnung der Tochter gegen mich mit gleichgültigen Augen anſehe. Dieſes Verhältniß dauerte ein Jahr, als mich die Frau Merkly zu ſich rufen ließ, und mir Mittheilungen machte, die mir ebenſoviel Vergnügen, wie Verwunderung verurſachten. „Dir wird nicht unbekannt ſein,“ ſagte ſie, „daß du von deiner Kindheit an, ſowol bei meinem ſeligen, als auch jetzigen

Mann Alles genoſſen, was ein Kind von ſeinen leiblichen Aeltern nur verlangen kann; gegenwärtig biſt du dahin gebracht, daß es rathſam iſt, andere Verhältniſſe anzuknüpfen; denke aber nicht, daß du von uns ausgeſtoßen biſt; es iſt bereits für dich geſorgt; man hat dir in Amſterdam eine Kondition ausgemacht, ein Jahr oder zwei kannſt du dort bleiben; man wird dich hernach zurückrufen und für dein künftiges Wohl weiter bedacht ſein; dies ſage ich dir vorläufig, damit es dich nicht befremde, wenn mein Liebſter dir die Stelle anträgt." „Madame," antwortete ich, „Ihre Fürſorge läuft faſt bis zur Verſchwendung hinaus. Ich habe es mir ſchon öfters vorgeworfen, ob ich Ihnen nicht zur Laſt fiele; da ich aber noch nicht zu der Einſicht gekommen bin, zu thun, was mir gut oder ſchädlich iſt, ſo habe ich dies allein Ihrem Gutachten überlaſſen." „Nun, ſo gehe," ſchloß ſie, „verrichte das Deine; wir erwarten Briefe und du ſollſt zu gehöriger Zeit benachrichtigt werden." Von der Zeit an ſah ich der Abreiſe mit Sehnſucht entgegen; aber es verſtrichen acht Wochen, ohne das Mindeſte weiter zu hören. An einem Sonntage, als wir vom Tiſche aufgeſtanden waren, ließ mich der Herr in ſeine Schreibſtube rufen und hinterbrachte mir ſeinen Willen faſt mit eben den Worten, wie ſeine Frau zu mir geſprochen hatte. Ich antwortete ihm mit dankbarer Freude, welches er nicht vermuthet haben

mogte. Er ſchenkte mir einen überaus ſchönen Degen, und ſagte, weil er den Tag meiner Abreiſe nicht beſtimmen könne, ſo hätte ich zwiſchen der Zeit meinen freien Willen, mir ein erlaubtes Vergnügen zu machen, damit ich von dem bisherigen Geſchäfte etwas mich erholen könne. „Da ich nicht gewohnt bin," erwiederte ich, „meine Zeit müſſig hinzubringen, würde es mir viel ſaurer werden, nichts zu thun, als wenn ich meine Pflichten in der Ordnung erfüllete." „Dieſes ſtelle ich Ihm frei," erklärte er; „wenigſtens zwei Tage vorher ſoll Er die beſtimmte Zeit zur Abreiſe erfahren." Endlich erfuhr ich, daß ich am nächſten Sonntage aufbrechen ſolle. Den Tag vorher beſchenkte mich meine mehr als mütterliche Wohlthäterin mit einer ſchönen Uhr; dieſes bemerke ich deßwegen, weil es damals etwas ganz Beſonderes war, eine Taſchenuhr zu beſitzen; heutiges Tages ſind ſie faſt allgemein. Zwar ſind das nicht Alles Uhren, wo man ein Band oder eine Kette hängen läßt, wie ich die Täuſchung ſelbſt erlebt habe. Es zeigte ſich in Amſterdam ein Menſch in Geſellſchaften mit einem Uhrbande, das faſt bis an die Knie hing. An demſelben hatte er nichts vergeſſen, um den Phantaſten vollkommen zu machen, als die Schellen. Bei aller Gelegenheit rühmte er die Vortrefflichkeit ſeiner Uhr, war aber zu eigenſinnig, ſie vorzuzeigen. Man gerieth auf den Einfall, daß es ein Band ohne Uhr ſei. Man

beſchloß alſo, bei der nächſten Zuſammenkunft nicht eher zu ruhen, als bis man hinter die Wahrheit gekommen ſei. Die Rede wurde auf die Uhren gelenkt, und dieſer war der Erſte, der nicht aufhörte, der ſeinigen alle Vorzüge zuzuſchreiben. Man fragte, wie hoch es an der Zeit ſei? Da es der Eine immer beſſer als der Andere wiſſen wollte, ſo ſollten die Uhren den Streit ſchlichten. Ich mußte meine Uhr zeigen; der mit dem großen Bande betheuerte, ſie gehe fünf Minuten zu früh. Etliche gaben ihm Beifall, eine andere Partei hielt es mit mir. Um nun der Sache ein Ende zu machen, hieß es, Jeder ſolle ſeine Uhr herausweiſen, er entſchuldigte ſich, er habe die ſeinige aufzuziehen vergeſſen und wollte ſich aus der Geſellſchaft ſchleichen; er mußte aber Stand halten; man drang in ihn vergebens. Endlich ſchrieen Einige: Er hat keine; die, welche zum Schein ſeine Partei genommen hatten, hetzten ihn auf und ſagten, er ſei beleidigt, und Einer benutzte den Augenblick und zog das Band mit ſammt der Taſche, an die es geheftet war, heraus. Ein allgemeines Gelächter entſtand. Anfangs wollte er zwar zu Gefallen mitlachen, war aber mit einem Sprunge zur Thür hinaus und ich habe ihn nie wieder in der Geſellſchaft angetroffen. „Hier mein Sohn," ſagte meine Wohlthäterin, „haſt du ein Andenken; werde ichs erleben, daß ich dich wiederſehe, und du haſt daſſelbe noch, ſo

werde ich daraus erkennen, daß du für deine Pflegemutter Achtung haſt.“ Hierbei vergoß ſie wirklich Thränen. Der Abſchied war zärtlich. Die Jungfrau, als die Tochter meines Herrn, wollte ſich nicht tröſten laſſen. Wohl hundert Mal erinnerte ſie mich, weil ich auf einer kleinen Jacht überſchiffte, ich ſolle ja nicht ins Waſſer fallen und weil ich mir im ganzen Hauſe alle Liebe erworben hatte, ſo blieb wol nicht ein Auge trocken.

14. Capitel.

Martin kommt nach Amſterdam.

Bei meiner Ankunft in Amſterdam wurde ich ſehr freundlich aufgenommen. Mein neuer Herr war ein Mann bei Jahren; er hatte aber einen Sohn, welchem die Leitung des Geſchäfts übertragen war, wobei er ſich nach der Vorſchrift des Vaters zu richten hatte. Als man mir zu meiner Bequemlichkeit ein eigenes Stübchen angewieſen hatte, und ich meinen Koffer anfing auszupacken, ſo ſah ich mit Erſtaunen von Allem einen Ueberſchuß. Nebſt der ſchönen Wäſche hatte man mir noch ein ganz neues Kleid beigefügt; o wie ſelten ſind dergleichen mildthätige Herzen! wiewol es auch nicht immer angewendet ſein würde. Das aber, was ich etwa Gutes beſaß, rührte nicht von meiner eigenen Klugheit her, ſondern ich hatte Alles der Sorgfalt meiner Pflegeältern zu verdanken, welche mich, aufrichtig

zu ſagen, wie einen Brand aus dem Feuer geriſſen hatten. In der That hätte es mich zum Hochmuth verleiten können, da mein Herr und ſein Sohn mir ihr Vertrauen ſchenkten; dies war aber für mich die Triebfeder, ihrer Liebe immer würdiger zu werden. In Zeit von einem halben Jahre ſchrieb ich zweimal an meine Pflegemutter, ſchickte ihr auch etwas von den Seltenheiten, die eine aus Oſtindien unlängſt gekommene Flotte mitgebracht hatte und meine Aufmerkſamkeit wurde wohl aufgenommen. Nach etwa dreiviertel Jahr erhielt ich zu meiner Verwunderung einen Brief von der Tochter meines Lehrherrn; dieſer war ungefähr folgenden Inhalts: „Allerliebſter Martin! Ich bitte Dich um des Himmels willen; komm nach Hauſe; ich kann mein Anliegen ſonſt keinem Menſchen klagen als Dir. Mein Herr Vater will mich verheirathen. Ach, ich bitte Dich, der Menſch ſiehet aus, als wenn er das kalte Fieber hätte; er wollte mich küſſen, aber ich ſchrie, als wenn ich am Spieße ſteckte. Alles im Hauſe kam herzugelaufen; ſie ſagten, ich hätte Feuer geſchrieen; es kann auch wol ſein, daß es mir in der Angſt entfahren iſt; er iſt lang und mager, daß ich fürchte, er möge zerbrechen. Ich bitte Dich recht ſehr, komm ja bald; was willſt Du Dich unter fremden Leuten herumplagen. Ich ſagte es der Mama; ach ich liebe ſie, weil ſie Dir ſo gewogen iſt; ſie gab mir weiter keine Antwort, als

daß ſie herzlich lachte. Ich glaube, dies ſei ſo gut, wie eine erwünſchte Antwort. Muß ich den Menſchen heirathen, ſo ſchreie ich über Dich, weil du es verhindern kannſt. In Eile Sibilla van Merkly.“ Was ſollte ich nun darauf antworten? Ich konnte dabei nichts weiter thun, als ſie bedauern; denn obgleich wir ſchon von Kindheit an gute Freunde geweſen waren, ſo waren mir doch niemals Heirathsgedanken eingefallen, ich rechnete es alſo ihrer aufrichtigen Geſinnung zu, die mit der Unſchuld verknüpft iſt, und ſchlug es mir aus dem Sinn. Nach Verlauf von ſechs Wochen erhielt ich einen Brief von der Mama, welcher mit vielen Vorwürfen angefüllt war, als wenn ich einen heimlichen Briefwechſel mit der Tochter unterhalte, worüber der Herr Merkly ſeine Gunſt mir entziehe. Es fehlte alſo nicht viel, daß ich nach Emden reiſete, um mich mündlich zu verantworten; allein da ich überlegte, daß ich hierdurch nicht allein meine Kondition verlieren, ſondern auch bei meinem geweſenen Lehrherrn noch mehr Verdacht erwecken könnte, ſo unterblieb es. Ich ſchickte aber an die Madame einen Entſchuldigungsbrief zurück, und fügte den der Tochter mit bei; was es aber für einen Eindruck gemacht habe, weiß ich nicht, weil man mir nicht darauf antwortete. Je länger ich der Sache nachdachte, deſto größer war die Verlegenheit, in welcher ich mich befand.

Ganz Holland war damals von den großen Reichthümern, welche mit den Flotten aus Ostindien kamen, gleichsam berauscht. Mein bejahrter Herr bedauerte nichts mehr, als daß er so alt sei und wünschte, einige zwanzig Jahre jünger zu sein. „Mich sollte nichts abhalten," sagte er, „eine Reise mitzuwagen, nicht sowol des zeitlichen Gewinnes halber, sondern vielmehr das Vergnügen zu haben, meinen Fuß auf dies indische Paradies zu setzen." Ja er suchte seinen einzigen Sohn zu bereden, eine Reise dorthin zu unternehmen; allein dieser bezeigte nicht die geringste Lust. Von Ungefähr gerieth ich mit einem Steuermann in Bekanntschaft. Diesem entdeckte ich, daß ich Lust hätte, mit nach Ostindien zu gehen, und bat ihn zugleich, mir seinen guten Rath nicht zu versagen. „Ja," erwiederte er, „was soll ich rathen; hat Er wirklich Lust, so bemühe Er sich um einen Patron, der bei den Bewindshabern einen Fürspruch für Ihn thut; man nimmt nicht sogleich Alles an, was gelaufen kommt." Anstatt daß es mich hätte sollen abschrecken, feuerte es mich desto mehr an. Mein Herr konnte mir dazu behülflich sein. Ich nahm also die Gelegenheit wahr und sagte ihm, daß ich Lust hätte, mit einer abgehenden Flotte mein Glück zu versuchen, erhielt aber die unerwartete Antwort, daß hieraus nichts würde; denn „ohne des Herrn Merkly's Bewilligung, sagte er, darf ich nichts thun; ich erhalte

nicht leicht einen Brief, in welchem er nicht Seiner gedenkt.“ Beinahe ſchlug ich es mir aus dem Sinn und es würde wol gar in Vergeſſenheit gerathen ſein, wenn der Steuermann nicht zufällig mir begegnet wäre. „Wie ſtehet es aus,“ redete er mich an, „hat Er noch Luſt, eine Reiſe mit zu unternehmen?“ „Luſt hätte ich wol,“ antwortete ich; „allein da man ſo viel Schwierigkeit mir macht, ſo habe ich es ganz außer Acht gelaſſen.“ „Ich habe für Ihn geſorgt,“ ſprach er; „es iſt nichts mehr übrig, als daß er auf die Börſe geht und ſich einſchreiben läßt.“ Beinahe hätte ich ihn vor Freude umarmt; damit es ihn nicht etwa wieder gereue, ſo ging ich geraden Weges mit auf die Börſe, und unterwarf mich einer genauen Prüfung, ehe ich eingeſchrieben wurde. Mein Herr, welchem ich das Vorhaben entdeckte, gerieth in Erſtaunen und konnte ſich kaum beruhigen laſſen. „Was wird der Herr Merkly ſagen?“ hub er an. „Nun ich habe keine Schuld; da es nun nicht anders iſt,“ fuhr er fort, „ſo wird Er doch demſelben einen Brief hinterlaſſen und ihm die wahren Abſichten Seines Entſchluſſes nicht vorenthalten.“ „Dieſes fordert meine Schuldigkeit,“ erwiederte ich; „ihm habe ich ja Alles, was ich gegenwärtig bin, zu danken.“ Die Flotte nun, welche ausgerüſtet wurde, hatte den Admiral Spilberg zum Kommandeur, bei dem ich als Unter-Schiffsſchreiber

angenommen ward, weil die Stellen, die ſich etwa für mich paßten, bereits beſetzt waren. Als es auf dem Punkt ſtand, nach dem Sammelplatz, wo wir an Bord gehen ſollten, uns zu begeben, ſchrieb ich nach Emden und nahm lediglich die Urſache, daß man mich in Verdacht hielt, zum Vorwand, um mich dieſem zu entreißen. Ich dankte für alle mir erzeigte Wohlthaten und verſprach, wenn ich wieder zurückkäme, mit ihrer Erlaubniß meine Aufwartung in Perſon zu machen; zweihundert holländiſche Gulden, die ich mir erſpart hatte, fügte ich mit bei, welche nach meinem Abſterben die Jungfrau Tochter haben ſolle.

15. Capitel.

Martin geht nach Oſtindien.

Es war der 5. Mai im Jahre 1601, da wir unter Segel gingen, und wie es hieß, war der Lauf nach den Comoro-Inſeln gerichtet. Wir hatten guten Wind, daß wir ſchon den 10. Juni an dem Vorgebirge der guten Hoffnung die Anker fallen ließen. Der Admiral Spilberg begab ſich auf eine Jacht aus mir unbekannten Abſichten und fuhr nach Porto Dali. Nach fünf Tagen lief die Nachricht ein, der Admiral ſei verwundet und gefangen und die Flotte ſolle nach Porto Dali ſegeln und in dem Hafen ankern. Seine Gefangen-

nehmung hatte ſich, den eingelaufenen Nachrichten zufolge, alſo zugetragen: Er ſtößt auf drei portugieſiſche Schiffe, welchen er auszuweichen ſucht; da ihm aber das eine derſelben ohne Umſtände eine volle Ladung giebt, iſt er entſchloſſen, ſich zu rächen und eins der Schiffe wegzunehmen. Der Muth ſeiner Leute hatte es auch dahin gebracht, daß ſie mit geringem Verluſt ſich eines derſelben bemeiſterten; das heftige Kanoniren von den beiden andern hatte es aber verhindert, daß er den Sieg benutzen konnte, ſondern ſich ohne Verluſt, außer drei Verwundeten, unter denen er auch war, zurückziehen mußte. Nachdem er an dem erwähnten Ort ſeine Sache ausgerichtet hatte, befahl er der Jacht, in dem Hafen bis auf Weiteres zu verziehen; er hingegen begab ſich unter Landwind faſt ganz allein in eine Schaluppe, um wieder an die Flotte zu kommen, wird aber unglücklicher Weiſe von einem Schwarm Schwarzer überfallen, welche ihn faſt nackend ausziehen, an den Händen ſehr verwunden und nach dem Flecken Ruffisko bringen. Zu ſeinem Glücke liegen franzöſiſche Schiffe in dem Hafen, welche ihn nicht allein erretteten, ſondern auch die Schaluppe ihm wiedergaben. Nach dieſem Gerüchte wurde ein Boot ſofort bewaffnet ausgeſchickt, welches den verwundeten Admiral wieder an Bord brachte. Wir eilten alſo nach Porto Dali, wo ſich die Flotten vereinigen ſollten. Die Anker wurden gelichtet und wir

ſtachen wieder ins hohe Meer. Der Wächter auf dem Maſt entdeckte ein Schiff, auf welches wir Segel machten; da wir es völlig im Geſichte hatten, erkannten wir ſogleich, daß es eins von den portugieſiſchen ſein müſſe, das vielleicht von ſeiner Fahrt abgekommen ſei. Wir nahmen ihm ſogleich den Wind und ſuchten ohne langes Federleſen es zu entern; ſie ergaben ſich ohne Mühe und baten um Pardon, den ſie auch erhielten. Sie erkannten ihr Unrecht, daß ſie dem Admiral ohne Urſache eine Ladung gegeben, mithin geſchähe ihnen nach ihrem eigenen Geſtändniß ganz recht, daß Gleiches mit Gleichem vergolten würde. Es wurde ſogleich Schiffsrath gehalten, ob man das Schiff für gute Priſe erklären oder wieder freilaſſen wolle. Das Letzte wurde auf die Stimme des Admirals gebilligt und die Gefangenen erhielten ihre Freiheit, welche ſie dankbar annahmen und dem Schiffsvolk an Wein ein Geſchenk machten. Da nun der Admiral Spilberg wegen ſeiner Wunde außer Stande war, das Kommando zu führen, ſo übergab er es dem Unteradmiral. Wir ſchwärmten nun auf dem wilden Meere herum und ſegelten bis an das Vorgebirge Baixos, um Erfriſchungen daſelbſt einzunehmen. Wir hatten aber kaum geankert, als ſich die Schwarzen ſchaarenweiſe ſammelten. Wir gaben ihnen durch Zeichen zu verſtehen, ſie mögten näher kommen, zeigten ihnen auch einige Stäbe Eiſen und

andere Waaren, welche wir gegen Lebensmittel eintauſchen wollten. Sie hatten aber hierzu keine Luſt, vielmehr ſchien es, als ob ſie einen Anfall auf uns wagen wollten und weil ſie ſich merklich vermehrten, ſo durften wir an einer böſen Abſicht um ſo weniger zweifeln, da ſie ſich bewaffnet in verſchiedene Haufen vertheilten. Wir hielten nicht für gut, ihren Angriff abzuwarten, zumal man gewiß behauptete, die Portugieſen hätten daſelbſt eine Schanze erbauet, und wir gingen unter Segel und landeten an den Inſeln Sct. Thomas und Annobon. Hier hatten wir faſt kein beſſeres Schickſal als bei den Schwarzen und wir mußten unverrichteter Sache abziehen. An dem Vorgebirge Lopaz, wo wir anlegten, ging es uns ungleich beſſer. Wir wurden daſelbſt freundlich aufgenommen, erhielten Waſſer und andere Erfriſchungen und erquickten uns daſelbſt, wo wir vierzig Tage verweilten. Das Schiffsvolk hatte hierdurch neuen Muth und friſche Kräfte bekommen, daß wir alſo wieder unter Segel gingen. Beim günſtigen Winde liefen wir bei dem Vorgebirge glücklich vorüber. Der Wächter entdeckte auf dem Maſt abermals Land, welchem wir uns näherten. Weil wir aber nicht wußten, ob wir dort etwas zu fürchten oder zu hoffen hatten, ſo getrauete ſich dieſen Tag Niemand, das Schiff zu verlaſſen. Es wurde beſchloſſen, die Nacht zu warten und am kommenden Tage eine Lan-

dung zu wagen. Die Nacht war kaum angebrochen, als man vom Lande her ein ſo gräßliches Geſchrei vernahm, daß einem die Haare zu Berge ſtanden. Einige hielten dies für etwas Gewöhnliches und behaupteten, daß die wilden Thiere dieſen häßlichen Laut verurſachten, Andere gaben vor, die Inſel müſſe von böſen Geiſtern beſeſſen ſein. Die Zeit mußte lehren, wer Recht habe. Als der Tag völlig hell geworden war, wurden die Boote ausgeſetzt; Jeder war begierig und ich ſelbſt befand mich in der Zahl derer, welche zu landen beordert waren. Kaum waren wir einen Flintenſchuß weit gegangen, als wir auf eine entſetzliche Menge Seewölfe oder Bären ſtießen. Dieſe machten nicht die geringſte Bewegung, daß man hätte glauben mögen, ſie ſcheuten ſich vor uns nicht, ſondern wollten uns in Gelaſſenheit erwarten. Einige von uns wollten unter ſie ſchießen; zwei Matroſen aber, welche bei einer andern Fahrt ſchon dergleichen angetroffen hatten, ſagten aus, daß ſie ſo ſchnell im Laufen wären, daß ihnen kein Menſch, der das Unglück habe, von einer ſolchen Beſtie verfolgt zu werden, entkommen könne; ja ſie wären im Stande, eine Pieke mit einem Male zu zerbeißen. Der Menge nach hätte man eine ganze Schiffsladung Thran aus ihnen machen können, da dies aber unſer Werk nicht war, und ſie außerdem für uns nichts taugten, ſo ließen wir ſie in Ruhe, zumal wir eine

weit beſſere Art Thiere gewahr wurden. Die Matroſen nannten ſie Tannenböcke, welche ſehr langſam im Laufen, mithin leicht zu bekommen ſind und in ziemlicher Anzahl wurden ſie gefället. Sie gaben an Geſchmack dem beſten Lammfleiſch nichts nach. Verſchiedene Arten Geflügel, die ſich mit Stöcken todtſchlagen ließen, gab es auch in Menge; an ſüßem Waſſer war kein Mangel und nachdem wir unſere Fäſſer gefüllt hatten, gingen wir wieder unter Segel. Der Admiral richtete ſeinen Lauf nach Madagaskar gegen die Comoro-Inſeln, wo der Schiffer, Matthias Schmidt, nach ſeinem Vorgeben ſehr bekannt war. Hier erreichten wir die ſogenannte Tafelbay, bei welcher wir vorüberſegelten, aber bald auf eine andere Inſel, Namens Cornelia, ſtießen, wo der Admiral einen Pfahl aufrichten ließ. Es zeigte ſich ein Mangel an Lebensmitteln und es war ein Glück, daß wir zwei franzöſiſchen Schiffen begegneten, in deren Geſellſchaft wir die Reiſe fortſetzten, und auch einige Erfriſchungen von ihnen erhielten. Da ſie aber ihren Lauf änderten, ſo mußten wir zu unſerer Betrübniß uns von ihnen trennen. Die Lebensmittel, wie leicht zu erachten, verminderten ſich immer mehr und man ſah ſich genöthigt, die Brodportionen zu verkleinern, auch mit dem Waſſer ſparſam umzugehen. Wir lenkten nun alſo nach der Küſte des Landes Nadal, an welcher wir uns, ſo viel es die reißenden

Ströme zuließen, beständig hielten. Endlich kamen wir an die Küste Sofale, wo sich gleich die Schwarzen sehen ließen. Auch diesen zeigten wir Eisen und andere Waaren, um sie an uns zu locken; sie bedeuteten uns indessen durch Zeichen, daß wir sechs Meilen weiter segeln sollten, welches wir auch thaten und an dem Fluß Quoma den 4. Februar 1602 die Anker auswarfen. Hier war nun der Ort, wo mich mein Unstern von der Flotte trennte. Es wurde eine Schaluppe ausgesetzt und mit lauter Freiwilligen bewaffnet. Der Steuermann Julius Steil hatte das Kommando. Ich bat ihn, mich mit einzunehmen, was mir erlaubt wurde. Ich empfand eine fast nicht zu überwindende Sehnsucht, mich ans Land zu begeben und wir stiegen ungehindert aus, legten auch einen ziemlichen Weg zurück, ohne das Mindeste von einem Menschen zu sehen. Wir wußten zwar, daß die Portugiesen daselbst eine Schanze hatten; allein wir glaubten noch weit davon entfernt zu sein, gingen furchtlos zerstreuet, wohin es uns beliebte. —

16. Capitel.

Martin wird gefangen.

Obgleich der Steuermann uns verschiedene Male erinnerte, nicht ganz sorglos zu sein, so ging doch ein Jeder nach seinem Gefallen.

Als wir aber am ſicherſten zu ſein glaubten, wurden wir von den Portugieſen überfallen und weil ich mich immer zu dem Steuermann hielt, ſo hatte ich auch mit ihm ein gleiches Schickſal, gefangen zu werden. Unſer Gefolge ſchlug ſich zuſammen, ſo daß es nicht möglich war, zu ihnen zu kommen; ſie zogen ſich in der ſchönſten Ordnung zurück, ohne ſich um unſere Befreiung zu bekümmern. Anſtatt aber, daß wir hofften, die Portugieſen würden ſie verfolgen, machten ſie Halt und ließen ſie ruhig abziehen. Der Steuermann konnte Portugieſiſch ſprechen; an ſeiner Stellung merkte ich, daß er um ſeine Loslaſſung bat, aber kein Gehör fand. Die Feinde traten zuſammen, um ſich mit einander zu berathen, was ſie thun ſollten, nahmen geſchloſſen den Weg, wohin unſere Gefährten gegangen waren. Vier Mann blieben zurück, uns zu bewachen. Dieſe befahlen uns, uns niederzulegen; doch durften wir nicht ganz nahe bei einander ſein, ſondern mußten etwa zehn Schritte Raum laſſen. Die vier Mann, die uns bewachen ſollten, gingen im Holz ſpazieren; weil ſie glauben mogten, daß wir ihnen nicht entlaufen könnten, hatten ſie keine beſondere Acht auf uns; endlich verloren ſie ſich ganz aus unſerm Geſicht. Da ich nun Niemanden mehr ſah, fiel mir ein, ob ich mich nicht in dem dicken Gebüſch verſtecken könne, überlegte aber zugleich, daß ſie mich aufſuchen und wie einen tollen

Hund todtschießen würden; doch überwand die Liebe zur Freiheit alle zu besorgende Gefahr. Der Steuermann war eingeschlafen und schnarchte gewaltig; anstatt mich aber in dem Gesträuche zu verbergen, entschloß ich mich zu dem Versuche, einen Baum zu erklettern. Kaum zwei Schritte von unserm Lager standen Bäume und obschon es ziemlich hoch bis an die Aeste war, so schien es doch, daß der eine zu meiner Verbergung bequem genug wäre. Ich richtete mich auf; sah mich allenthalben um, bemerkte aber keinen Menschen, wiewohl man wegen des dichten Gebüsches eben nicht weit blicken konnte. Mit vielem Ueberlegen war nichts ausgerichtet, also war ein kurzer Beschluß das sicherste Mittel zu meiner möglichen Befreiung. Ich fing an, zu klettern; es hielt schwer, durch die dichtaneinander gewachsenen Aeste zu kommen, welches für mich desto besser war, weil man mich nicht so leicht entdecken konnte. Kaum aber hatte ich auf meinem Luftschloß Platz eingenommen, den ich ohne besondere Beschwerde erreichte, hörte ich aus der Ferne ein Geräusch, das sich mehr und mehr näherte, dann eine Weile stille ward. Kurz hintereinander geschahen zwei Schüsse; ob es mir gelten sollte, kann ich nicht sagen; wenigstens trafen sie mich nicht. Nach einigen Augenblicken erhob sich ein gewaltiger Streit, worauf ein klägliches Geschrei folgte und da ich aus der Stimme vernahm, daß es dem Steuermann

gelte, so wäre ich beinahe getrieben worden, wieder hinunter zu steigen. Doch was wäre dem ehrlichen Mann hierdurch geholfen gewesen, überlegte ich sogleich; ich mußte ihn daher dem Willen seiner Feinde überlassen. Auf dieses Geschrei entstand von Neuem der Streit; den Steuermann konnte ich sehr genau verstehen, der sich ohne Zweifel tüchtig mit ihnen zankte. Dies wechselte wohl zwei Stunden ab, bis ich zu meinem Vergnügen nichts weiter hörte. Ich hatte wol meine Freiheit, zu gehen, wohin es mir beliebte; aber welchen Weg ich wählen solle, das war eine andere Frage. In der Nacht kletterte ich mit möglichster Behutsamkeit wieder hinunter und verfolgte meinen Pfad durch den Wald, brauchte aber die Vorsicht, daß ich, wenn ich einige Schritte gegangen war, stehen blieb, um zu horchen, ob sich etwas regte. Weil mir nun das geringste Geräusch, das ich vielleicht selbst verursachte, Furcht einjagte, so kann man denken, daß ich in dem Dunkel nicht weit gelaufen sein muß. Sobald der Tag kam, war ich wieder auf meine Sicherheit bedacht. Aber nun stellte sich auch der zweite Feind ein, der Hunger. Auf dem Schiffe waren die Bissen schon klein gewesen; jetzt gab es nichts zu hecken. Ich fand zwar unter den Bäumen verschiedene Früchte, die ich nicht zu essen wagte. Ich ließ es also unterstehen, bis mich das Glück an einen Kokosbaum führte, welcher mir hinlänglichen

Unterhalt verſchaffte. Nur der Gedanke bewegte mich, wie ich einen Weg fände, der mich nach dem Ufer brächte, woſelbſt ich mich ſo lange aufzuhalten gedachte, bis ein Schiff vorbeiführe, das mich mitnehmen mögte. In dieſer Ungewißheit plagte ich mich über vier Tage und war noch ſo klug, wie an dem erſten. Etwa zwei Stunden vor Sonnen-Untergang kam ich an einen Fluß, der etwa halb ſo breit war, wie der Rhein bei Weſel; das Waſſer war ſeinem Geſchmack nach beſſer, als der delikateſte Wein; es erquickte mich dergeſtalt, daß ich ganz neu belebt wurde. Nachdem ich mich gelabet, ſuchte ich mein Nachtlager, wie gewöhnlich, auf einem Baume; damit ich aber im Schlafe nicht herabfallen mögte, band ich mich mit den Strumpfbändern an und ruhete dieſe Nacht ſo wohl, daß bei meinem Erwachen bereits die Sonne aufgehen wollte. In vier Tagen hatte ich keinen Menſchen geſehen und ich wurde ſicherer, ſtieg ganz ſorglos von meinem Baum hinab; kaum aber hatte ich den Erdboden erreicht, als mir vorkam, daß menſchliche Stimmen in der Nähe wären. Schnell kroch ich daher hinter einen dichtbelaubten Strauch, um den Grund oder Ungrund abzuwarten. Erſteres hatte ſeine Richtigkeit; ich zählte zwölf bewaffnete Portugieſen, nebſt einem Unteroffizier. Dieſe hatten beinahe eben ſo viel Schwarze bei ſich, von denen Jeder etwas trug, ſie verfolgten den Fluß ein Stück

Weges; endlich verlor ich sie aus dem Gesicht. Die Furcht wurde von der Neugierde, zu sehen, wohin sie sich wendeten, überwunden. Ehe ich sie aber einholte, schien es, daß sie wieder zurückkehrten, worin ich mich auch nicht irrete. Sie kamen mit den Schwarzen mir wieder näher, hatten aber ihre Bürden abgelegt. Vielleicht, dachte ich, ist etwas dabei, das mir anstehet, hauptsächlich aber Brod, das sie mit mir theilen müssen. Als sie sich so weit entfernt hatten, daß sie mich nicht mehr entdecken konnten, eilte ich schnell dahin, wo sie eben hergekommen waren. Hier wäre es indessen um meine Freiheit, ja wol gar um mein Leben fast geschehen gewesen. Vier Portugiesen stiegen das Ufer herauf; zum Laufen war es zu spät; denn ich war kaum hundert Schritte von ihnen. Nichts blieb übrig, als daß ich mich der Länge nach ins Gras legte, und es war für mich ein Glück, daß sie in den Wald gingen. Hätten sie den Weg ihrer Kameraden gewählt, so mußten sie über mich weglaufen. Die Ersten, vermuthete ich, die leer umkehrten, hätten ihre Sachen am Ufer hingelegt. Um dies zu erfahren, kroch ich auf allen Vieren an das Ufer, das manneshoch war, hinab und mit Verwunderung fand ich ein Fahrzeug ohne irgend einen Menschen; ihre Gewehre hatten die Viere zurückgelassen und nahe dabei auf die Erde gelegt. Dieses Fahrzeug war mit verschiedenen

Unterhalt verſchaffte. Nur der Gedanke bewegte mich, wie ich einen Weg fände, der mich nach dem Ufer brächte, woſelbſt ich mich ſo lange aufzuhalten gedachte, bis ein Schiff vorbeiführe, das mich mitnehmen mögte. In dieſer Ungewißheit plagte ich mich über vier Tage und war noch ſo klug, wie an dem erſten. Etwa zwei Stunden vor Sonnen-Untergang kam ich an einen Fluß, der etwa halb ſo breit war, wie der Rhein bei Weſel; das Waſſer war ſeinem Geſchmack nach beſſer, als der delikateſte Wein; es erquickte mich dergeſtalt, daß ich ganz neu belebt wurde. Nachdem ich mich gelabet, ſuchte ich mein Nachtlager, wie gewöhnlich, auf einem Baume; damit ich aber im Schlafe nicht herabfallen mögte, band ich mich mit den Strumpfbändern an und ruhete dieſe Nacht ſo wohl, daß bei meinem Erwachen bereits die Sonne aufgehen wollte. In vier Tagen hatte ich keinen Menſchen geſehen und ich wurde ſicherer, ſtieg ganz ſorglos von meinem Baum hinab; kaum aber hatte ich den Erdboden erreicht, als mir vorkam, daß menſchliche Stimmen in der Nähe wären. Schnell kroch ich daher hinter einen dichtbelaubten Strauch, um den Grund oder Ungrund abzuwarten. Erſteres hatte ſeine Richtigkeit; ich zählte zwölf bewaffnete Portugieſen, nebſt einem Unteroffizier. Dieſe hatten beinahe eben ſo viel Schwarze bei ſich, von denen Jeder etwas trug, ſie verfolgten den Fluß ein Stück

Weges; endlich verlor ich sie aus dem Gesicht. Die Furcht wurde von der Neugierde, zu sehen, wohin sie sich wendeten, überwunden. Ehe ich sie aber einholte, schien es, daß sie wieder zurückkehrten, worin ich mich auch nicht irrete. Sie kamen mit den Schwarzen mir wieder näher, hatten aber ihre Bürden abgelegt. Vielleicht, dachte ich, ist etwas dabei, das mir anstehet, hauptsächlich aber Brod, das sie mit mir theilen müssen. Als sie sich so weit entfernt hatten, daß sie mich nicht mehr entdecken konnten, eilte ich schnell dahin, wo sie eben hergekommen waren. Hier wäre es indessen um meine Freiheit, ja wol gar um mein Leben fast geschehen gewesen. Vier Portugiesen stiegen das Ufer herauf; zum Laufen war es zu spät; denn ich war kaum hundert Schritte von ihnen. Nichts blieb übrig, als daß ich mich der Länge nach ins Gras legte, und es war für mich ein Glück, daß sie in den Wald gingen. Hätten sie den Weg ihrer Kameraden gewählt, so mußten sie über mich weglaufen. Die Ersten, vermuthete ich, die leer umkehrten, hätten ihre Sachen am Ufer hingelegt. Um dies zu erfahren, kroch ich auf allen Vieren an das Ufer, das manneshoch war, hinab und mit Verwunderung fand ich ein Fahrzeug ohne irgend einen Menschen; ihre Gewehre hatten die Viere zurückgelassen und nahe dabei auf die Erde gelegt. Dieses Fahrzeug war mit verschiedenen

Geräthschaften ziemlich beladen. Man kann sich meine Freude vorstellen. Dies ist mir, dachte ich, von dem Himmel zugeschickt; was sollte mich nun wol abhalten, den Fluß hinabzufahren, welcher sich unfehlbar ins Meer ergießt; von da wird es mir ein Leichtes sein, an die Flotte oder an einen bessern Ort zu gelangen.

17. Capitel.

Martin kommt in große Gefahr.

Zum Ueberlegen hatte ich keine Zeit; ich mußte mir das Fahrzeug entweder rasch zu Nutze machen oder mich nach Möglichkeit verbergen. Das Letztere schien mir zu gefährlich, weil ich so gut, wie eingeschloffen war; die Männer konnten von allen Seiten herankommen und dann war ich verloren. Es mußte also gewagt sein. Ich sprang in das Fahrzeug, machte es los, stieß vom Lande und es war die höchste Zeit. Wie gesagt, lagen vier Flinten am Ufer, die ich mitnehmen wollte, von denen ich aber beim Einsteigen nur zwei über die Schulter hängte; weil mich, als ich die übrigen zu holen im Begriff stand, eine Angst überfiel, daß ich zitternd vom Lande stieß, auch nach allen Kräften ruderte, die Höhe zu erreichen. Bald darauf vernahm ich ein starkes Rufen; ich verdoppelte meine Anstrengung, ich wollte, da ich auf die Mitte kam, dem Strom widerstehen; allein ich war zu schwach; überdies schossen die am Ufer nach mir. Daher

legte ich mich der Länge nach in das Fahrzeug und überließ mich dem Strome, welcher mich mit solcher Gewalt mit sich fortriß, als kaum ein Pfeil die Luft durchschneiden kann. Da ich nun nichts mehr von dem Schießen hörte und von dieser Seite nichts mehr zu befürchten war, so richtete ich mich in die Höhe, um zu erfahren, ob man mich etwa an dem Ufer her verfolge. Allein diese Sorge war überflüssig. Zum Erstaunen hatte mich der Strom so weit ins Meer getrieben, daß ich die Insel mit genauer Noth noch erkennen konnte; ich will aber nicht behaupten, daß sie es wirklich war, denn es schien nur noch ein Schatten zu sein. Der Wind wehete vom Lande und es ging mit meiner Fahrt noch immer sehr geschwind fort. Ich hätte mir mit einem Ruder, deren vier vorhanden waren, helfen können; allein ich sah ein, daß es nichts nütze und unterließ es. Denn mir konnte es gleich sein, nach welcher Weltgegend mich das Schiff tragen oder wo ich meinen Untergang finden würde. Ich that also nichts weiter, als daß ich den Wellen zusah, welche sich vermischten und einander begegneten. Hierüber war ich unvermerkt eingeschlafen und bei meinem Erwachen fing es an, schon dunkel zu werden. Ich würde auch vielleicht länger geschlafen haben, wenn mich nicht ein starker Durst aufgeweckt hätte. Dies bewog mich meine Beute durchzusehen. Ein Fäßchen, auf dem ich mit

dem Kopfe geruhet hatte, war in ein Stück Segeltuch gehüllet, das Erste. Nicht ohne Mühe brachte ich den Spund mit dem Messer heraus, das mir aus Unachtsamkeit ins Meer fiel. Es befand sich in dem Fasse ein Wein nicht von der schlechtesten Sorte und, um das Labsal gegen Verdunstung zu schützen, verwahrte ich die Oeffnung sorgfältig. Ich suchte weiter und entdeckte zwei Säcke; in dem einen waren Zwiebäcke, in dem andern frischgebackenes Brod, das zum Theil noch warm schien. Hier vermißte ich sehr das verlorne Messer und in dessen Ermangelung mußte ich brechen und beißen, oder wie es sonst gehen wollte. Nachdem ich beinahe ein halbes Brod verzehrt hatte, legte ich mich halb berauscht nieder. Denn was sollte ich sonst vornehmen, da das Rudern völlig überflüssig war. Ich schlief wieder etliche Stunden, um die furchtbare Nacht hinzubringen. Der Tag brach an; aber meine Lage hatte sich nur wenig gebessert; meine Augen richteten sich nach allen Seiten hin, Land oder ein Schiff zu sehen; aber vergebens. Nunmehr fing ich an, mein Unternehmen zu bereuen. Wie unbesonnen habe ich gehandelt, warf ich mir vor! Wäre ich auf der Insel geblieben, so hätte ich doch mit dem Steuermann einerlei Loos; die Gefangenschaft würde erträglich sein und aufs höchste hätte es doch nichts mehr, als das Leben gekostet, während ich jetzt alle Augenblicke den Tod vor Augen habe;

es darf nur eine einzige Welle kommen, ſo liegt mein Fahrzeug das Unterſte zu oben; führet mir das Glück ein Schiff zu, ſo iſt es noch ungewiß, ob es ein feindliches oder freundſchaftliches iſt; vom erſteren habe ich zu erwarten, was man mir auf der Inſel zugedacht. Da aber geſchehene Dinge nicht zu ändern ſind, ſo mußte ich doch, ſo lange noch einige Hoffnung übrig war, auf meine Erhaltung bedacht ſein. Das Nächſte war nun, daß ich auf meinem Fahrzeuge Muſterung mit der Beute hielt. Das Hintertheil hatte eine Art Verdachung von Brettern, unter welcher ſich zwei Fäßchen befanden, das eine mit Pulver, das andere mit ſcharfen Patronen angefüllt; dann eine ſchöne Matratze nebſt einer kattunenen Decke zuſammengewickelt, welche dem Unteroffizier vielleicht zu ſeiner Bequemlichkeit gehören mogte; desgleichen ein ausgeſchlachtetes Schaaf, noch im Fell, in ein Stück Segeltuch gehüllet. Auf dem Lande wäre dies ein herrlicher Fund geweſen; auf dem Waſſer konnte es mir nichts nützen, weil weder zum Kochen noch zum Braten Gelegenheit vorhanden war. Ein Säckchen mit großen, grünen Erbſen und ein Packet getrockneter Blätter, die vielleicht eine Art Taback waren, die mir aber aus Mangel einer Pfeife nur Kummer bereiteten. Ich wollte ihn Anfangs über Bord werfen; da er aber nicht im Wege lag, ſo gönnte ich ihm eine Stelle. Ferner ein Stück Blei über einen

Centner ſchwer, das ich nicht aufheben konnte, lag unten. Auch ein kleines Handbeil fand ich auf einem Theil Angelgarn, nebſt allem Zubehör, nur kein Meſſer; in einem Futteral zeigte ſich mir zwar eine Scheere, auch ein Raſirmeſſer, welches letztere noch nicht nothwendig war. Ich legte es alſo bei Seite. Bei aller Unterſuchung vergaß ich keinen Augenblick, mich fleißig umzuſehen, von welcher Seite ſich meine Erlöſung nahen würde. Nachdem ich nun Alles in Ordnung gebracht hatte, bis auf ein leeres Faß, das als unnütz ich über Bord warf, aber wieder, weil es mir beſtändig zur Seite ſchwamm, hereinhob und auf die Seite legte; ſo ſetzte ich mich unter das Verdeck und ließ dem Fahrzeug ſeinen Willen. Ich gerieth über mein mir zugezogenes Unglück in ein ſo tiefes Nachſinnen, daß ich der Verzweiflung nahe war; ich machte mir bittere Vorwürfe, und wenn ich nichts mehr wußte, fing ich wieder von vorn an. Aber wozu diente es? Zu weiter nichts, als daß ich mich ſelbſt damit marterte. Ein merkwürdiger Umſtand fiel mir bei dieſem Geſchicke ein. An einem Sonntage war es, als ich meinem Gevatter entlief; eben an einem Sonntag ging ich auch von dem Pfarrer weg und nach meiner Rechnung war es auch ein Sonntag, an welchem ich mit dem Fahrzeuge die Flucht ergriff. Zweimal ſchlug es zu meinem Beſten aus, ob es das dritte Mal auch gut ablaufen würde, das ſtand noch zu erwarten; we-

nigſtens ſchloß ich, daß nach dem gewöhnlichen alten deutſchen Sprüchwort eine gute Sache dreimal gilt. Alſo es war Montag. An Brod mangelte es mir nicht und das war mein Troſt; allein der Wein wollte den Durſt nicht nach Wunſche löſchen. Ich habe noch zu erwähnen vergeſſen, daß ich auch ein Fäßchen mit Branntwein antraf; allein Alles konnte nichts helfen; ich hätte gern zwei Nößel Wein für ein Glas Waſſer gegeben; zu wünſchen war es wol, aber nicht zu bekommen. Der Tag und die Nacht verſtrichen ohne die mindeſte Hoffnung zu meiner Errettung. Der Himmel überzog ſich; es wurde ſehr trübe, ohne den geringſten Wind. Dieſe Windſtille, den Seefahrern die Vorbedeutung eines Sturmes, jagte mir eine Todesangſt ein, in Erwägung, daß mein Fahrzeug dieſen unmöglich aushalten werde. Um den Mittag fing es an zu regnen, ſo daß mein Schiff beinahe halb voll Waſſer war. Um daſſelbe etwas zu erleichtern, ſchöpfte ich mit dem Hute und wenn das Waſſer auch langſam ſich verminderte, es nahm doch ab. Der Regen hatte für mich den Nutzen, daß ich mit demſelben das leere Faß füllte aus Fürſorge, um, wenn ich ja noch einen Tag oder zwei Tage umherirrte, den Durſt löſchen zu können. Mit einbrechender Nacht erhub ſich der Wind und obgleich er ſich nicht in einen Sturm verwandelte, ſo war er doch ſtark genug, mich mit Beſorgniß zu erfüllen. Weil er

in gleicher Stärke anhielt und es noch leidlich mit mir machte, ſo gewöhnte ich mich faſt an ihn. Ein anderer Zufall hätte mir beinahe das Leben gekoſtet. Die beiden Flinten kollerten in Geſellſchaft in dem Fahrzeuge herum und da ſie geladen waren, ging die eine los, daß die Kugel nahe neben mir vorüberflog. Gut war es, daß nichts Feuerfangendes daneben lag, ſonſt hätte ich verbrennen oder verſaufen müſſen. Dies bewog mich, die andere zu verwahren und ein Schnupftuch um das Schloß zu binden, damit ich vor einem ähnlichen Vorfall geſichert blieb. Mein Fahrzeug ging ſchnell wie ein Pfeil fort, wohin, dafür ließ ich den Himmel ſorgen. Gegenanſtalten wären ebenſo unnütz, wie abgeſchmackt geweſen; Segeltuch hatte ich und ich hätte leicht eine Art Segel aufrichten können; allein vor dem Wind ging es mehr als zu geſchwind und bei dem Wind zu ſegeln, war ich ungewiß, ob ich hierdurch den Endzweck meines Verlangens befördere oder vielmehr verhindere. Alſo überließ ich mich der Willkür des Meeres und folgte, wohin der Wind mich trieb. Die höchſte Vorſicht, die einem Nothleidenden allemal beiſteht, riß mich endlich aus einer faſt unvermeidlichen Todesgefahr. Fünf ganzer Tage ward ich wie ein Ball von den Wellen umhergetrieben; mein Fahrzeug wurde hier und da leck, was ich nach Möglichkeit mit Segeltuch verſtopfte. Die Nacht darauf wurde es etwas

ruhig, daß ich wenigſtens nicht mehr zu befürchten hatte, von einer Welle verſchlungen zu werden. Den ſechſten Tag ſchien die Sonne und nach der Zeit, wo die Sonne aufging, richtete ich mich. Ich that mit dem Beil allemal einen Hieb in das Steuerbord. Plötzlich ſah ich zu meiner Freude ein hohes Land, und weil die Sonne ihre Strahlen dahin warf, konnte ich es, obgleich entfernt, doch ganz deutlich ſehen. Nun bediente ich mich raſch des Ruders. Anfangs wollte ich gerade einlaufen und es lag meines Erachtens nur an mir, es zu bewerkſtelligen; aber ich hatte mich umſonſt gefreut, die Wellen widerſtanden mir, daß ſich das Land, das ſich mir aus der Ferne zeigte, wieder aus dem Geſichte verlor. Hier wäre nun ein Segel nöthig geweſen; doch wollte ich mich dabei nicht aufhalten, ſondern ruderte aus allen Kräften ſüdwärts; endlich wendete ich mich beſſer nach Weſten, welches auch den erwünſchten Nutzen ſchaffte. Nach meiner Beurtheilung war es ſchon Nachmittag, als ich gegen Norden wieder Land entdeckte; es mogte nun das vorige, das ich von Oſten her geſehen hatte, oder ein anderes ſein, das galt mir gleich; mir war nur daran gelegen, feſten Fuß darauf zu ſetzen. Ich hatte mich mit dem Rudern ſo abgemattet, daß mir die Stange faſt aus den Händen fiel, wozu unſtreitig beitrug, daß ich den ganzen Tag noch keinen Biſſen Brod in den Mund genommen, denn

sobald ich einen Augenblick abließ, um Athem zu schöpfen, schien sich mein Fahrzeug zu entfernen. Ich strengte daher mich aufs Aeußerste an, das Ufer zu erreichen. Allein die an den Felsen anschlagenden Wellen verhinderten es, daß ich beinahe bis zum Untergang der Sonne arbeitete, ehe ich zum Ziele kam. Nun fand sich wieder ein neues Hinderniß. Ich sah nirgends einen Ort, wo ich hätte aussteigen können, daher fuhr ich an dem Fuße von Süden nach Nordwest, wo ich eine Kluft zwischen den Felsen etwa drei Klafter breit, antraf, die weit genug zum Einlaufen war. Doch war es mit großer Gefahr verknüpft, der Fels war auf beiden Seiten so steil, wie eine Mauer, die Einfahrt machte eine Krümmung gleich einem halben Mond, daß ich in jedem Augenblick das Scheitern zu befürchten hatte. Da aber die Höhe des Felsens abnahm, hoffte ich, einen bequemen Ort zum Aussteigen anzutreffen.

18. Capitel.

Martin wird gerettet.

Endlich lief ich in eine geraume Bucht ein, wo füglich vier Schiffe stehen konnten, deren Ufer mit Bäumen umgeben war. Als ich mein Fahrzeug an einen derselben angebunden hatte, war es mein Erstes, daß ich dem Höchsten für meine Errettung meinen

innigſten Dank abſtattete. Ich war in der That ſo kraftlos, daß ich kaum im Stande war, das nur ein wenig abſchüſſige Ufer zu erklettern. Da es auch bereits dunkel wurde, ſo ließ ich's anſtehen, verzehrte ein Stückchen Brod, nahm ein Schlückchen Wein darauf, und legte mich zum Schlafen unter das Verdeck; mußte aber bei meinem Erwachen nach meiner Rechnung wol zwei Stunden mich gedulden, ehe der Tag anbrach. Mein Wunſch, Land zu finden, war nun erfüllt; was ich aber zu fürchten oder zu hoffen hatte, das mußte die Erfahrung lehren. Es kam darauf an, von welcher Nation die Inſel, wofür ich ſie hielt, bewohnt ſei. Iſt ſie von Schwarzen bevölkert, dachte ich, ſo darf ich mir von ihnen nichts Gutes verſprechen, weil wir allenthalben, wo wir bisher landen wollten, als Feinde angeſehen wurden; ſind es Portugieſen, ſo weiß ich, was ich von ihnen zu erwarten habe; doch will ich mich lieber den Letzteren unterwerfen, ſie werden meiner elenden Umſtände wegen ihr Mitleid mir nicht entziehen. Mit Anbruch des Tages nahm ich etwas Weniges zu mir, weil bei aller Sparſamkeit das Brod zur Neige ging. Um mein Fahrzeug wimmelte Alles von Fiſchen, daß ich ſie faſt mit den Händen aus dem Waſſer greifen konnte. Ich holte alſo mein Angelgeräth herzu. Bei dieſem Geſchäft bemerkte ich einen übeln Geruch, der von dem gedachten Schaafe ausging. Ich wollte es, da es Maden hatte,

die ich mit den Händen abstreifen konnte, ins Wasser werfen, überlegte aber zugleich, daß es zum Fischfange dienen würde. Ich hing also ein Stückchen an die Angel und eben hatte ich eingesenkt, als auch schon ein Fisch, der beinahe zwei Ellen lang war, anbiß. Nur mit Mühe brachte ich ihn aufs Trockene. Allein wozu sollte ich ihn gebrauchen? Es fehlte mir Feuer, auch Salz; jedoch die Noth macht den Menschen zu Dingen geschickt, welche er sonst für unmöglich halten würde. Zunächst schnitt ich mit dem Scheermesser den Bauch des Fisches auf, säuberte ihn von dem Eingeweide, wusch ihn in dem Wasser rein aus, suchte darauf dürres Holz, brach und hackte es sehr klein; darauf schnitt ich ein Stück von dem Segeltuch, rieb es mit Pulver ein und suchte einen bequemen Platz aus, wo ich es hinlegte; das kleine Holz bestreuete ich mit Pulver; endlich nahm ich die Flinte, welche losging und sowol den Lappen als auch das Holz in Brand setzte. Ich freuete mich natürlich nicht wenig, diesen so wohl gerathenen Einfall gehabt zu haben. Aber nun war wieder die Frage, ob ich den Fisch braten oder sieden solle? Diese war indessen bald beantwortet. In Ermangelung eines Gefäßes konnte ich nicht anders als zum Braten schreiten; nur machte es mir Kopfbrechen, wie ich es anstellen sollte; am Spieß? Dieses war wider die Regel, weil ich niemals einen Fisch am Spieß

braten gesehen hatte. Gleichwol wollte mir nicht einfallen, wie es sonst zu machen sei. Und wenn es zehnmal wider die Regel ist, dachte ich bei mir selbst, so siehts doch Niemand, der mich überraschen oder auslachen könnte. Ich hieb also einen Ast ab, der die Stelle eines Bratenspießes vertreten sollte, band mit Angelgarn den Fisch daran fest und weil der Bratenwenderjunge fehlte, so mußte ich das Amt selbst übernehmen. In Ermangelung des Salzes hatte ich ihn in dem Seewasser vielmal gewaschen und nachdem es mir schien, daß er gut war, hob ich ihn vom Feuer. Der Tisch, wo ich meine erste Mahlzeit hielt, war das Faß, das ich in die See geworfen hatte. Die Probe meiner Kochkunst fiel schlecht aus; denn das Aeußere war halb verbrannt und inwendig war der Fisch noch ganz roh. Wie konnte es auch anders sein; der Fisch war zu stark und ich hatte ein zu großes Feuer gemacht, das Brod mußte das Beste thun. Nach der Mahlzeit überlegte ich, was ich mit dem übrigen Fisch anfangen solle. Es schien mir am zweckmäßigsten, ihn mit dem Beile zu zerstücken, den Ort, wo das Feuer gewesen, zu reinigen und ihn auf die heiße Stelle zu legen, wobei ich umher ein gelindes Feuer unterhielt. Dieser wurde so köstlich, daß ich mich unterstanden hätte, ihn auf eine fürstliche Tafel zu setzen. Den Hunger getraute ich mir nun befriedigen zu können, wenn

ich mich ja genöthigt sähe, eine Zeitlang hier zu bleiben; allein wie sollte ich für den Durst sorgen? Das noch übrige Regenwasser war stinkend, daß ich ohne Ekel nicht davon trinken konnte; der Wein war um die Hälfte ausgetrunken und mit dem Branntwein verhielt es sich ebenso. Ich bestimmte also den morgenden Tag zur Untersuchung, ob kein trinkbares Wasser anzutreffen sei. Zugleich dachte ich, daß es Sonntag wäre, welches ich deßwegen bemerke, weil ich möglichst die Ordnung beobachtete: Gern hätte ich einen kleinen Spaziergang gewagt; allein die Furcht, es mögte Jemand in meiner Abwesenheit meinen kleinen Vorrath finden und wegtragen, veranlaßte, daß ich mich von dem Orte nicht weit entfernte, wo ich Feuer hatte; ich legte noch Holz darauf, um es zu unterhalten. Denn obgleich ich wieder, wie das vorige Mal Feuer schaffen konnte, so wollte ich doch das Segeltuch schonen, damit ich es bei einem unvorhergesehenen Falle gebrauchte. Bei Langerweile überlief ich meinen ganzen Lebenslauf, rückte mir alle Fehler vor, die ich aus Unwissenheit begangen hatte. Allein was halfs; Niemand würde wol mehr Mitleid mit meinem damaligen Zustande gehabt haben, als meines Lehrherrn Tochter, wiewol ich sie als eine Mitschuldige meines Unglücks ansah. Gedachte ich an die Portugiesen, welchen ich das Fahrzeug entführte, so empfand ich ein heimliches Ver-

genügen, die Feinde der Holländer irre geleitet zu haben; ich dachte auch, wie man mir diese Heldenthat bei meiner Zurückkunft belohnen würde. Mit solchen Gedanken vertrieb ich mir die Zeit, bis es dunkel ward. Am Abend verzehrte ich ein Stück Fisch und legte mich in mein Fahrzeug zum Schlafen. Denn auf dem Lande hielt ich mich nicht für sicher vor den wilden Thieren oder vor sonst einem Ueberfall. Mit Anbruch des Tages stand ich auf und machte Anstalt zur Reise. Die erwähnten Erbsen schüttete ich auf ein Stück Segeltuch, um mich des Säckchens statt einer Reisetasche zu bedienen, in welches ich ein Stück Brod und etwas Fisch steckte. Um aber auch, wenn es nothwendig sein sollte, mich zu wehren, nahm ich eine Flinte nebst zwanzig Patronen.

19. Capitel.

Martin untersucht die Insel.

In diesem Aufzuge erkletterte ich einen Hügel, die Gegend in Augenschein zu nehmen, fand aber noch höhere vor mir, welche alle Aussicht verhinderten. Um nun den Rückweg nicht zu verfehlen, brach ich Zweige von den herumstehenden Bäumen und steckte sie in die Erde. Das Erste, was mir auffiel, waren Kokushäume, fünfe an der Zahl. Eine auf der Erde liegende Nuß von ziemlicher Größe hub ich auf. Es war mir daran gelegen, die Schaale zu erhalten, ein Trinkgeschirr

hiervon zu haben, deſſen ich mich auch eine geraume Zeit bedient habe. Mit Aufmachen wollte ich mir die Zeit nicht verderben, legte ſie daher bei einem eingeſteckten Aſt und ſetzte meinen Stab weiter. Wol zwei Stunden ging es bergauf und bergab durch ununterbrochenes Buſchwerk. Allein nicht das geringſte Merkmal zeigte ſich, daß irgend ein Menſch dieſe Gegend jemals betreten habe. Nur zuweilen bemerkte ich Flügelwerk von verſchiedenen Gattungen, welches ohne zu fliehen, um mich herumlief; ja es ſchien, als ob die Vögel mit einer Art Verwunderung mich betrachteten. Leicht wäre es mir geweſen, eine Menge mit den Händen zu fangen; ich befaßte mich aber noch nicht damit, weil meine Abſicht lediglich darauf gerichtet war, trinkbares Waſſer zu ſuchen, und bei dieſer Gelegenheit zu erfahren, ob und von welcher Nation dieſe Inſel bewohnt ſei. Das Land wurde, je weiter ich ging, ebener, war mit hohem Gras bewachſen und die vielen verſchiedenen Blumen gaben einen ſo ſtarken Geruch, daß ich mich durch denſelben recht geſtärkt fühlte. Noch mehr aber ergötzten mich die faſt einen Wald bildenden Orangenbäume, deren Früchte ſo häufig auf der Erde lagen, daß man ſie faſt zertrat; ja einige waren ſo groß, wie ein kleiner Kinderkopf. Dies war eine wahre Erquickung für einen ermatteten Menſchen. Alles war zum Unterhalt ſehr dienlich und beruhigte mich.

Mir zur Rechten hatte der Wald eine lichte Oeffnung, von da ich das flache Land weit überſehen konnte; die Ausſicht ſchien ſich wenigſtens drei Meilen weit zu erſtrecken. Da ich auch hier keine menſchliche Spur fand, ſo ſchlug ich mich links ſüdwärts zu und kaum hatte ich eine Viertelſtunde Weges zurückgelegt, als ich plötzlich eine Heerde Wild, welche den auf der Inſel Sct. Eliſabeth geſehenen Tannenböcken glichen, erblickte. Sie ſcheueten ſich vor mir nicht und aus der Erfahrung war mir bekannt, daß ſie ſich gern in der Gegend aufhalten, wo Quellen ſind oder friſches Waſſer fließt. Ich verfolgte alſo ihren Weg. Und, o welchen Dank hegte ich gegen ſie! Sie gingen etwas bergan; ein leiſes Rauſchen beflügelte meine Schritte und bald hernach kam ich an einen kleinen Fluß, den ich füglich überſchreiten konnte, der aber mit ſchnellem Lauf ſich bergab ſtürzte. Mir war daran gelegen, ſeinen Urſprung aufzuſuchen, welchen ich bald antraf. Das Waſſer war ſo friſch, daß es recht in die Zähne kühlte; und ſpäter erfuhr ich, daß zwei dieſer Quellen einen anziehenden, etwas bittern Geſchmack hatten und wohlthuend auf den Magen wirkten. Hier ſchlug ich meine Tafel auf und verzehrte meinen gebratenen Fiſch bis auf einen kleinen Reſt. Dabei fiel mir ein, daß ich mich ohne Zweifel durch die Krümmung der Gegend, wo ich landete, um ein Merkliches genähert haben müſſe, ruhete daher et-

was aus und stieg über der Quelle etwas bergan. Rechts entdeckte ich einen hohlen Weg, der südwärts durch den Berg zu gehen schien; aber es war zu spät, mein Fahrzeug zu erreichen, es wäre denn, daß es mir durch einen unvermutheten Zufall gelang. Gedachte Kluft ging bergab und krümmte sich nach Osten, welches mich in meiner Meinung nicht wenig stärkte. Nur machten mir die etwaigen wilden Thiere, welche sich an solchen Orten aufzuhalten pflegen, viele Besorgniß. Da ich indessen mit Gewehr und Munition versehen war, ging ich getrost fort in der Absicht, nicht eher nachzulassen, ich hätte denn das Ende erreicht oder würde verhindert, weiter zu kommen. Ich war fast eine halbe Stunde gegangen auf einem Wege, der so schmal war, daß kaum drei Mann neben einander stehen konnten; an beiden Seiten stunden hohe Felsen, die an einigen Stellen weit herüberragen und herabzustürzen drohetem. Dadurch wurde das Gehen so mühsam, zumal auch an manchen Orten Alles verschüttet war, daß man mit vieler Gefahr hinüberklettern mußte. Endlich verwandelte sich die Dunkelheit in helles Licht und bald erreichte ich das Ende, obgleich ich nicht zu dem gehofften Ziele kam; doch war es nicht ohne Nutzen. Der Ausgang führte mich gerade an das Meer, das ich schon auf der Höhe übersehen konnte. Allein das Wichtigste war, daß auf beiden Seiten das schönste Salz-

und zwar in einer ſolchen Menge zwiſchen den Steinklippen lag, daß ich mir getrauete, ein ganzes Schiff damit zu beladen. Ich mußte zurück, kletterte aber vorher nicht ohne Lebensgefahr zu dem Salz hinan, füllete einen Theil davon in meinen Sack und machte mich wieder auf den Weg, der bergan mir ſehr beſchwerlich war. Bei der Quelle kam ich beim Dunkelwerden an. Ich trank aus ihr, ſuchte mir eine Stätte zum Nachtlager aus und es gefiel mir hier ſehr wohl, da die Luft kühl und geſund ſchien, während in der Bucht faule Gerüche die Luft füllten. Ein ebener Platz über der Quelle ſchien mir am bequemſten; ich trug etwas Gras zuſammen und ſchlief darauf überaus ſanft. Gleich mit dem Anbruch des Tages eilte ich weiter, denn weil ich nicht über Nacht ausbleiben wollte, ſo waren meine Lebensmittel verzehrt. Nach meiner Rechnung konnte es mir nicht fehlen, wenn ich die geradeſte Richtung nähme; nur mußte ich mich meines Erachtens nordöſtlich wenden. Ich hatte ſchon eine ziemliche Strecke zurückgelegt, als ich einen mit dichtem Gebüſch bewachſenen Hügel vor mir ſah; zu ſeiner Rechten war mir der Fels zu ſteil; ihn aber zu umgehen, entfernte ich mich von meinem Ziele. Ich kroch alſo unvorſichtig durch das Gebüſch, in der Abſicht, von da vollends auf den Fels zu kommen, weil ich glaubte, nicht mehr weit von der Bucht zu ſein. Unverſehens

fiel ich in ein Loch, beinahe vier Klafter tief und ich wäre faſt verloren geweſen, wenn es mir nicht geglückt hätte, im Herabfallen einen Aſt zu ergreifen. Doch der Aſt gab nach und brach endlich ab; folglich gelangte ich durch Hülfe eines Sprungs auf den Grund der Höhle. Es war ein geräumiger Platz, etwa zwölf Ellen im Durchſchnitt, aber von allen Seiten eingeſchloſſen. Ich verſuchte vergebens, emporzuſteigen; allein die eine Hälfte war lauter Fels und wo ich gedachte, wieder herauszukommen, war das Erdreich ſo locker, daß ich nicht fußen konnte. Hier war ich gefangen, wie eine Maus in der Falle. Hätte dies der Pfarrer geſehen, der mich ins Hundeloch ſtecken laſſen wollte, er würde, glaube ich, eine große Freude hierüber bezeigt haben. Denn dieſes Gefängniß war ſchlimmer als jenes, in welches doch wenigſtens eine Thür ging. Ich mußte kurz und gut ein Mittel erſinnen, wieder frei zu werden. Auf der einen Seite war das Erdreich ſehr locker und das brachte mich auf den Gedanken, ob es nicht möglich ſei, durchzugraben. Ich wünſchte mir eine Schaufel, aber mit Wünſchen war hier nicht geholfen. Ich mußte das Beil und auch wechſelsweiſe den Aſt ergreifen. Hatte ich nun ein Loch gewühlt, ſo fiel der obere Theil nach. Deſſenungeachtet ließ ich nicht ab; allein beinahe hätte ich mich ſelbſt begraben. Ich hatte wieder ein Loch erarbeitet, daß ich

mit dem halben Leibe darin ſteckte; eine Wurzel nämlich, die mir hinderlich war, mußte herausgeſchafft werden. Zum Glücke hatte ich das Beil zurückgelaſſen; als ich eben darnach faßte, ſtürzte das Erdreich zuſammen, daß man von dem Loche nicht das Mindeſte mehr ſah; überdies ſchlug ein ziemlich hoher Baum mit darnieder, welcher mit dem Wipfel auf der andern Seite liegen blieb, was zu meiner Befreiung führte. Ich konnte nun in dem eingeſtürzten Erdreich völlig ſo hoch ſteigen, daß ich im Stande war, die herabhängenden Aeſte zu erreichen. Bei dieſer Arbeit war ich ganz kraftlos; doch war mir nichts anders zu thun, als einen Weg nach dem Fahrzeuge zu ſuchen, das ich auch Gottlob bald fand. Denn dieſen verhängnißvollen Ort hatte ich kaum einen Büchſenſchuß verlaſſen, als ich von der Höhe gerade in die Bucht ſehen aber nicht unmittelbar zu ihr gelangen konnte, weil ich noch eine gute Strecke zu gehen hatte, um an meiner gewohnten Stätte auszuruhen. Das Erſte, was ich vornahm, war, nachzuſehen, ob ſich Jemand meiner Sachen bemächtigt hätte; es lag aber Alles in der zurückgelaſſenen Ordnung. Nach eingenommener Mahlzeit vermißte ich den Sack mit dem Salze, welchen Verluſt mich ſchon ſchmerzte, da ich glaubte, er ſei mit dem eingefallenen Erdreich begraben; es fiel mir aber hernach ein, daß ich ihn, der mir beim Graben hinderlich war, von mir gelegt

hatte. Hier war mir nun ein kluger Rathgeber nöthig. Die Gegend um die Quelle war mir einladender, als die Bucht; die Höhle war zu meinem Aufenthalte vortrefflich; der Eingang in dieselbe schon halb fertig; also war nichts mehr übrig, als das Erdreich völlig wegzuräumen und wenn mir dazu auch die Schaufel fehlte, so konnte eins von den Rudern die Stelle vertreten. Wie ich aber meine Habseligkeiten dahinschaffen sollte, das kostete schon mehr Kopfbrechen, wegen der Berge, die zu übersteigen waren. Doch überlegte ich, daß ich mich hiermit nicht zu übereilen hätte. Also mußte ein Anfang gemacht werden. Das geschlachtete Schaaf warf ich ins Wasser und bemerkte mit Vergnügen, daß es eine unbeschreibliche Menge Fische herbeilockte und ich hätte leicht eine große Anzahl davon tödten können; allein ich war noch auf zwei Tage mit Fisch versehen. Ein Ruder, den Sack mit dem Brod, das bis auf zwei verzehrt war, den Zwieback ausgenommen, und verschiedene Kleinigkeiten nebst den Erbsen steckte ich in den Sack und trat meine Wanderschaft wieder an.

20. Capitel.

Martin bauet sich eine Wohnung.

Das Gesträuch räumte ich mit dem Beile weg, wodurch ich einen ordentlichen Fußsteig erhielt, den ich bei dem Hin- und Hergehen allemal verbesserte, auch wol

veränderte, ſo daß ich nach meiner Rechnung in drei Stunden füglich hin- und herkommen konnte. Dieſen Tag machte ich zwei Reiſen, hauptſächlich wegen des Fäßchens mit dem noch übrigen Wein, mit dem ich ſehr ſparſam umgegangen war, und vergaß keineswegs die Zeit anzumerken und den Sonntag nicht außer Acht zu laſſen. Ich fing an, mit meiner Schaufel drei Tage unausgeſetzt die Erde auszuräumen. Nach dieſem nahm ich mir vor, ein Stück Wild zu haſchen und damit es ohne großes Geräuſch geſchehe, machte ichs alſo: Das Wild kam täglich zweimal zur Tränke und dabei bewegten mich beſondere Gedanken; vermuthlich mußte ſich der Bach nach dem flachen Lande ergießen; deſſenungeachtet kam das Wild heerdenweis bis an den Urſprung; warum es geſchah, konnte ich nicht einſehen, es müßte denn ſein, weil das Waſſer daſelbſt ſehr friſch war, welches dem unſchuldigen Vieh nicht unbekannt geblieben war. Mit meinem Beil ſtellte ich mich hinter einen Baum; den erſten Schwarm ließ ich vorbei, um die Thiere nicht ſchüchtern zu machen und durch ihre Flucht die übrigen abzuſchrecken. Eins von ihnen trat vor mich hin, ohne ſich zu fürchten, ich ſchlich mich um den Baum herum und verſetzte ihm einen ſo nachdrücklichen Schlag, daß es über und überſtürzte. Von dem Gefolge wurde dies keines gewahr, was ich daraus ſchloß, daß keines die geringſte Furcht

bezeigte. Warum ich nicht die Flinte nahm, geſchah aus einer doppelten Abſicht; einmal würde durch den Knall das Wild ſcheu geworden ſein und dann hätte der Knall leicht Einwohner auf mich aufmerkſam gemacht, mich aufzuſuchen. Sobald der Fall geſchehen, ſchleppte ich das Thier bei Seite, ſchnitt ihm mit dem Scheermeſſer die Kehle ab, ließ es ausbluten, während ſich das andere Wild verlief. Hier ſollte ich nun einen Metzger vorſtellen; aber es gebrach mir an dem nöthigen Werkzeug, was mich indeſſen nicht abhielt, das Fell, ſo gut es gehen wollte, abzuziehen; ich ſchleppte es an den Bach, um es abzuwaſchen und es gelang mir Alles ziemlich. Das Fell wollte ich zum Abtrocknen ausſpannen; das Eingeweide grub ich in die Erde. Das Fleiſch zerhieb ich in vier Theile und trug es nach meiner neuen Wohnung; als ich mir aber einen Theil braten wollte, gebrach es mir an Allem. Das Geräthe war noch in dem Fahrzeuge und ich wurde gezwungen, wieder eine Reiſe zu thun. Die beiden Fäßchen waren ſchwer und die ſchon wandelbar werdenden Schuhe wollte ich ſchonen, die durch das viele Hin- und Hergehen vollends zu Grunde gehen mußten. Ich nahm das Fäßchen mit dem Pulver auf den Rücken, das mit den gefüllten Patronen aber kollerte ich vor mir hin, weil es ungleich ſchwerer war; auch den Bratſpieß vergaß ich nicht, der mir ſo wohl gerathen

war. Ich gestehe, daß mir die Nahrungssorgen am meisten zu schaffen machten; doch was hätte ich sonst zu thun gehabt? Gleich neben meiner Wohnung schlug ich die Küche auf, machte, wie früher, Feuer an und briet mir das eine Hintertheil, was mir schon besser gerieth, obgleich es mehr Zeit erforderte. Der Geruch verdoppelte den Appetit, daß ich mit dem Scheermesser von dem bratenden Fleische ein Stück nach dem andern abschnitt. Hier wurde wieder der Mangel eines Tisches mir fühlbar; ich ließ den Braten an dem Spieße stecken und rupfte so lange davon, bis ich ganz satt war. Was sollte ich nun mit dem rohen Fleische anfangen, da es, ehe ichs essen konnte, riechend wurde? Nach langem Hin- und Hersinnen beschloß ich, es einzusalzen, wozu ich das Fäßchen, in welchem die Patronen waren, benutzte. Ich suchte einen trocknen Platz aus, legte die im Fahrzeuge liegenden Blätter, die ich für Taback hielt, unter und um sie vor dem Regen zu sichern, machte ich eine Decke von ihnen. Das übrige ganze Hintertheil hub ich zum Braten auf; das Uebrige salzte ich ein, so daß ich auf mehrere Wochen Lebensmittel hatte. Nur bekümmerte mich das Brod, das bis auf den Zwieback verzehrt war. Mit diesem verfuhr ich auf folgende Weise; ich weichte einen Zwieback im Wasser, legte ihn dann auf die heiße Stelle beim Feuer; hierdurch wurde er so schön, wie das frischgebackene Brod. Durch

das Fleisch bedurfte ich weniger Brod, das sonst auch vernichtet geworden sein würde. Meine tägliche Verrichtung hatte ich förmlich abgetheilt. Durch die zwei gebratenen Hintertheile war meine Küche auf acht Tage bestellt; aber ich durfte die Hände nicht in den Schooß legen, sondern mußte in der Räumung meiner Wohnung, welche kaum angefangen war, fortfahren und den Baum im Wege auch zur Seite bringen. Den Eingang bildete das Loch; weil es bergan ging, stach ich Rasen aus und machte ordentliche Stufen. Das Holz des Baumes war sehr hart und mein Beil würde sehr stumpf, aber es war gut, daß es wiewol etwas lang, dennoch nicht allzu stark war. Zwei Stücke hiervon wurden Thürsäulen, die zugleich das einrollende Erdreich, welches meine Arbeit leicht zu nichte hätte machen können, zurückhielten. Da ich nun bedachte, daß diese einen großen Nutzen hatten, so war ich bemühet, noch mehr Stämme zu pflanzen. Ich ging also in aller Frühe aus, nicht allein, etwige schwache Bäumchen zu suchen, sondern auch etliche Kokusnüsse zu holen, da mir an einer Schaale zum Trinkgeschirr soviel gelegen war. Ich fand den Ort, den ich mir bei meiner früheren Reise gezeichnet hatte, bald wieder. Das Erbsäckchen nahm ich zu mir und als ich nach der gedachten Gegend kam, hätte ich dasselbe wol zehnmal mit den vielen auf der Erde liegenden Nüssen füllen

können; ich ließ mir aber mit zweien, und zwar den größesten, genügen, weil ich noch ein paar in der Nähe stehende Citronen mitnehmen wollte. Hier traf ich eine Art Bäume an, die den Kokusbäumen ziemlich glichen, aber weiter keine Frucht, nur oben eine große Kolbe hatten. Zu meinem Vorhaben taugten sie zwar nicht; allein ich wollte sehen, ob das Holz hart sei; kaum hatte ich einen Hieb gethan, als ein Saft herausfloß. Aus Neugierde hielt ich den Mund hin, um den Saft zu kosten und fand ihn so wohlschmeckend, daß ich ihn allen andern Getränken vorzieh und mich mit ihm ungemein stärkte. Jetzt waren mir die Schaalen der Nüsse unentbehrlich, welche ich, um den Saft aufzufangen, anhängen wollte. Ich verließ den Baum und trug sechs große Nüsse in die Wohnung. Ich habe anzuführen vergessen, daß ich unter den Geräthen eine kleine Baumsäge fand, wie sie die Gärtner gebrauchen, die zu meinem Verdrusse noch in dem Fahrzeuge lag, und die ich unverzüglich haben mußte. Die in ein Stück Segeltuch geschütteten Erbsen wollte ich auch gern behalten und wenn ich auch nicht kochen konnte, so machte ich mir doch die Hoffnung, daß es mir einmal gelingen werde, ein Gefäß für sie zu erdenken. Unterwegs erwog ich, ob es rathsam sei, das Fahrzeug zu zerschlagen und die Bretter zu gebrauchen. Ohnedies taugten sie zu nichts und verfaulten, so daß keine Reise mehr damit

gewagt werden konnte, weil ſchon das Waſſer allenthalben hineindrang. Doch hatte es damit Zeit. Das Fäßchen mit Branntwein, die Säge, die Erbſen nahm ich mit, und zwei Bretter vom Verdeck. Bei meiner Zurückkunft ſchnitt ich den Deckel von zwei Nüſſen ab, machte den Kern heraus, welcher eine ſehr nahrhafte Speiſe iſt, die mich ſättigte, worauf ich, ſehr ermüdet, mich zur Ruhe begab. Mit dem Safte hatte ichs anſtehen laſſen, auch das weitere Aufräumen der Erde aus meiner Wohnung verſchob ich auf den folgenden Tag. Die Bretter thaten zur Sicherheit des Einſtürzens ungleich beſſere Dienſte, als die Pfähle und ich wußte nicht, wie ich dankbar genug für den geſchickten Einfall ſein ſollte. Mir lag ſo viele Arbeit auf dem Halſe, daß ich verlegen war, was ich zuerſt angreifen ſollte. Alles war aus der Ferne herzuholen; mit der Zubereitung des Eſſens verſtrich auch einige Zeit, daß alſo den Tag über nur wenig vollbracht wurde. Obgleich mich Niemand zur Rede ſetzen konnte, ſo fühlte ich mich doch von ſelbſt getrieben, Alles in die möglichſte Ordnung zu bringen. In aller Frühe ging ich aus, um die Gefäße anzuhängen. Von einem Matroſen hatte ich auf dem Schiffe gehört, daß es Bäume gebe, welche ein weißes Mark bei ſich führten, woraus man Brod, oder vielmehr Kuchen backen könne. Dieſes Mark, klein gerieben, gebe das ſchönſte Mehl; zugleich

fügte er hinzu, daß man aus dem Baume selbst einen sehr schmackhaften Saft zapfen könne. Die Beschreibung paßte ganz auf den Baum, von dem ich den Saft nahm. Nachdem ich nun verschiedene Oeffnungen gemacht, die Gefäße daran befestigt hatte, hieb ich einen armstarken Ast von diesem Baume und fand beschriebenermaßen einen weißen Kern darin. Diesen und vier Citronen nahm ich mit nach Hause, wo ich den Ast spaltete, das Mark sammelte, zerrieb und damit ein köstliches Mehl gewann. Ich begnügte mich hierbei nicht, sondern mengte einen Theil mit Wasser, daß es einem Teige glich, und legte es ans Feuer, das ich beständig unterhielt. Nach einiger Zeit hob ich es von der heißen Stelle und nachdem es etwas abgekühlt war, kostete ich es. Das Lehrstück war freilich nicht so gerathen, wie es hätte sein sollen; ich hatte das Brod zu dick gemacht, mithin konnte es nicht recht ausbacken. Dessenungeachtet aß ichs dankbar. Hierdurch war nun wieder ein großer Kummer gehoben, weil der Zwieback bis auf drei Stück zusammengeschmolzen war. Wer weiß nicht, daß Brod das Nothwendigste zum Lebensunterhalt ist, daß alle übrigen Speisen, wenn wir sie täglich essen sollen, uns zuwider werden, daß aber das Brod uns immer lieblich schmeckt. Fleisch hatte ich im Ueberfluß, das von den Tannenböcken dem besten Lammfleische an Geschmack nichts

nachgab. Vielleicht hatte ich, um das Brod zu sparen, zu viel Fleisch gegessen, das ich seiner fast überdrüssig ward, dem ich indessen mit einem Schluck Branntwein abhalf. Nun hatte ich Brod, welches mir zu Gebote stand. Ich wunderte mich, wie es doch zuging, daß ich mich in diese Lebensweise so geduldig schickte und mir nicht einmal in den Sinn kommen ließ, vor allen Dingen zu untersuchen, ob die Insel bevölkert sei oder ob nicht zuweilen Schiffe daselbst landeten. Hieran gedachte ich aber lange nicht, sondern bemühete mich nur um Lebensmittel und einen sichern Aufenthalt. Diesen Tag nahm ich weiter nichts vor, als meine Wohnung zu ordnen, die noch Vieles zu wünschen übrig ließ. Ich ging also früh zur Ruhe, um am Morgen zeitig aufzustehen und mir, weil es nach meiner Meinung Sonnabend war, einen Fisch zu holen und einige Bretter mitzubringen. Ich war in zehn Tagen nicht dahin gekommen. Bei Erblickung der Tabacksblätter, die ich an dem Ufer zur Seite gelegt hatte, gerieth ich auf den Einfall, mir eine Tabackspfeife zu verfertigen. Das Holz, aus welchem ich das Mark genommen, war hohl; ein schwaches Ende, etwa zwei Spannen lang, war das Rohr, ein stärkeres aber mußte den Kopf bilden. Das Untertheil verstopfte ich mit einem Pfropfe und es wurde eine Pfeife daraus, so daß ich rauchen konnte. Ich richtete es so ein, daß

ich am Sonntage gewöhnlich ruhete, nur dieſes Mal ging es nicht. Den Fiſch machte ich noch am Abend zum Braten zurecht; den Sonntag in aller Frühe holte ich die angebundenen Gefäße, die aber nicht vollgelaufen waren. Doch war mir auch eines Theils der Saft zum Ueberfluß, weil ich ihn nicht gut fortzubringen vermogte, und weil es mir andern Theils an einem Geſchirr zum Aufbewahren fehlte, ſo daß ich ihn hätte verſchwenden müſſen. Den Montag hieb ich des Markes wegen den Baum um. Nun mit Speiſe reichlich verſorgt, war meine Abſicht, das Holz und die Bretter von dem Fahrzeuge in Sicherheit zu bringen. Ich mußte barfuß gehen, weil meine Schuhe und Strümpfe ſehr zerriſſen waren, was mir wegen der leidenden Füße unſtreitig wehe that. Um dies einigermaßen zu verbeſſern, zerſchnitt ich das getrocknete Fell und band mir mit Baumbaſt Stücke davon um die Füße. Als ich nun das Meiſte bis auf Weniges nach meiner Wohnung gebracht hatte, kam mir die Luſt an, Vögel zu ſchmecken. Bei dem Bächlein ließen ſich ſchwarze Vögel, ſo groß wie eine Ente, auch dieſer ähnlich, ſehen. Hiervon ſchlug ich vier todt, die fett waren und gut zu eſſen. Die Tannenböcke, welche ſich vor mir nicht fürchteten, da ich ihnen kein Leid zufügte, wurden ganz zahm, daß ſie ſich faſt mit den Händen greifen ließen. Ich ließ ſie, weil ich ihrer nicht bedurfte, ruhig

gehen. Nun war auch der Vorrath des Salzes zu Ende, das ich nothwendig haben mußte und ich mußte einen verdrießlichen Weg antreten. Ich nahm einen von den Säcken, in welchem Brod gewesen war, um einen Weg zu ersparen. Dies konnte ich nicht anders, als mit Leib- und Lebensgefahr es einfassen, weil der Wind sehr stark aus Südwest wehete und die Wellen mit ungeheurer Heftigkeit wider den Fluß schlugen. Ich machte mich daher in möglichster Geschwindigkeit in die Kluft hinein, wo ich gegen den Sturm geborgen war; allein mehre Male wäre ich beinahe unter die herabstürzenden Steine begraben worden. Auch jetzt wieder entdeckte ich etwas für meinen Unterhalt. Ich fand nämlich auf dem Rückwege stachlichte Früchte auf der Erde liegen, welche den Kastanien glichen, von denen eine aufgesprungen war. Diese hatte soviel Körner in sich, daß ich mir getrauete, eine Quartierbouteille damit zu füllen. Ich steckte sechs dergleichen Kolben in den Sack. Bei meiner Heimkunft warf ich einige in die glühende Asche, welche gebraten, einen angenehmen Geschmack, auch gute Nahrung gaben. Die kommende Nacht brachte ich in großer Angst hin. Der Wind tobte dergestalt, daß es mir vorkam, es bewege sich die ganze Insel; dazu kam ein starker Regen, der häufig in meine Wohnung drang, daß ich fast kaum gegen das Ersaufen mich sichern konnte. Daran war ich

selbst Schuld, weil ich zu rechter Zeit mich nicht dagegen verwahrte. Sobald der Tag anbrach, nahm ich ein großes Stück Segeltuch, spannete es aus, so weit es reichen wollte und wurde hierdurch ziemlich vor dem Regen geschützt. Außer der Wohnung konnte ich nichts verrichten; ich bauete mir also einen Tisch, schlug vier Pfähle in die Erde und von dem Wasserfaß nahm ich den einen Boden, den ich an die Pfähle befestigte. Das nun leere Weinfäßchen mußte den Stuhl vertreten. So rückte ich in meiner Bequemlichkeit fort, allein ich mußte vorzüglich auf ein Mittel bedacht sein, mich vor dem Regen zu bergen. Außer der Wohnung sah es traurig aus; das Feuer war gänzlich erloschen, frisches anzumachen war eine Unmöglichkeit und mein Vorrath war ausgegangen. Um den Mittag ließ der Regen etwas nach und mein erster Weg war nach dem Pulver, das zum Glück noch unversehrt geblieben war. Aber es gebrach an dürrem Holz und ich konnte keine Stelle finden, wo das Feuer vor der Nässe geborgen war. Doch die Noth ist die beste Lehrmeisterin. Bei dem Fluß nahe bei meiner Wohnung grub ich unter dem Regen ein Loch, schlug Pfähle umher; einige Aeste von den dabei stehenden Bäumen band ich an die Pfähle fest; oben darüber kamen kleine abgehauene Aeste und Blätter und das Ganze wurde mit Erde bedeckt. Dieses wurde nun meine Küche und ich war darauf bedacht

geweſen, ſie ſo geräumig zu machen, daß ich ganz ſicher beim Regenwetter in ihr wirken konnte. Vor dem Wetter war ich alſo geſchützt; allein Mangel an Lebensmitteln zeigte ſich. Die Tannenböcke ließen ſich während des Unwetters, das ſechs Wochen anhielt, nicht ſehen; Flügelwerk zu fangen, war gefährlich, weil nicht weit von der Wohnung verſchiedene Bäume mit der Wurzel ausgeriſſen waren, was mir jedoch Nutzen brachte. Unter dieſen befanden ſich zwei, welche Mark bei ſich hatten; dieſe ſpaltete ich entzwei und nahm das Mark heraus. Was mich aber mit ſchwerem Kummer erfüllte, war, daß ich kein Hemd mehr anzuziehen hatte. Das, was ich trug, war ſo ſchwarz wie die Erde und vom Schweiß ſo zerfreſſen, daß die Fetzen umherhingen und mit nichts konnte ich das Uebel heben. Darüber vergoß ich heiße Thränen. Wie wird es mir noch endlich gehen, ſagte ich mir; Schuhe und Strümpfe ſind meiſt unbrauchbar, das Hemd verdient auch, weggeworfen zu werden; die übrige Kleidung geht zu Grunde; ich werde am Ende nackend gehen müſſen, was ich nicht überleben kann. Aber warum bin ich ſo ſaumſelig, warf ich mir vor; ich bin ſchon funfzehn Wochen hier und habe mir noch nicht die Mühe gegeben, einen Strich des Landes durchzureiſen, um zu ſehen, ob ſich nirgends Menſchen aufhalten; ich habe vielmehr die Zeit mit Eſſen und Trinken hingebracht. Feſt war nun mein Entſchluß,

ſobald die Witterung es erlaube, eine Reiſe zu unternehmen. Da ſich indeſſen die lieben Tannenböcke wieder einfanden, ſo unterblieb es und die Ausführung wurde verſchoben. Denn auf der Reiſe, dachte ich, würde ich kein Wirthshaus antreffen, deßwegen mußte ich mich mit Lebensmitteln verſorgen. Ich holte daher mir ein Stück vom vorerwähnten Wildpret und machte es gehörig zurecht. Da ich nicht wußte, wie oft das Regen- und Sturmwetter ſich einſtelle, ſo mußte ich auf den nöthigen Schutz bedacht ſein. Meine Wohnung war zwar wegen der Bäume ſo gedeckt, daß kein Tageslicht durchdringen konnte; allein einen ſtarken Regen war ſie außer Stande abzuhalten. Ich ſann daher auf Mittel gegen ihn; hätte ich Bretter gehabt, ſo wäre es mir leichter geweſen; es mußte alſo auf eine andere Art eingerichtet werden. Ich ſtieg in die Höhe, um die Sache zu überlegen und unter den verſchiedenen Einfällen war der beſte, ſchwache Bäumchen bei der Wurzel abzuhauen, ſo daß ſie gerade über die Oeffnung fielen. Fünf von ihnen hatte ich bereits gefället, als ich zu meinem Vergnügen ſah, daß ich meinen Zweck erreichte und die ganze Oeffnung bedeckt fand. Hierauf trug ich Gras und große Blätter zuſammen, womit ich die Spalten verſtopfte, warf dann eine halbe Hand breit Erdreich darauf und machte die Decke fertig. Wenigſtens konnte der Regen doch nicht mehr ungehindert eindringen.

Der Abwechselung wegen begab ich mich mit der Angelruthe nach der Bucht, um einen Fisch zu holen und etwas von dem noch zurückgebliebenen Holze mitzunehmen, wo ich zu meiner großen Freude Erbsschoten in der schönsten Blüthe antraf, die dem Vermuthen nach von mir ausgestreuet, von dem übersteigenden Wasser befeuchtet und in dem Schlamm aufgegangen waren. Es mogten etliche viertzig sein, welche sich sehr ausgebreitet hatten. Die Ueberraschung würde angenehmer gewesen sein, wenn ich ein Gefäß zum Kochen der Erbsen gehabt hätte; ich aß daher einige grüne; die übrigen ließ ich völlig reifen und die Ernte war sehr ergiebig. Dies bewog mich, noch mehr auf einen passenden Platz zu säen, die aber nicht so geriethen wie jene, weil der Boden zu mager und in der gehörigen Zeit die Aussaat nicht geschehen war; nachher lernte ich aus Erfahrung, daß die Aussaat kurz vor der Regenzeit stattfinden müsse, worauf ich später über einen Scheffel einerntete. Meine Wohnung kam nun in einen ziemlich guten Stand; die Küche hatte ich erweitert; das Pulver war ins Trockene gelegt, daß es von dem Regen nicht naß und unbrauchbar werden konnte. Ein ganzes Jahr war durch alle diese Beschäftigungen entflohen, was mir als etwas Unerträgliches früher geschienen hatte. Nun wollte ich auch meine Reise vornehmen. Ich schlachtete ein Wildpret, buk Kuchen, und machte

mir ein Paar Schuhe auf die vorhin bemerkte Art. Da Alles zur Abreiſe fertig war, packte ich auf acht Tage Victualien ein; um Getränke bekümmerte ich mich nicht, weil ich den Bach beſtändig zur Seite hatte. Zur Nothwehr nahm ich eine Flinte und ungefähr zwanzig Patronen mit, worauf ich an einem Montage mit Aufgang der Sonne abmarſchirte.

21. Capitel.

Martin tritt eine Reiſe ins Land an.

Der Bach, mein Wegweiſer, behielt ſeinen Lauf wol zwei Stunden von Süden nach Weſt; ich entdeckte aber nichts Beſonderes. Die Gegend hatte etwas Buſch mit eingeſtreueten Strichen flachen Landes, auf welchen die Tannenböcke herumſpazirten. In dem Gehölze traf ich eine Art Tauben an, die ſehr wild waren; ich ließ ſie in Ruhe und ging weiter. Als es Mittag war, ſchlug ich meine Tafel auf, verfolgte den Bach weiter, welcher ſich mit einem Male nach Süden wendete. Ich that einen Trunk, fand aber das Waſſer ungleich anders, wie das bei der Quelle, indem es einen ſehr herben Geſchmack hatte. Hier zog das Wild meine Bewunderung auf ſich, daß es einen Weg bis zu dem Urſprung gefunden hatte, folgte immer dem Laufe des Fluſſes, welcher nach und nach ſo ſeicht wurde, daß mir das Waſſer kaum bis über die Knöchel ging. Das Gebirge, das ich ſüdwärts nie aus den Augen verlor, nahm auch

sehr merklich ab, an demselben sammelte sich das Wasser, das dem Ansehen nach, wie es zufloß, in die Erde versinken mogte; denn aus seinem Ufer konnte ich nicht wahrnehmen, daß es ehemals größer gewesen sei. Ich legte mein Reisegeräthe ab, kletterte den Fels hinan; unten am Fuß war bis ans Meer noch ein Zwischenraum ungefähr einen Flintenschuß weit. Kaum war ich hinunter gestiegen, als ich hier und da Trümmer von einem gescheiterten Schiffe liegen sah, wovon die meisten Stücke noch sehr frisch waren, die ich für meine Wohnung gebrauchen, die ich aber noch nicht wegen des weiten Weges mitschleppen konnte. Nicht weit davon lag auch ein Stück Mast, aber ohne Flagge, daran hing noch ein Stück Tau, wol zwanzig Klafter lang, das aber nicht loszumachen war, da es zu fest hing. Ich ließ indessen nicht ab und bediente mich des Schneemessers, wodurch ich meinen Wunsch erfüllt sah, es auf den Fels trug, wo ich die Flinte zurückgelassen hatte, von wo ich westwärts neben dem Fluß hinkletterte. Von Ferne erblickte ich etwas, was einem Kästchen ähnlich sah, ich sprang oder floh vielmehr dahin und fand, daß ich mich nicht geirret hatte. Die große Freude wurde noch vergrößert, daß der Schlüssel an einem messingenen Kettchen, was aber von Silber und vergoldet war, wie ich hernach erfuhr, daran hing. Das verrostete Schloß konnte ich erst mit vieler Mühe

öffnen. Ich fand darin sechs sehr schön geschliffene Gläser, mit Schrauben gleichfalls von Silber, die alle gefüllt waren. Natürlich trug ich kein Bedenken, eine davon aufzuschließen und den Inhalt zu kosten und ich mußte mir Zwang anthun, die Flasche von dem Munde zu nehmen, denn es war herrliches Aquavit darin. Die Farbe war in allen Flaschen gleich. Wie nun jede ein besonderes Fach hatte, so war wieder in der Mitte ein kleines Fach, in welchem ein sehr sauber geschliffenes Gläschen zum Einschenken steckte. Beinahe hätte ich einen zweiten Zug gethan; doch ich bemeisterte die Begierde, schloß das Kästchen zu und brachte es an den Ort, wo das Tau lag. Vom Ungefähr wendete ich die Augen aufs Meer und mir kam es vor, als sähe ich ein Schiff von Westen nach Osten segeln. Es schien näher zu kommen und ich konnte es genauer erkennen. Ich hüpfte, wie ein Kind und schrie: Ach, der Himmel sei gedankt, nun ist meine Erlösung vor der Thür. Ich ergriff meine Flinte, lief nach dem Ufer, that einen Schuß und da sie mir nicht antworteten, glaubte ich, daß sie ihn vielleicht nicht gehört hätten. Ich gab also der Flinte eine doppelte Ladung, wodurch ich beim Losgehen einen solchen Stoß erhielt, daß ich mich sanft niedersetzte. Auch dies that keine Wirkung. Ich winkte mit dem Hut, schrie: He da, nehmet mich auf! ja ich war so einfältig, Steine ins Wasser zu werfen. Nichts

half. Vergebens lief ich am Strande hin; aber das Schiff entzog ſich meinem Geſichte ebenſo geſchwind, wie es ſich gezeigt hatte. Die Hoffnung auf meine Erlöſung verſchwand; ich gerieth in eine Art Verzweiflung, raufte mir die Haare und rief ununterbrochen: Ihr unbarmherzigen Menſchen! Ich ſtreckte mich der Länge nach auf die Erde und ſagte zu mir ſelbſt: Hier will ich nicht wieder aufſtehen; es wird ja wol eine Welle kommen und mich mit ſich in den Abgrund ſtürzen, ſo bin ich aller Marter los; verſagt mir dieſe auch den Dienſt, ſo will ich doch nicht aufſtehen, ſondern auf der Stelle ſterben. So lag ich eine Weile und fing in meinen Gedanken an zu ſterben, ehe ich aber vollends verſchied, fiel mir das gefundene Flaſchenfutter ein; haſt du auch, fragte ich mich, die Flaſche feſt zugeſchraubt? Es wäre ſchade, wenn der Inhalt verdunſten ſollte; ich ſprang daher ſchnell auf, ohne zu überlegen, daß ich mir vorgeſetzt hatte, zu ſterben. Mich lockte es, eine andere zu prüfen, die an Geſchmack der erſten nichts nachgab; in der Geſchwindigkeit nahm ich noch einen Schluck, worauf ſich der Appetit zum Eſſen einſtellte. Nun mußte ich meine Thorheit, ſterben zu wollen, belachen, und dachte, daß ein anderes Schiff kommen und mich wieder in mein Vaterland bringen könnte. Das Tau mußte ich zurücklaſſen. Weiter zu gehen, wagte ich nicht, weil es mir an Waſſer gebrach,

ſobald ich den Fluß verließ, und weil ich noch ungewiß war, ob ich anderswo gutes Trinkwaſſer antreffen würde. Ich machte mich alſo mit der Beute wieder auf den Rückweg. Zwar war ich nicht im Stande, meine Wohnung vor Mitternacht zu erreichen; es war mir auch gleichgültig, da ich nicht irren konnte. Auch dieſe Reiſe war nicht ohne Nutzen. Obgleich der eigentliche Zweck verfehlt war, zu unterſuchen, ob die Inſel bevölkert ſei, ſo faßte ich doch den Vorſatz, meinen Plan nicht aufzugeben und die Gegend öfters näher kennen zu lernen. Nach meiner Heimkehr ſchien es mir räthlich, hinter der Wohnung die Höhe zu erſteigen, um von da nach dem Meere zu ſehen, weil es doch zuweilen geſchehen dürfte, daß ein Schiff vorbeiſegle. Das Verlangen, aus dieſer Einöde zu kommen, hatte ſich noch nie ſo ſtark geäußert, als ſeit der Zeit, wo ich das Schiff ſah. Ich wagte es alſo; allein die reine Unmöglichkeit ſtand mir im Wege; ja verſchiedene Male war ich auf dem Punkte, hinabzuſtürzen; ich mußte alſo ablaſſen. Ich machte mich noch einmal hinauf, nahm eine leer gewordene Flaſche mit, die ich mit Waſſer füllte, um mich, wenn es nöthig wäre, ein paar Tage daſelbſt aufzuhalten. Zugleich verſah ich mich mit einem Säckchen für die Aufnahme von Salz, das ich in den Steinklippen erblickt hatte. Ich ſtieg, um einen kürzeren Weg zu haben, über den Fluß, der eine große Krümmung machte,

und kam um eine Stunde zeitiger an den Ort, wo ich das erste Mal über den Fels gestiegen war, hatte aber von der Sonnenhitze außerordentlich viel auszustehen, wodurch ich gezwungen wurde, in einer Höhle auszuruhen. Hier flogen die Vögel, die ich für Tauben hielt, fleißig ab und zu. Ich wollte nun in den Ritzen, aus denen sie kamen, einige fangen; allein sie flogen bei meiner Annäherung davon. Ich fand kurz hinter einander fünf Nester mit Jungen, die aber noch ganz klein waren. Ich merkte mir den Ort, war dann so glücklich, noch zwei Nester zu finden, in welchen die Jungen bis zum Ausfliegen reif waren. In dem ersten waren zwei, in dem andern drei, denen ich die Köpfe abriß. Die getödteten legte ich bei Seite; von dem Wunsche beseelt, noch mehr Tauben zu haben, sah ich mich nach mehreren Nestern um und kletterte ostwärts an den Felsen hin, fand zwar noch Nester, die Jungen waren aber noch nicht flügge. Als ich nun beim Hinuntergehen nach dem Meere sah, bemerkte ich eine große Kiste, mit Eisen beschlagen. Dahin zu kommen, war vergebens und von unten herauf war ebenso unmöglich; ich mußte ihr also von der Seite beikommen; aber auch umsonst. Gleichwol durfte ich nicht nachlassen, sie zu erhalten; aber wie dies anzufangen, das war die Frage. Unter vielem Nachdenken fiel mir ein, daß ich mich des Taues bedienen könne; dieses zu holen, war ich gleich entschlossen, wie schwierig es auch

ſein mögte, es bergauf zu tragen. Ich erleichterte mir das Geſchäft, indem ich das Tau in der Mitte durchhieb. Als ich nun mit blutſaurer Mühe an den erwähnten Ort geſtiegen war, bemerkte ich, daß mein Anſchlag nicht recht überlegt geweſen ſei; die Länge hatte es wohl, allein woran ſollte ich es feſte machen. Denn es war meine Abſicht, mich hinunter zu laſſen. Endlich kam mir ein Mittel in den Sinn. Ein Stück von dem abgeſtürzten Felſen lag nicht weit, um daſſelbe ſchlang ich das Tau, ſo gut es gehen wollte. Ich trat nun meine Reiſe an und weil es ungefähr ſechs Klafter war und ich nur noch etwa ein Klafter unter mir hatte, ehe ich fußen konnte, ſchrie ich: Gewonnen, gewonnen! Aber das Tau oben ging los und ich fiel unſanft auf die Erde; überdies hatte mich das über mich wegſchleudernde Tau vollends niedergeriſſen. Meinen Zweck hatte ich zwar erreicht, aber ich war mit der Kiſte zugleich gefangen. Hier umzukommen war meine Sache nicht; es mußte gewagt ſein, es mogte ausſchlagen, wie es wollte. Nach Weſten zu ging es bergan; ich kam auch glücklich auf die Höhe, nur die gedachte Kiſte blieb ſtehen. Ich verſuchte, zurückkletternd, ſie vor mir hinzuſchieben und obgleich ich ſchon einige Mal mit derſelben wieder zurück mußte, ſo ließ ich doch nicht nach, bis es mir gelang. Von da ging es bergab, die Kiſte war den Augenblick unten; und Alles lief

glücklich ab. Das Fuhrwerk ging so, bis ich die Kiste jenseit des Felsens geschafft hatte. Mein Erstes war, sie zu öffnen, was aber nicht anders geschehen konnte, wie vermittelst eines Beils. Das meinige war an dem Orte, wo die gewürgten Tauben sich befanden. Obschon es bereits dunkelte, so eilte ich, das Beil zu holen; weil es aber bei meiner Zurückkunft ganz finster war, so mußte ich meine Neugierde bis auf den andern Tag unbefriedigt lassen. Durch die ungewöhnliche Anstrengung war ich ganz kraftlos geworden, verzehrte mein Abendbrod und legte mich auf derselben Stelle schlafen. Anfangs war es wol meine Absicht, in der Kühle zu Haus zu gehen; da ich mich aber so abgemattet fühlte, so unterblieb es. Desto zeitiger ging es früh vor sich und es war gewiß eine saure Arbeit. Hatte ich die Kiste eine Strecke getragen, so schleppte ich sie wieder hinter mir her und auf diese Weise kam ich bei meiner Wohnung glücklich an. Eine Herzstärkung aus der Flasche gab mir Kraft, über die Beute herzufallen und weil der ehemalige Besitzer nicht die Gefälligkeit gehabt hatte, den Schlüssel anzustecken, so mußte das Beil dessen Stelle vertreten. Man stelle sich nun das Vergnügen vor, in das ich versetzt wurde, als ich folgende Sachen darin fand. Erstens ein blaues Kleid von feinem Tuch, nebst zwei Paar Beinkleidern, die durch das eingedrungene Seewasser wenig Flecken

bekommen hatten, was mir indessen gleichgültig war; dann vier gute Unterhemden und zwei Oberhemden; drei Paar weiße und zwei Paar schwarze Strümpfe; Schnupftücher, Halsbinden, überhaupt Alles, was eine Mannsperson an Wäsche nöthig hat, ingleichen ein Paar neue Schuhe und Pantoffeln, eine ganze Tafel Seife, und das Angenehmste, ein Besteck Messer und Gabel, Löffel, wol sechs Buch Papier, aber meist verdorben; Spiegel, Scheere, Federmesser und ein Bund Federn, ein schönes Brennglas im Futteral und ein Feuerzeug, es war fast nichts vergessen. Hätte ich nun noch ein Gefäß zum Kochen gehabt, so würde ich meinen Reichthum mit keinem Fürstenthume vertauscht haben. Den nächsten Sonntag wollte ich mich schmücken; vorher machte ich die jungen Tauben zurecht, welche sehr wohlschmeckend waren und mich zu dem Entschluß führten, etwa nach vierzehn Tagen noch einige zu holen, was nicht gleich geschehen konnte, weil ich dieses Mal kein Salz, das jetzt zu Ende bei mir ging, mitgenommen hatte. Sonnabends verschaffte ich mir einen Fisch, nachdem ich Appetit hatte. Die Erbsen, die ich das dritte Mal gesäet hatte, waren reif; die grünen aß ich auf, die schon fest gewordenen that ich in einen Sack und die mitgebrachten streuete ich wieder zur Ernte aus. Bei der Bucht überraschten mich mehrere Stängel Waizen, welche schon Körner gefaßt hatten; woher sie kamen, war mir unbekannt. Ich

fing zwei Fische von mittlerer Größe, machte sie zum Braten zurecht und untersuchte die alten Sommererbsen, und fand unter diesen noch einundzwanzig Waizenkörner, die ich ebenfalls ausäete. Um in Ordnung zu bleiben, hatte ich den nächsten Sonntag dazu bestimmt, mich einmal recht anzukleiden. Die Schuhe paßten so ziemlich, außer daß sie mir ein wenig zu lang waren; mit dem Kleide aber wollte es gar nicht gehen. Es war mir zu schmal über den Schultern und wol eine Hand breit zu enge; ja auch mein eigenes, das ich beinahe ein Jahr getragen hatte, war mir zu klein geworden; folglich mußte ich merklich zugenommen haben, was nicht zu verwundern war, da ich mich förmlich mästete. Meine tägliche Verrichtung diente mir ja zur Gesundheit; ich schlief, wenn ich müde war, aß, wenn mich hungerte; aus den Kleidern machte ich mir nichts, legte sie also beide in die Kiste, damit ich, wenn ich etwa so glücklich wäre, ein Schiff zu finden, mich ordentlich kleiden könne. Nur ein Paar Beinkleider benutzte ich, indem die ledernen schmutzig geworden waren, die ich auswusch, wozu mir die gefundene Seife gute Dienste that. Nach meiner Rechnung waren schon zwei Jahre verflossen, wo es mir an keinem Unterhalte fehlte. Bei alledem verfiel ich doch zuweilen in eine Schwermuth, die mich so drückte, daß ich mehrere Tage keinen Tritt aus dem Hause that. Dies mag Nieman-

den befremden, der bedenkt, daß der Menſch geſchaffen iſt, mit ſeines Gleichen Umgang zu haben. Ich war von aller menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen; wie leicht konnte mir eine Unpäßlichkeit zuſtoßen oder mir ſonſt etwas begegnen, wobei ich der Hülfe bedurfte. Der geringſte Umſtand war hinreichend, mich in das größte Elend zu ſtürzen; ich war in der Blüthe meiner Jahre und ich wollte noch wol mehr ſagen — doch will ich lieber ſchweigen. Ich nahm mir vor, das Ufer öfter, als es bisher geſchehen war, zu beſuchen und machte mir Vorwürfe, daß lediglich meine Nachläſſigkeit daran Schuld ſei; es können ja ſeit meinem Aufenthalte ſchon viele Schiffe vorbeigeſegelt ſein, auch wol gar geankert haben, dachte ich bei mir ſelbſt; weiß man aber, ob ſich hier ein unglücklicher Menſch aufhält? Gieb dir alſo ein wenig Mühe, du Träger, ſprach ich zu mir; es geht hier nicht ſo her, wie in dem geprieſenen Schlaraffenlande, wo die gebratenen Tauben ins Maul fliegen. Der Vorſatz wurde ausgeführt. Sobald die Regenzeit vorüber war, die ich in den zwei Jahren viermal angemerkt hatte, und dieſes war das fünfte Mal, verſah ich mich auf acht Tage mit Lebensmitteln. Das vom Branntwein leere Fäßchen füllte ich mit Waſſer, ein Stück Segeltuch, das ich ſtatt eines Zeltes gebrauchen wollte, nahm ich mit, kurz, ich packte Alles zuſammen, was mir nöthig ſchien und hatte eine volle

Ladung. An eben dem Orte, wo ich gewöhnlich über den Felsen stieg, schlug ich unter den Bäumen mein Lager auf, holte von den erwähnten Trümmern etliche Stücke, bauete mir eine Hütte und suchte noch einige Tauben, kam aber zu spät, da sie alle ausgeflogen waren bis auf zwei, welche eben hinausfliegen wollten, aber von mir durch meinen Hut, den ich geschwind über das Loch hielt, gefaßt wurden. Es war doch Etwas. Den andern Tag erwählte ich einen andern Platz, von welchem ich einen guten Theil des Meeres übersehen konnte. Hier dachte ich, würde sich bald ein Schiff zeigen und mich aus meiner Einöde befreien. Zum Zeitvertreib hatte ich Holz mitgenommen, Tabacksköpfe daraus zu verfertigen, da die früheren, weil sie nicht gefüttert waren, bald verbrannten. Zwei Tage lauerte ich hier umsonst und sah mir fast die Augen blind. Oft kam es mir vor, als winke mir ein Schiff; ich ergriff sofort die Flinte, um ein Zeichen zu geben, hatte mich aber vergebens gefreuet. Denn das vermeinte Schiff verschwand, ehe ich es recht in Augenschein nehmen konnte. Ich wurde endlich ungeduldig und beschloß, mein Lager wieder abzubrechen. Bei dieser Gelegenheit faßte ich den Vorsatz, an dem Ufer gegen Nordwest zu spazieren, in der Absicht, ob ich die Insel umgehen könnte. Diesem zu Folge stand ich den dritten Tag früh auf, die Gegend am Strande zu beob-

achten. Auf dieſer Seite ſchloß der Fels die Inſel allenthalben ein, ſo daß er an einigen Stellen unerſteiglich, bald aber ſo niedrig war, daß er nicht mehr als die Höhe eines Mannes behielt. Gleiche Beſchaffenheit hatte das Ufer, das beinahe den Felſen erreichte, wo ich Mühe hatte, mit Gefahr vorbeizukommen. An einem andern Orte erſtreckte ſich eine Art Bank, wol eine viertel Meile ins Meer hinein. Zweimal erſtieg ich die Höhe, von welcher das Land ziemlich vor meinen Augen offen lag; aber außer den kleinen eingeſtreueten Hügeln bemerkte ich nichts, als hier und da einige Striche flachen Landes und Buſchwerk, aber nicht das Mindeſte, was mich auf einen Bewohner ſchließen ließ. Ich mußte auf den Rückweg bedacht ſein, weil ich in der mir unbekannten Gegend zu übernachten nicht wagte. Wie geſagt, ſtieg ich zuweilen auf die Höhe. Unvermuthet traf ich in dem Felſen eine Fläche an, in welcher ein halb vermoderter Körper lag, bei deſſen Anblick mich ein Schauder überfiel; doch die Menſchenliebe verſcheuchte alle Furcht. Seit beinahe drei Jahren hatte ich keinen Menſchen geſehen und ich wünſchte tauſendmal, er möge doch einen Augenblick leben, um einen menſchlichen Laut zu hören; aber er war todt. Er hatte die linke Hand, oder vielmehr den Kopf hiermit geſtützt; in der rechten hielt er ein kleines Büchlein, das halb aufgeſchlagen, deſſen Papier aber

verweſet war. Die Schaale ſchien Pergament geweſen zu ſein. In eben dieſem Zuſtand befand ſich ſeine Kleidung; doch ſah ich, daß ſie aus feinem Tuche beſtanden haben müſſe; die Schuhe ſchienen noch gut und die Schnallen von Silber. Ich wollte ſie nehmen; als ich zum Werke ſchritt, fiel durch die kleine Bewegung der ganze Körper zuſammen. Mit einem Sprunge war ich aus dem Loche, lief fort, weil ich mir einbildete, er verfolge mich. Nach einiger Erholung blickte ich mich ſchüchtern um, ſah und hörte nichts, was mir Furcht einflößen konnte. Ich hätte unverzüglich dieſen Ort verlaſſen; allein meine neben mich hingelegte Flinte mußte ich wieder haben. Mit bedächtigem Schritte, immer zur Flucht fertig, begab ich mich in das Loch und fand, daß der Körper ſtückweiſe zuſammengefallen war. Das Erſte, was ich entdeckte, war eine runde Kapſel, in welcher eine Uhr ſich befand, die ich ſchnell einſteckte, worauf ich meine Flinte nahm und raſch mich entfernte. Es iſt doch das Gewiſſen eine wichtige Sache. Mir fiel ein, ich habe einen Todten beraubt, was als etwas Unerlaubtes nachdrücklich beſtraft würde und die innere Aufregung war ſchon geeignet, mir Füße zu machen. Obgleich ich verſichert war, daß man mich deßwegen nicht anklagen werde, weil der Kläger nicht im Stande ſei, ſich zu beſchweren, noch weniger ein Richter, mich zu verurtheilen Gelegenheit habe, ſo konnte

ich doch erſt nach und nach mich beruhigen. Ich ging nach meinem Feldlager zurück, das ich ſofort abbrach, um mich nach meiner Wohnung zu verfügen. Es war ſchon ſpät, als ich ankam und gern hätte ich das Gefundene näher betrachtet, was aber die Dunkelheit hinderte. Nun wurde mir der Mangel des Lichts recht fühlbar. Ich hätte zwar eine Lampe von dem Fett der Tannenböcke unterhalten können; es fehlte mir aber das gehörige Gefäß, dann hatte ich nichts zum Unterſetzen und wenn der Braten anfing, zu triefen, hielt ich einen Löffel unter. Ich kam auf den Gedanken, von dem Tau ein Stück zum Docht zu drehen und die Probe fiel gut aus; nur fehlte es an einem Tiegel. Von Ungefähr fiel mir das Stück Blei ein, das in der Bucht lag; ſollte es wol nicht angehen, fragte ich mich, aus einem Theil eine Art Pfanne zu verfertigen, um das abtriefende Fett darin zu ſammeln? Ich brachte das Blei herzu, hieb mit dem Beil ein Stück ab, trug es in meine Wohnung, ſuchte beim Felſen eine glatte Stelle und trieb es breit. Manchen Tropfen Schweiß koſtete dieſe Arbeit, weil ich an ſie nicht gewöhnt war und das nöthige Werkzeug mir fehlte. Doch gelang das Unternehmen. Da bei dem erſten Verſuche die Seite nach dem Feuer zu anfing, zu ſchmelzen, ſo ſetzte ich, damit das Ganze nicht ſchmolz, Steine vor, um die Hitze abzuhalten. Ich konnte nun, wenn ich des Nachts er-

wachte, meine Lampe anzünden und thätig ſein. In aller Frühe zündete ich meine Lampe an, weil es nicht Tag werden wollte, um nach den Körnern zu ſehen, die wie Kaſtanien ſchmeckten. Ich erinnerte mich an die Kapſel, welche ich in die ledernen Beinkleider geſteckt hatte, die ich nur auf der Reiſe anzog, während ich zu Hauſe mich der tuchenen bediente. Ich ſuchte ſie hervor, hatte aber viele Mühe, ſie zu öffnen, weil ich den verborgenen Drücker nicht ſogleich fand. Meine Freude war groß, denn in der Kapſel ſaß eine Uhr, welche ſo ſchön, wie neu war, indem ein Futteral ſie geſchützt hatte. Der Schlüſſel, der an einem Kettchen hing, war ſehr artig angebracht; ich zog die Uhr auf und ſie ging. Ich ſprang wie ein Kind in meiner Wohnung auf und ab, hielt ſie an das Ohr und mogte wol ſeltſame Figuren machen.

22. Capitel.

Martin ſieht ſeinen Reichthum in Aſche verwandelt.

Allein dieſe Freude wurde mir nachdrücklich verſalzen. Denn als es plötzlich helle ward, wollte ich die über und über brennende Lampe ausblaſen; die Glut war indeſſen zu groß. Aus Unvorſichtigkeit ſtieß ich die Lampe um, das brennende Fett floß auf die Erde, und da ich nahe dabei meine aus Erbsſtroh beſtehende Lagerſtätte hatte, ſo ergriff die Flamme dieſelbe, ohne

daß ich es zu verhindern vermogte. Die Matratze nebst der Decke riß ich weg, wodurch jedoch das Feuer nur mehr Luft bekam. Geschwind warf ich beides vor den Eingang, nahm die beiden Flinten, die beim Eingange an einem Nagel hingen, und das Einzige, was ich thun konnte, war, daß ich in die Küche lief, das eingesalzene Fleisch aus dem Fäßchen schüttete und dasselbe mit Wasser füllte. Allein es war zu spät, meine Wohnung stand in Flammen. Doch wollte ich das Mögliche thun, goß das Wasser nach der Seite, wo die Kiste stand, welche brannte und brachte es so weit, daß die Glut ziemlich nachließ. Hierüber war der Tag angebrochen; ich holte noch einige Mal Wasser und ging hinein, um zu sehen, was noch übrig geblieben wäre. Die ledernen Beinkleider, die gleich am Eingang lagen, waren unversehrt; das war es Alles. Die Kiste war meist verbrannt. Wäsche und Kleider zog ich stückweise heraus und ich war mit einem Wort wieder in so traurigen Umständen, wie bei meiner Ankunft. Das Angelgeräth war auch dahin; nur ein Sack, in welchen ich die geernteten Erbsen geschüttet hatte, und das kleine Säckchen mit dem Salz, wie das Flaschenfutter hatte das Feuer verschont. Auch mein Tagesregister war daraufgegangen, das indessen bald ersetzt werden konnte. Nach meiner Rechnung fehlten funfzehn oder sechzehn Tage an drei Jahren, wo ich hier war. Le-

diglich war es mir um den Sonntag zu thun; außerdem würde ich mir mit der Zeitrechnung den Kopf nicht zerbrochen haben. Ich ſuchte zunächſt meine Wohnung zu ſäubern und holte eins von den Rudern, das die Stelle einer Schaufel vertrat. Bei dem Tiſch fand ich das Geſteck Meſſer, die zwar noch zu gebrauchen waren, aber ihr voriges Anſehen verloren hatten. Die hohe Decke hatte keinen Schaden erlitten, ſo daß ich beim Sturm und Regen geſchützt war. Zum Glück hatte ich ein Hemde vor meiner letzten Reiſe ausgewaſchen und daſſelbe an einen Baum zum Abtrocknen aufgehangen, ſo daß ich mit ihm, wie mit den Beinkleidern wechſeln konnte. Wider Willen mußte ich wieder eine Reiſe vornehmen, um von den gedachten Trümmern einige Stücke herbeizuſchaffen. Fleiſch hatte ich im Ueberfluß, aber kein Brod; der Vorrath an Mehl war auch durch das Feuer verloren. Die Kaſtanien, deren ich einen ziemlichen Theil beſaß, mußten das Brod erſetzen. Ich nahm davon mit, ſoviel ich etwa zur Reiſe brauchte; briet ein Stück Fleiſch, das ich nach der Mittagsmahlzeit, welche ich unter vielen Thränen hielt, mitnahm. Ich packte zuſammen, was ich nur zu tragen vermogte und trug es den halben Weg, um Alles, ſoviel ich über den Felſen geholet hatte, nach meiner Wohnung zu bringen. Als ich mit der zweiten Tracht anlangte, war es Mitternacht und ich

schlug an dem Orte mein Nachtlager auf. Der Kummer wegen meines verschuldeten Unglücks ließ mir keine Ruhe. Noch vor Tage erwachte ich wieder, nahm eine Last und ging zu meiner ausgebrannten Wohnung. Unterwegs überlegte ich, wie ichs hätte anfangen sollen, das Feuer zu löschen; allein warum war es mir nicht eingefallen, wie es nöthig war? So geht es meistens bei ähnlichen Unfällen; wir machen das Bauer zu, wenn der Vogel ausgeflogen ist. Nach meiner Heimkunft brachte ich Alles, so weit es möglich war, wieder in Ordnung. Tisch und Bank setzte ich wieder in Stand. Darauf untersuchte ich die Ueberbleibsel von der Wäsche und den Kleidern; von den ersteren war nichts mehr, als noch einige Stücke übrig; von den Kleidern die Falten noch ziemlich ganz. Die Schuhe waren zusammengeschrumpft; diese konnte ich entbehren, denn ich hatte mich bereits an das Barfußgehen gewöhnt, wie auf der Pfarre. Ich hatte jetzt mehr zu sorgen, als damals, wo ich den Fuß aufs Land setzte. Brod war das Vorzüglichste, dessen ich bedurfte; bei dieser Gelegenheit bekam ich auch wieder Holz zu neuen Tabackspfeifen; die alten waren sammt einem guten Theil Taback auch mit verbrannt. Taback hatte ich an den Bäumen aufgehangen und dann wuchs er häufig in meiner Nähe. Wegen des Mehls mußte ich auf die Einernte bedacht sein; denn ich hatte bemerkt, daß sich in dem Waizen

ungebetene Gäste eingefunden hatten. Vorzüglich nahe ging es mir, daß ich die Fische entbehren solle, die ich sehr liebte. Nach vielem Ueberlegen fiel ich auf den Gedanken, einen Fischhamen zu verfertigen. Von dem großen Fasse schlug ich einen Reif; ein Stück Tau trennte ich von einander und machte daraus ein Netz, das freilich nicht nach der gehörigen Regel geflochten wurde, aber doch den erwünschten Nutzen hatte. Die erste Probe fiel schlecht aus, indem ich, weil es nicht fest genug war, sah, daß das Netz von der Stange riß und unter Wasser ging. Ich suchte eine Weile vergebens, fand indessen nach vieler Mühe dasselbe, zog es hervor und mit Freuden hatte ich einen Fisch von mehreren Pfunden gefangen. Nachher habe ich erfahren, daß die kleineren Fische schmackhafter sind, als die großen, weßhalb ich jene vorzog. Die Ernte fiel reichlich aus und wenn ich auch nicht wußte, wozu die Früchte mir nützen sollten, so hatte ich doch mein Wohlgefallen daran. Hierauf verbesserte ich sorgfältig den Fischhamen und fing viele kleine Fische. Mit der Nachtlampe wollte ich, weil ich durch sie einen entsetzlichen Verlust erlitten hatte, nichts mehr zu thun haben. Ich konnte auch den Gedanken nicht unterdrücken, daß dieses Unglück mir zugestoßen sei, weil ich einen Todten beraubt hatte, würde auch die Uhr dem Eigenthumsherrn wieder zugestellt haben, wenn sie mir

nicht zu lieb gewesen wäre; ja ich kann mit Grunde der Wahrheit sagen, daß sie mir nicht allein die Zeit verkürzte, sondern auch mein Elend mir sehr erleichterte. Zum Zeitvertreib holte ich mir ein Stück Blei, schlug es breit und bediente mich dessen zum Teller. Hierdurch gewann ich einen doppelten Nutzen; ich konnte sowol Braten als Fisch mit einer Brühe auf folgende Weise machen. Den Teller setzte ich auf ein gelindes Kohlenfeuer, goß etwas Wasser hinein; dann drückte ich den Saft einer Citrone über das Fleisch oder den Fisch und ließ es ein wenig auf Kohlen stehen, wo es denn ein herrliches Gericht ward. Ich ging nun weiter, machte eine Probe mit grünen Erbsen, welche gelang, nur daß die Erbsen etwas zu hart blieben. Aber auch hierbei mußte ich einmal Lehrgeld geben; denn da ich zu viel Kohlen darunter gethan hatte und die Steine, auf denen der Teller ruhete, sich erhitzten, schmolz der Rand und mein Gericht fiel ins Feuer, was mich zu größerer Behutsamkeit antrieb. Wie nun meine Wohnung wieder erbauet, auch der ganze Haushalt in möglichster Ordnung war, so wollte ich die Insel gegen Norden und Osten besuchen, weil ich diese Gegend, da ich höchstens zwei Stunden von meiner Wohnung mich entfernt hatte, noch nicht kannte. Ich nahm anfangs den Weg, den ich mit Zweigen bezeichnet hatte, die zu meiner Verwunderung ausgeschlagen waren, und traf

Früchte auf den Bäumen und niedrigem Gesträuche fast in einer unzähligen Menge an. Die blumenreichen Auen dufteten so stark, daß ich beinahe berauscht wurde. Ich verfolgte den Weg nach Nordwest, volle drei Stunden, ohne etwas zu entdecken, was mich hätte schließen lassen, daß die Insel bewohnt sei. Eine Heerde Schafe, da ich mich nordwärts wendete, mehr als hundert an der Zahl, kam daher gelaufen und ging nach Westen gerade ins Gehölz. Ich sah den Thieren nach, bemerkte mir die Gegend, woher sie kamen, weil es mir möglich schien, daß sie einem Eigenthümer gehörten. Jene aber verloren sich und dieser wollte nicht zum Vorschein kommen. Ich ging wol eine Stunde, sie zu verfolgen, traf sie aber nicht an. Darauf setzte ich mich unter einen Baum, nahm meine Mahlzeit ein und hielt Ruhestunde. Unvermerkt war ich eingeschlafen und erst nach drei Stunden erwachte ich wieder. Von der Verfolgung der Schafe stand ich ab, ging dafür durch das Gehölz gerade nach Norden. Unter den vielen Bäumen fand ich auch zwei Pomeranzenbäume von außerordentlicher Größe, und da an dem einen eine ziemlich lange Stange angelehnt war, so mußte ich glauben, daß sich hier Menschen aufhielten, weil sie dazu diente, die hohen Früchte abzuschlagen. Ich erhielt davon vier Stück. Ich verzehrte zwei davon, die mich sehr erquickten und mich bewogen, noch zwei zu

bekommen. Dabei sah ich mich schüchtern um; denn ich vermuthete, es würde Jemand erscheinen und mich zur Verantwortung ziehen. Dieses hatte mich lange aufgehalten, meine Wohnung konnte ich, da es zu spät war, nicht mehr erreichen. Immer lebendiger wünschte ich, daß doch ein einziger Mensch zu meiner Gesellschaft zugegen sein mögte; gern wollte ich mich ihm unterwerfen und als ein Diener ihm angehören. Jetzt aber verfolgte mich die Furcht bei jedem Schritte und das geringste Geräusch war hinreichend, diese Furcht zu vermehren. In derselben wanderte ich immer weiter, aufgethürmte Hügel sah ich aus der Ferne für Thürme an, die ich freudenvoll begrüßte, weil ich sie für eine Stadt hielt. Ich warf mir bitter meine Nachlässigkeit vor, daß ich schon vier Jahre hier weile, ohne untersucht zu haben, ob die Insel bewohnt sei oder wol gar einen Strich Landes bilde. Ich beruhigte mich wieder mit dem Gedanken, daß die Leute mich für einen Wahnsinnigen halten würden, wenn sie mich in meinem auffallenden Anzuge erblickten. Die Stadt war noch zu weit entfernt, als daß ich sie denselben Tag hätte erreichen können. Ich wählte also einen Baum zum Lager aus, legte mein Reisegeräth unter einen Busch, schlief aber aus Furcht nur wenig. Am Morgen in aller Frühe brach ich auf, um zur Stadt zu gelangen; hatte mich aber vergebens gefreuet; denn nach zwei

zurückgelegten Stunden ſah ich ſtatt der vermeinten Thürme nichts als unförmliche Steinklippen. Deßhalb änderte ich meinen Weg, ging nach Oſten zu, in der Hoffnung, daſelbſt Menſchen anzutreffen. Die daher gekommenen Schafe waren mir ein ſicheres Kennzeichen, daß ſie einen Herrn hätten, weil ſie nach der Ordnung von Menſchen gepflegt werden müſſen. Bald kam ich durch eine untermiſcht ſandige Gegend mit einem Male an einen ſchnellfließenden Fluß, welcher ſeinen Lauf nach Norden nahm. Er war ungefähr drei Klafter breit und daß er tief ſei, ſchloß ich daraus, daß das Waſſer zwar ſehr hell war, daß ich aber nicht auf den Grund ſehen konnte. Ich begleitete den Strom, der ſich immer weiter ausbreitete, aber auch ſeine Tiefe verlor. Von einer Höhe, die ich erſtieg, konnte man etwa das eine Stunde weite Meer erkennen. Weiter wollte ich nicht gehen; ich kehrte alſo zurück und verſchob die Unterſuchung der Quelle auf eine andere Zeit. Der Fluß in einem erhöhten Ufer immer enger ſich einſchränkend, machte einen Winkel, prallete dann ſchäumend an das felſige Ufer und wendete ſich ſo, daß er mich mehr ſüdlich als öſtlich führte. Ich ſah mich um und bemerkte, daß ich ziemlich bergan geſtiegen war; noch mehr indeſſen wurde ich in Erſtaunen verſetzt, als ich einen ordentlichen Steg antraf, ungefähr drei Schuh breit und an beiden Seiten mit einem Stück

Tau statt der Handlehne. Ich ging mit mir selbst zu Rathe, ob ich es wol wagen dürfe, ihn zu überschreiten; denn es war klar, daß dieses Werk durch Menschenhände gemacht war. Ich ging getrost endlich hinüber, weil ich keinen gebahnten Pfad sah und daraus schloß, daß er nicht viel betreten würde. Um mich aber gegen jeden Anfall zu sichern, schüttete ich Pulver auf die Pfanne, mich im Nothfall zu wehren. Kaum war ich einen Büchsenschuß weit gekommen, als ich ein Feld Bohnen in der schönsten Blüthe fand und dieses überzeugte mich vollends, daß sich in dieser Gegend Menschen aufhalten müßten. Das Herz pochte wie ein Hammer in meiner Brust und ich weiß nicht, ob aus Freude oder aus Furcht. Doch die Furcht verschwand, nachdem ich weiter nichts als die Bohnen sah. Hier mußte ich das Ufer verlassen und nun traf ich auf einen Weg durch zwei Reihen Bäume, einer Allee ähnlich. Allein eben hatte ich das Ende erreicht, so zeigten sich mir zur Linken unter dichten Bäumen verschiedene kleine Gebäude oder vielmehr Hütten, aus welchen Rauch emporstieg. Ich wollte hineingehen, um zu erfahren, was ich zu fürchten oder zu hoffen habe. Ich sah mich eine Weile um und wollte abwarten, ob Jemand zum Vorschein käme. Mit Zittern näherte ich mich um zwei Schritte in der Absicht, in die Thür zu treten.

23. Capitel.

Martin findet einen Menſchen.

Man ſtelle ſich das Erſtaunen vor, das mich ergriff, als ich eine Stimme vernahm, welche rief: „Martin, Martin, es juckt!“ Als ich mich von dem Schreck erholt hatte, hörte ich wieder: „Martin Speelhoven komm heraus, es juckt!“ Dies war natürlich etwas ganz Außerordentliches. Dieſe Gegend muß von böſen Geiſtern bewohnt ſein, dachte ich, wie wäre es möglich, daß Jemand meinen Namen ſo genau wiſſen könnte. In der Angſt ſprach ich verſchiedene Gebete, die mir einfielen; ich wollte fluchen, aber umſonſt. Nichts Gewiſſeres ſtellte ich mir vor, als den Tod und eiskalter Schweiß überlief mich, weil außer der Stimme nichts ſich zeigte. Ich konnte kaum auf den Füßen ſtehen. Doch ſchöpfte ich bald wieder Muth. Meine Reiſeſachen nebſt der Flinte hatte ich, ehe ich über den Steg ging, zurückgelaſſen; ich entſchloß mich daher, nachdem ich die Flinte geholt und an einen Baum geſtellt hatte, in das erſte Gebäude zu treten und wenn ja Gefahr vorhanden ſei, mich aufs Laufen zu legen. Ich war nun nahe und erblickte einen Mann in einem Schiffskamiſol und einer rauhen Mütze auf dem Kopfe, nebſt einem ſtarken Bart auf einem Stuhle ſitzend, welcher mich mit funkelnden Augen anſtierte. Nach einer tiefen

Verbeugung redete ich ihn folgendermaßen an: „Ehrwürdiger Vater, ich freue mich, in dieser Einsamkeit einen Menschen anzutreffen, welcher dem Vermuthen nach einerlei Schicksal mit mir hatte, nehmet mich auf; ich verspreche Euch nach aller Möglichkeit an die Hand zu gehen. Anstatt der Antwort stand er auf und wies mir die Thür. „Ei Vater, redete ich weiter, wollet Ihr denn nicht eines Unglücklichen Euch erbarmen?" Als er mir mit einem grimmigen Blicke noch einmal die Thür gewiesen hatte, und ich seinem Befehl nicht gehorchen wollte, griff er nach der an der Wand hängenden Flinte. Nun war nichts Anderes zu machen, wie das Leben möglichst zu retten. Ich war daher mit einem Sprunge aus der Thür, ergriff meine Flinte und lief, so schnell es in meinem Vermögen stand. Sogleich darauf geschah ein Schuß, daß mir die Kugel vor den Ohren vorbeipfiff. Diese Bosheit jagte mich in Harnisch und als ich wahrnahm, daß er wieder lud, so schoß ich meine Flinte auch los, nicht, um ihn zu treffen, sondern um ihm zu zeigen, daß ich auch im Stande sei, mich zu vertheidigen. Der Knall war kaum geschehen, als der Alte das Reißaus nahm, aber noch einmal abfeuerte und eine Kugel mir zusandte, die durch meine Hutspitze drang, so daß mein Hut sich auf meinem Kopfe herumdrehete. Es ging mir ungemein nahe, mich von einem Men-

ſchen, dem ich nichts zu Leide gethan hatte, ſo mißhandelt zu ſehen. In der Wuth wäre ich beinahe umgekehrt, ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Ich beſann mich und unterließ es; vielmehr ſuchte ich aus einer mir ſo gefährlichen Gegend mich zu entfernen und that wohl daran. Denn ehe ich den Steg wieder paſſirte, pfiffen vier Kugeln über den Kopf hin, ohne daß ich ſah, woher ſie kamen. Einige Male war ich Willens, mit einigen Schüſſen zu antworten, da es aber keinen Nutzen ſchaffte und ich das Pulver verplatzte, ſo unterblieb es und ich lief weiter meiner Wohnung zu. Ich verwies mir meine zu große Neugierde und dachte, was werden nun die Früchte hiervon ſein; der alte Kerl, der zweifelsohne mit böſen Geiſtern im Bunde ſteht, wird mich aufſuchen und mir das Lebenslicht ausblaſen. Es kann, wenn auch hunderttauſend Einwohner auf der Inſel wären, nicht möglich ſein, daß mich Jemand nach meinem Namen kennete. Dies ſchien mir übernatürlich zu ſein und beſtärkte mich in der Meinung von dem Alten, weil ich ſonſt keine lebendige Seele geſehen hatte. Hätte ſich auch Jemand in der Küche aufgehalten, wie ſollte er meinen Namen wiſſen? Von da an lebte ich in der größten Unruhe, nicht ohne Furcht ſetzte ich einen Fuß aus der Wohnung; Alles war nach meinem Bedünken bezaubert. Des Nachts fuhr ich im Schlafe

auf, griff nach der Flinte und that einen Schreckschuß, um dem Alten, wenn er sich ja gelüsten ließe, mich aufzusuchen, zu zeigen, daß ich ihn erwarte. Dies unterließ ich doch endlich, weil es mir nach reifer Ueberlegung mehr nachtheilig als nützlich schien. Sollte es dem Alten einfallen, mich zu verfolgen, so beförderte ich ihm sein Vorhaben. Der Knall zeigte ihm den Ort meines Aufenthaltes und durch Beihülfe der bösen Geister war kein Winkel vermögend, mich zu verbergen. Ich nahm mir aber vor, meine Wohnung möglichst zu befestigen. Ich schaffte Trümmer von dem Schiffe herbei, durch welche ich den Eingang so enge machte, daß es Mühe kostete, aus- und einzukriechen. Des Nachts beim Schlafengehen legte ich eine Flinte bei dem Eingang, spannete den Hahn auf, nahm von dem Tau ein abgetrenntes Stück, spannete es quer über und band das eine Ende an den Anschlagdrücker, damit, wenn er sich unterstände, mich im Schlafe zu überraschen, er den Faden anziehen und dadurch einen Schuß veranlasse. Sie war so gerichtet, daß ihre Kugel unfehlbar treffen oder wenigstens mich erwecken mußte, ich konnte dann Zeit gewinnen, mich zur Gegenwehr anzuschicken. In dieser Verfassung wollte ich den alten Zauberer, wofür ich ihn hielt, erwarten. Es verstrich aber ein Vierteljahr, daß ich nichts von ihm erfuhr und die Furcht vor ihm verschwand ziemlich,

wenn ich ſie auch noch immer nicht ganz beſiegen konnte. Ich verließ nie ohne Zittern meine Wohnung, ging ich fiſchen oder unternahm ich etwas, was meinen Unterhalt betraf, ſo dachte ich immer, er laure aus einem Hinterhalte auf mich, um mich zu beſeitigen. War ich in der Küche, ſo war das geringſte Geräuſch genügend, mich zu erſchrecken; ja beim Eſſen ſprang ich mehre Male mit geſpanntem Hahn aus meiner Wohnung in der Angſt vor dem Alten. Keine Nacht ſchlief ich ruhig, ich fuhr im Schlafe auf, ſtellte mich in Schlachtordnung und trieb dieſes vielleicht ein halbes Jahr. Ich mogte dieſen Zuſtand nicht länger ertragen und faßte den Vorſatz, den Feind in ſeinem eigenen Neſte aufzuſuchen und möglichſt durch Güte ihn auf andere Gedanken zu bringen, wenn ich mir auch ſagen mußte, daß ich nichts ausrichten würde, weil er mit Hülfe der böſen Geiſter mich leicht zu überwinden im Stande ſei. So hatte ich Urſache zu fürchten auch zum zweiten Male. Es ſtritt zwar mein Wahn gegen die geſunde Vernunft, die mir erklärte, daß er in Verbindung mit höheren Mächten mich leicht ſchon hätte tödten können; wenn ich aber dagegen hielt, daß man mich, ohne mich geſehen zu haben, bei meinem Namen rief, ſo blieb nichts Anderes übrig, als daß dieſes durch Zauberei geſchah und wie weit dieſes Grund hatte, das mußte die Erfahrung klar machen. Bei meinem Auf-

enthalte in Amſterdam ſagte mir ein Kaufdiener, daß es in ſeinem Hauſe entſetzlich ſpüke; wenn es zu arg wird, fügte er hinzu, ſo ſtopfe ich mir eine Pfeife Taback und mache ſo vielen Dampf, daß es bald ruhig wird. Vielleicht kann dieſer Poltergeiſt, dachte ich, den Tabacksrauch nicht vertragen; aber daraus folgt nicht, daß die getreuen Gehilfen des Alten hierdurch ſich werden verjagen laſſen. So abgeſchmackt dieſe Vorſtellung auch war, als könnten die böſen Geiſter durch dieſes Mittel verſcheucht werden, ſo wollte ſie doch nicht ganz entfliehen. Ich ermannete mich, beſtimmete feſt meinen Beſuch, er möge ausfallen, wie er wolle, verſah mich mit dem Nothwendigſten und trat die Reiſe an. Der Weg ging nach der Gegend, wo die Pomeranzenbäume ſtanden, von dieſen ſchlich ich mich an der Nordſeite hin, um in aller Frühe den Steg zu paſſiren. Doch hielt ich nicht für rathſam, gerade auf die Wohnung des Alten loszuſteuern, verſteckte mich vielmehr in der Allee hinter das dichte Geſträuch, wo es unmöglich war, mich zu entdecken. Eben hatte ich den Platz genommen, als der Alte in folgendem Aufzug daher kam: Seine ganze Kleidung beſtand in einem Matroſenhabit, nur daß er auf dem Kopfe eine rauhe Mütze trug. Auf der linken Schulter hatte er die Flinte und war mit einem Degen umgürtet; übrigens ging er barfuß. Hinter ſich her zog er einen kleinen Wagen mit niedrigen

Rädern, der ihm vermuthlich von den Kanonen des Schiffes in die Hände gerathen war. Kaum funfzig Schritte ging er bei mir vorbei und es wäre mir ein Leichtes gewesen, ihn mir unschädlich zu machen; allein ich wollte mich nicht ohne dringende Noth mit Menschenblut besudeln und ich ließ ihn vorübergehen. Als ich glaubte, er sei weit genug von mir, ohne mich zu bemerken, entschlüpfte ich meinem Hinterhalte, um zu beobachten, welchen Weg der Alte nehmen würde; er war aber meinen Blicken entzogen. Nun dünkte es mich Zeit zu sein, in seiner Abwesenheit mich in seinem Hause umzusehen. Als ich daselbst anlangte, hatte ich drei kleine Gebäude, nach dem Winkel gebaut, vor mir; die Thüren aber waren verschlossen. Auf einmal hörte ich das Geschrei: „Martin, Martin Speelhoven!" Man stelle sich vor, wie mir zu Muthe war; aus großer Uebereilung stürzte ich über ein altes Faß weg und machte ein großes Gepolter, denn ich schlug mit dem Kopfe gegen die Thür. Hierzu kam noch, daß sich das Martinrufen verdoppelte. In möglichster Geschwindigkeit raffte ich mich auf und lief nach meinem früheren Ort, konnte ihn aber nicht erreichen, weil der Alte mit schnellen Schritten auf mich zueilte. Ob er mich gesehen hatte, weiß ich nicht; ich verbarg mich also so gut es ging. Hinter einem dicken Strauch lag ich schußfertig; allein er ging vorüber, ohne mich wahr-

genommen zu haben. Kaum war er mir aus dem Geſicht, als ich meinen Hinterhalt verließ, um nach dem Stege zu kommen, den aber der Alte zu meinem Verdruß völlig abgebrochen hatte. Hier war ich nun gefangen. Um mein Leben zu erhalten, ſtieg ich bergan nordoſt, an dem äußerſten Winkel des Felſens hinaus, wo es an Schlupflöchern nicht fehlte. Vergeblich lauerte ich bis zum Sonnen-Untergang. Hätte ich Lebensmittel genug gehabt, ſo durfte ich noch einen Tag daſelbſt verweilen, um das Thun und Treiben des Alten näher kennen zu lernen; jetzt indeſſen mußte ich mir einen Weg über den Fluß ſuchen. Anfangs wollte ich hier übernachten und am Morgen gerade in ſeine Wohnung gehen, in der Abſicht, ihn durch eine demüthige Stellung zu bewegen, mit mir gemeinſchaftlich zu leben. Sollte es mir mißlingen, ſo ſchlug ich mir alle Hoffnung weiter aus dem Sinn. Er ſuchte allem Anſchein nach meinen Untergang; warum hätte er ſonſt die Brücke abgetragen? Das umgeriſſene Faß war ihm ja ein hinlänglicher Beweis, daß ich mich in dieſer Gegend aufhalte! Wäre er geſonnen, mit mir ſich zu vertragen, ſo würde er durch irgend ein Merkmal mich davon in Kenntniß geſetzt haben! Um nun über den Fluß zu kommen, ſchlug ich den Weg nach Norden ein, wo ich hoffte, daß dieſer ſich ins Meer ergieße und ſehr ſeicht ſei. Die einbrechende Nacht aber verhinderte

mich, mich hinüber zu wagen und ich war gezwungen, mir ein bequemes Lager zu erwählen. Auf den folgenden Tag versuchte ich an verschiedenen Orten, durchzuwaten, was endlich glückte. Die Pomeranzenbäume, zu denen ich kam, hatten keine Stange mehr neben sich; doch fand ich vier Stück Pomeranzen im Grase, die der Wind, welcher vorige Nacht stark wehete, abgeworfen hatte. An diesen begnügte ich mich und eilte nach meiner Wohnung, wo Vieles zu thun und wegen der Regenzeit der Same unterzubringen war. Ich hatte eine gute Stunde Weges zurückgelegt und glaubte außer aller Gefahr zu sein, als nach und nach fünf Flintenschüsse über meinen Kopf hinsausten, ohne mir zu schaden. Lange hier mich aufzuhalten, wäre Verwegenheit gewesen. Ich schoß meine Flinte ab und zog mich zurück, weil ich mich nicht für sicher hielt. Erst spät sah meine Wohnung mich wieder. Obgleich ich sehr abgemattet war, packte ich Alles gehörig zusammen, verwahrte den Eingang und schlief sanft. Ich war meines Lebens recht überdrüssig, nur wollte ich es nicht auf eine schimpfliche Art verlieren. Was mogte den Alten wol veranlassen, mich zu verfolgen, der ihm gern zu dienen wünschte, und der eben so viel Recht hatte, die von der gütigen Natur geschenkten Mittel zum Unterhalte zu gebrauchen! Nicht ohne einige Bangigkeit begab ich mich nach der Bucht, säete Erbsen und Weizen

aus, wodurch der ganze Tag verstrich. Mit mehren gefangenen Fischen kam ich in meine Wohnung zurück, wo ich Alles in der Ordnung fand, woraus ich schloß, daß der Alte sich nicht die Mühe nehme, seinen Haß soweit zu treiben, mich in meinem Bezirk zu überfallen. Die Fürsorge für die Regenzeit beschäftigte mich wieder acht Tage und um Salz und einige Kastanien zu holen, war ich wieder genöthigt, eine Nacht außerhalb meiner Wohnung zu sein. Es war mir immer das Verdrießlichste, bei schlechtem Wetter das Ausgehen eine Zeitlang aussetzen zu müssen; doch dieses Mal war es mir angenehm, weil der Alte wahrscheinlich zu Hause blieb, mithin mir nichts Böses zufügen konnte. Täglich sann ich auf Mittel und Wege; den Alten auszusöhnen, aber mir wollte nichts einfallen. Endlich gerieth ich auf den Einfall, ihm schriftlich meine Gedanken mitzutheilen. Doch fehlte mir Feder, Dinte und Papier, da dies mit der Kiste verbrannt war. Ich brachte nun doch meinen Vorsatz auf folgende Weise zur Ausführung, indem ich ein Stück Brett nahm, worauf ich mit einer Kohle schrieb, welches aber unbrauchbar wurde, da das geringste Lüftchen die Schrift wegblies. Ich machte nun mit einem Bleistift eine Probe, die schon etwas besser ausfiel; doch war die Schrift nicht so lesbar, wie es mir nöthig schien. Ich ergriff daher ein Messer und grub Folgendes hinein:

„Ehrwürdiger Vater; ſetzet doch allen Haß bei Seite und erlaubt mir, in dieſer Einöde mit Euch geſellſchaftlich zu leben; ich bin bereit, in Allem mich nach Euern Befehlen zu richten.“ Dieſer Brief war ſo wohl gerathen, daß ich mich außerordentlich freuete. Es kam nun darauf an, ob der Alte leſen, beſonders aber, ob er Deutſch verſtehe. Die Erfahrung mußte es zeigen. Je länger ich nun dieſe Art zu ſchreiben betrachtete, deſto mehr gefiel ſie mir ſo, daß ich über eine Stunde mich damit beſchäftigte. Ich legte nämlich das Brett an einen beſonderen Ort, ging eine Weile auf und ab, darauf trat ich hinzu, es zu leſen und ſo ſollte nach meinen Wünſchen der Alte es auch machen. Welchen Eindruck der Brief fand, das werden wir gleich hören. Bei erſter günſtiger Witterung beſorgte ich Lebensmittel, holte mir zwei Fiſche und ſah mit Vergnügen, daß meine Saat vortrefflich ſtand. In der Frühe eines Tages trat ich die Reiſe an und legte den Brief auf den Steg querüber, ſo daß er bei einem Uebergang nicht verfehlt werden konnte. Auf dem Rückwege beſuchte ich die Pomeranzenbäume und nahm fünf von dem Winde abgeworfene Früchte mit. Meine Bittſchrift war angebracht und mit Verlangen ſah ich einer Benachrichtigung entgegen. Allein es verſtrichen fünf Wochen ohne Antwort. Die Schoten hatten unter der Zeit Körner gefaßt und mit dieſen und den Fiſchen

bereitete ich mir ein köstliches Mahl. Es schien mir lange genug zu sein, um einmal nach dem Briefe zu sehen und mit Hoffnung und Furcht begab ich mich nach dem Steg. Das Brett lag zwar an der vorigen Stelle, allein es war besudelt, daß von der Schrift nichts mehr zu erkennen war; unten aber war ein Papier gelegt, darauf zu meiner Verwunderung deutsch geschrieben stand: „Du hast das Siegel vergessen.“ Bei einer solchen Bosheit war alle weitere Mühe vergebens. Der Aerger über diese Beschimpfung war so groß, daß ich über den Steg lief, mein Gewehr abfeuerte und aufs geschwindeste mich aus dem Staube machte. Ich gestehe, daß mir das Benehmen eines so alten Mannes sehr zu Herzen ging und konnte die Kränkung, die mir unerklärlich war, kaum überwinden. Ich ließ nun alle Hoffnung, mich mit ihm zu vergleichen, fahren. Das aber wurde fest beschlossen, daß ich, sollte er mich überfallen, mich meiner Haut wehren wolle. Die Unruhe verscheuchte jede Freude und Alles that ich mit Widerwillen. Ohne diesen Zwischenfall würde ich in meiner Einsamkeit zufrieden geworden sein; jetzt aber saß ich oft Stunden lang und gab mich dem Grame Preis. Ich war nun bedacht, die Ernte zu beginnen und brach in der Frühe, wo es noch kühl war, auf, mußte aber mit Entsetzen sehen, daß Alles bis auf den Grund verbrannt war. Ich würde noch

in Zweifel geſtanden haben, ob der Alte mir dieſen Schaden verurſacht habe, wenn ich nicht zugleich den Fiſchhamen kurz und klein zerbrochen gefunden hätte. „Nun gehe, elender Martin," ſagte ich mir, „wohin du kannſt; jetzt iſt es um dich geſchehen; wie lange wird es dauern, ſo zündeſt Du mir meine Wohnung an, wenn Du mir beizukommen Gelegenheit haſt und wer weiß, ob dies bei meiner Abweſenheit nicht ſchon in dieſem Augenblicke geſchehen iſt." Wohin ſollte ich meine Zuflucht nehmen? Ohne Bedenken, hätte ich ein Fahrzeug gehabt, würde ich mich dem Meere anvertraut und lieber in den Wellen meinen Tod gefunden haben, als auf eine ſchimpfliche Weiſe durch die Hand eines Mörders umkommen. Nach einiger Ueberlegung wollte ich Rache üben, aber vorher noch einmal eine ähnliche Schrift an ihn abgehen laſſen, in welcher ich ihm den Krieg ankündigte. Doch unterblieb es, weil ich fürchtete, es könne mir nachtheilig ſein. Er gewann dann Zeit, ſich in Gegenverfaſſung zu ſetzen und ſeine nur durch eine Thür zugängliche Wohnung gehörig zu verwahren; ich mogte alſo kommen, wann ich wollte, nimmer fand ich den Wirth zu Hauſe. Ohne lange Anfrage wollte ich ihm die Hütte anſtecken und käme er zum Vorſchein, ihm eine Kugel durch den Kopf jagen. Dabei fiel mir jedoch ein, daß ſein nützlicher Vorrath zugleich in Rauch aufgehen würde. Es mußte alſo etwas An-

deres erdacht werden. Der hauptsächlichste Stein des Anstoßes war indessen immer, daß ich ihn für einen Zauberer hielt und wäre im Stande mit seinen Gehülfen meinen Zweck zu vereiteln. Auf acht Tage wollte ich mich mit Speisen versehen und bei dem Steg so lange mich verborgen halten, bis es mir glücke, seiner habhaft zu werden. Hat er nichts, dachte ich, womit er mir schaden kann, so will ich ihm sein strafbares Verfahren vor die Augen stellen und von ihm soll sein Leben oder sein Tod abhangen. Von da an schlief ich nicht mehr in meiner Wohnung, sondern ruhete da, wo ich mich am sichersten glaubte. Einen Tag nach dem anderen verschob ich meine Rache, zumal mir Hindernisse entgegentraten. Beinahe drei Wochen verstrichen und weil der Alte mir nichts zu Leide that, so legte sich der Zorn größtentheils und ich wohnte wieder in meinem Hause, machte mir einen neuen Fischhamen, wollte aber einstweilen mit der Aussaat anstehen. Vor dem Eingange schuf ich mir eine Laubhütte, um frische Luft zu schöpfen. Hier saß ich nun, arbeitete an dem Netze, als sich plötzlich über mir ein Geräusch erhob. Ich war im Begriff, nach der Flinte zu fassen, die mir stets zur Seite stand, als ein Theil der Decke mit einem außerordentlichen Krachen einstürzte. Ein Fechtsprung war genug, mich zu entfernen. Bald aber fand ich den Einsturz natürlich;

denn die eine Seite hatte ſich ſchon früher geſenkt; daß aber der Fall ſo nahe ſein würde, ließ ich mir nicht träumen. Das Uebel konnte bald wieder gehoben werden, ja ich kann ſagen, daß es mir einigermaßen lieb war, weil ich nun mit leichterer Mühe, wie ich längſt beabſichtigte, meine Küche erweitern und mir eine Wohnung erbauen konnte, in welcher ich mehr Luft hatte. Das eingeſtürzte Loch ſollte dazu dienen, dem Rauche einen freien Ausgang zu laſſen. Ich ging alſo in die Küche, um die Decke nebſt der Matratze unter dem Erdreich mit der Schaufel hervorzuholen, erſchrak aber, als unter dem Schutte ein Paar Menſchenbeine herausragten, die ſich zuweilen zu bewegen ſchienen. Ich überwand bald alle Furcht und räumte auf. Neben den Beinen fand ich eine Flinte mit dem aufgeſteckten Bajonett; bei dem Ergreifen derſelben vernahm ich einen kläglichen Laut. Das Bajonett war faſt ganz blutig, woraus ich ſchloß, daß der Menſch, welcher mit der Decke herabſtürzte, ſich ſelbſt verwundete. Ich war aus allen Kräften bemühet, den Unglücklichen geſchwind an die Luft zu bringen, damit er nicht unter dem Schutt erſticke. Aber wie große Augen machte ich, wie ich den Alten vor mir ſah, welcher ſeine Augen geſchloſſen hielt, wodurch ich leicht hätte meinen können, er wäre todt. Nur verwunderte ich mich, daß kein Blut ſichtbar war. „Alter Vater,“

redete ich ihn an, „wo thut es Euch weh; ich will Euch gern beistehen!“ Er würdigte mich keiner Antwort; ob dies aus Schwachheit oder Verstockung geschah, weiß ich nicht, wiewol beides zusammen verbunden sein konnte. Denn wie ich mitleidsvoll ihn bei der Hand nahm, riß er sich mit Gewalt los, ja in seiner Wildheit wollte er mich schlagen. Dadurch im höchsten Grade ungeduldig, hielt ich ihm seinen maßlosen Starrsinn vor. „Was habe ich,“ rief ich ihm zu, „Euch in den Weg gelegt, daß Ihr mich ohne die geringste Ursache bis auf den Tod verfolget? Das Unglück, was Ihr mir zudachtet, ist über Euch selbst gekommen; es wäre Euch zuträglicher gewesen, in geselliger Freude mit mir zu leben; ich hätte Euch in Eurem Alter verpflegt und unser Beider Elend wäre dadurch gemildert. Doch wollen wir das Vergangene vergessen; sagt mir, wo es Euch fehlt und womit ich Euch dienen kann?“ Dies war einem Stein gepredigt, er blieb unempfindlich. Da er nun meine Hülfe ganz von sich stieß, so mußte ich das Weitere abwarten. Ich beobachtete ihn, ob er liegen bleiben oder aufstehen würde; ich hielt sein Benehmen für Verstellung und wurde in dieser Ansicht bestärkt, weil er öfter seine Augen aufthat, bei meiner Erblickung sie wieder zuschloß. Weil es schon Mittag und ich hungrig war, so holte ich mir etwas kalte Küche, ließ ihn aber nicht aus dem Gesicht: das blutige Bajonett deutete

auf eine Verwundung hin, er ließ sich nichts merken. Ich erwartete mit Ungeduld den Ausgang; er blieb unbeweglich. Vor dem Eingange machte ich Feuer an, um in der Nacht nicht im Finstern zu sitzen. Um Mitternacht griff er in die Tasche, zog etwas heraus und warf es über den Kopf in einen Winkel. Was es war, konnte ich nicht erkennen, wollte auch nicht darnach sehen, um mich nicht zu erzürnen. Gegen den Morgen sah er mich eine Weile unverwandt an, ich fragte, was er wünsche; anstatt der Antwort reichte er mir die Hand, welche er fest in die meine schloß und sich schüchtern umsah; mit der andern Hand griff er nach der Brust und biß vor Schmerzen die Zähne zusammen. „Thut Euch etwas weh, mein Vater?" fragte ich ihn. „Ihr könnt mir doch nicht helfen," antwortete er mit unterbrochenem Stöhnen. Zugleich sah er mich wehmüthig an, daß mir die Thränen über die Backen rollten. Endlich hub er, wiewol sehr matt, an: „Das Unglück, das ich Euch zugeschworen hatte, ist auf — —" Er wollte mehr sagen, aber er veränderte oft sein Gesicht und wies auf die Brust. Als ich ihm aber den Oberleib öffnen wollte, stieß er mir die Hand weg. Ich konnte nicht recht erfahren, woran er litt. Was ich von dem blutigen Bajonett halten sollte, darüber war ich in Zweifel. Er fing an, ruhig zu werden und schien in einen Schlummer zu sinken,

der auch mich beinahe überrumpelt hätte, da der Schlaf mich zu überwältigen strebte, daß ich gegen ihn eine Pfeife Taback zu rauchen gezwungen war. Mit Anbruch des Tages wälzte er sich einige Mal auf seinem Lager herum, griff beständig nach der Brust und mit Grausen bemerkte ich, daß er seine Augen verdrehete, was etwa eine halbe Stunde dauerte, worauf er seinen Geist aufgab.

24. Capitel.

Martin ist wieder allein.

Ich war wegen seines Todes nicht wenig verlegen, und die Sorgen konnten keine andere sein, als ihn unter die Erde zu bringen. Ihn weit zu schaffen, dazu war ich nicht im Stande und in der Nähe fehlte es an einem bequemen Platze. Nach vielem Hin- und Hersinnen, was ich mit dem todten Körper anfangen solle, machte ich ihm da, wo er lag, ein Grab. Ehe ich ihn einlegte, untersuchte ich ihn und entdeckte unter den Rippen ein Loch, aus welchem das Blut erstarret war, da das Geblüt seinen Lauf nicht gehabt hatte, so mußte meinem Vermuthen nach der Alte ersticken. Das Hemd, das noch rein und gut war, wollte ich ihm Anfangs ausziehen, dachte aber, es könnte mir wie mit der Uhr gehen, und ließ es ihm. In den Taschen seines Kamisols war nur ein haarscharfes Messer, das ich behielt,

In das zwei Ellen tiefe Grab wälzte ich ihn hinein und erfüllete unter vielen Thränen diese Liebespflicht. Hätte er doch ein wohlwollendes Herz mir gezeigt, wie glücklich hätten wir mit einander leben können! Doch dankte ich Gott, daß ich meinen Vorsatz, den Alten aus dem Wege zu räumen, nicht ausgeführt hatte; ein beißendes Gewissen würde mich begleitet haben und der Tod des Alten störte meine Zufriedenheit nicht mehr. Ich habe schon erwähnt, daß er etwas von sich warf; das war ein Bund Schlüssel, unstreitig zu seiner Wohnung gehörend. Unter vielen Beschäftigungen war der Tag verstrichen und ich sehnte mich nach Ruhe. In der Küche konnte ich ohne Bedenken schlafen, allein ich spürte eine Furcht in mir, die die meisten Menschen bewegt. Ich wußte recht gut, daß todte Menschen den lebenden nicht schaden und nicht nützen können; da er aber eines gewaltsamen Todes verstorben war, so erfüllte seine Nähe mich mit Abscheu. Ich bereitete mir mein Abendessen, unterhielt ein mäßiges Feuer, legte mich auf das zubereitete Lager, um daselbst wachend die Nacht zuzubringen, war aber unvermerkt eingeschlafen, weil ich in der vorigen Nacht kein Auge zugethan hatte. Eine große Veränderung ging mit mir vor. War ich seit längerer Zeit zu Allem verdrossen gewesen, so hatte ich durch den erquickenden Schlaf meinen heitern Sinn wieder gewonnen. Ich besah die Grab-

stätte des Alten und fand, daß wieder ein Theil der Decke eingestürzt war und freuete mich, daß dies, während ich schlief, geschah, weil ich sonst wieder einen neuen Schreck auszustehen gehabt haben würde. Es konnte nicht anders kommen, indem ich noch nicht geschickt genug war und es mir auch an den nöthigen Werkzeugen fehlte, daß ich nicht Alles gehörig befestigte. Ich war neugierig, wie der Alte über den Felsen geklettert war und ohne Geräusch in meine Nähe kam, konnte aber nur zwischen zwei Bäumen niedergedrücktes Gras bemerken, wo er wahrscheinlich übernachtet hatte. An einem Aste daneben hing eine von Leinwand gefertigte Tasche zum Umhängen, in welcher folgende Sachen waren: eine schön beschlagene Tabackspfeife mit einem langen Rohr, worüber ich mich sehr freuete; drei Stück frischgebackenen Brods, das ich als eine Delikatesse lange hatte entbehren müssen; eine mit Schraube versehene gläserne Flasche Branntwein; ein Stück gebratenes Schöpsenfleisch; eine kupferne Dose mit feinem Tabak, von welchem ich gleich Gebrauch machte; endlich zwei Lappen mit zwanzig scharfen Patronen, welche bewiesen, daß er wirklich in der Absicht ausgegangen sei, mich zu tödten. Der Stein, den er auf mich werfen wollte, war auf ihn selbst gefallen. Mir galt es nun gleichviel, auf welcher Seite er den Felsen erklettert hatte; ich nahm meine Beute und begab mich nach

meiner Küche. Zu einem beſtändigen Aufenthalt war der Raum zu klein, in dem vorigen Wohngebäude durfte ich auch nicht viel vornehmen, aus Furcht, der übrige Theil könnte zuſammenfallen und mich begraben. Ich war ja der einzige Erbe der Verlaſſenſchaft des Alten und ſeine Wohnung ſtand mir zu Dienſten und ich würde ſie ſofort bezogen haben, wenn nicht der Ruf meines Namens mich abgehalten hätte. Erſt ſpäter wollte ich eine Unterſuchung anſtellen, zuvor wieder etwas ausſäen, was aber ſchon nicht mehr rathſam war, da die Regenzeit nahete. Vor langer Weile nahm ich die geerbte Flinte vor, zog, um keinen Lärm zu machen, den Schuß heraus, wodurch ſich ergab, daß er außer der Kugel noch acht Stücke Blei enthielt, woraus ich mit Betrübniß ſchloß, daß er es im Ernſt mit mir gemeint hatte.

25. Capitel.

Martin bezieht eine neue Wohnung.

Sobald die Witterung es geſtattete, trat ich die Reiſe an. Der Steg war abgebrochen, den ich aber durch die an der Seite liegenden Bretter bald wieder herſtellen konnte. Ich ging, wenn auch nicht ohne einige Furcht in die Wohnung des Alten. Bei jedem Schritte horchte ich, ob Niemand meinen Namen rufen würde; doch rührte ſich nichts. Das Faß ſtand auf

der vorigen Stelle, aber mit Waſſer gefüllt. Die Thür war verſchloſſen und zu ſpät dachte ich an die Schlüſſel, die ich mitzunehmen vergeſſen hatte. Ich war, weil ich keine Gewalt gebrauchen wollte, genöthigt, aus meiner Wohnung ſie zu holen. Die Flinte, die mir läſtig war, ließ ich zurück, nachdem ich mich ohne ſie jetzt ſicher fühlte. Ich beſuchte die Pomeranzenbäume, fand aber nur zwei Stück, die für den Augenblick hinreichten, und mit gelaſſenen Schritten ging ich nach meiner Wohnung. Abends verzehrte ich ein Stück Fiſch, den ich mir des Tags vorher bei Kohlen gebraten hatte. Die übrigen Fiſche packte ich ein, legte mich zeitig ſchlafen, um deſto früher wach zu ſein. Den Weg trat ich ganz leichten Herzens an; mit Waſſer durfte ich mich nicht beſchweren; Flinte und Munition blieb zurück; folglich ging es noch einmal ſo geſchwind, wie ſonſt. Die erſte Thür, die ich mit dem Schlüſſel öffnete, führte in die Küche, wo zunächſt ein Spieß, der von ſelbſt ſich drehete, und an welchem ein Stück Fleiſch hing, meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Aber es war kein Feuer dabei. Ich blieb vielleicht eine halbe Stunde unbeweglich in der Thür ſtehen und ſah dem Spiele zu. Ich trat näher hinzu, unterſuchte das Werk und war immer auf dem Sprunge, ſchnell im Freien ſein zu können. Ich ſah, daß ein Loch durch die Mauer ging, durch welche eine Stange, an die der

Spieß befestigt war, reichte; wer die Stange aber bewegte, das konnte ich mir nicht erklären. Ich ließ die Thür offen, ging noch durch zwei Räume, die an die Küche angebauet waren, und verfolgte einen sehr schmalen Fußsteig etwas bergan. Kaum war ich etwa funfzig Schritte weiter, als ich ein ununterbrochenes Klappern vernahm. Eine kleine Krümmung brachte mich an den Fluß, welcher mit einer Zugbrücke versehen war. Ungefähr hundert Schritte hinter der Brücke erblickte ich ein Rad, auf welches eine Rinne das Wasser leitete; ich stieß die Rinne weg und das Rad stand still, das Klappern hörte auf. Es war ein ordentliches Treibwerk, dem ich nachging und das mich unvermerkt hinter des Alten Wohnung führte. Da sah ich, daß der Zug durch die Mauer ging und den Bratspieß umtrieb. Es ist schade um den Mann, dachte ich, daß er so bald sein Leben geendet hat; er muß in der That ein sehr kluger Mann gewesen sein. In der Küche fand ich den Braten stille stehend; er war aber völlig ausgebraten, roch aber sehr übel, weil der Alte vor seiner Abreise ihn angesteckt hatte, um nach seiner Rückkehr ihn zu genießen. Auf dem Heerde stand ein kupferner Kessel mit Wasser, das ich unberührt ließ, um mich in dem eigentlichen Wohngebäude umzusehen. Mit wahrem Wohlgefallen trat ich in ein Zimmer, das nach europäischer Art ausgeschmückt war. Eine große Wanduhr, die

abgelaufen war, zog ich auf und ſtellte ſie nach meiner Taſchenuhr. Nebenan ſtanden auf einem Brettchen vier Paar holländiſche Taſſen nebſt einem Kännchen. Der Tiſch war mit Schieferblatt und an den Seiten ſehr ſauber ausgelegt. In einer Ecke ſtand ein Schrank an der Wand, den ich aufſchloß und darin vier ſilberne Becher von verſchiedener Größe entdeckte; in dem einen befand ſich ſehr feiner Zucker; dabei ſtand eine bleierne Büchſe mit Thee. Ich war vor Freuden faſt außer mir ſelbſt, lief in die Küche, holte Waſſer, um mir Thee zu machen; der Appetit hierzu war außerordentlich. Für Holz brauchte ich nicht zu ſorgen, da ein bedeutender Vorrath vorhanden war. Unter der Zeit, wo das Waſſer kochte, bemerkte ich hinter der Küchenthür eine kleine Thür, die meinen Blicken bisher entgangen war. Ich kümmerte mich in dem Augenblick nicht um dieſe, ſondern goß Waſſer in den Keſſel und bereitete mir einen ſo herrlichen Trank, den ich um vieles Geld mit etwas Anderm nicht vertauſcht hätte. Nachdem ich das Kännchen zweimal ausgetrunken hatte, ſah ich nach der kleinen Thür; es war aber der Raum ſo finſter, daß ich nichts ſehen konnte. Da der Alte Alles im Ueberfluß hatte, wozu, dachte ich, mag er dieſen dunkeln Raum benutzt haben? Hat er dies Behältniß vielleicht gebraucht, um in ihm zu ruhen? Ich ging alſo wieder in die Stube zurück und zog aus

einem unverſchloſſenen Schranke eine auf einem hölzernen Fuß feſtgemachte Schiffslampe, mit Baumöl gefüllt, hervor; auch eine kleinere von Meſſing mit einem Griff, in welchem ein Talglicht ſteckte. Dieſes zündete ich an, den Inhalt des dunkeln Raumes hinter der kleinen Thür zu ſehen. Der Weg ging bergab in einen Keller. Gleich beim Eintritt ſtanden zwei Fäſſer; in dem einen war geſalzener Fiſch, in dem andern geſalzenes Schaffleiſch. Hinten lagen ſieben Fäſſer, fünf große und zwei kleine. Wie dieſe alle durch den ſchmalen Eingang mit zwei Menſchenhänden gebracht ſein mogten, begriff ich nicht. Eins von den großen Fäſſern war angezapft und ich bediente mich des kleinen daneben ſtehenden ſilbernen Bechers und trank einen vortrefflichen Wein. In den kleineren Gefäßen mogte, wie der Geruch mich ſchließen ließ, Branntwein ſein. Dieſem zur Seite lagen ſechs holländiſche Käſe. Im Begriff, zurückzugehen, ſah ich über dem Eingang ein Brett, worauf zehn Brode lagen, die jedes einzelne Stück wol vier Pfund wogen. Ein halbes nahm ich mit. Das Brod und der Käſe reizten den Appetit und ziemlich berauſcht verließ ich den Keller, wäre gewiß noch länger dort geblieben, wenn nicht das Licht aus Mangel an Nahrung mir den Dienſt verſagt hätte. Daß ich mich aber lange hier verweilt hatte, bemerkte ich an der Sonne, welche dem Unter-

gange nahe war. Nun kam es darauf an, wo ich schlafen solle. In diesem Revier hielt ich mich noch immer nicht ganz sicher und nach meiner alten Wohnung zu gehen, war es zu spät. Ich legte mich also bei der Allee unter dichtem Gebüsche nieder und verschloß unnöthiger Weise zuvor alle Thüren sorgfältig. Mein erstes Geschäft am nächsten Morgen war, mir zum Frühstück eine Tasse Thee zu machen, worauf ich für die Mittagsmahlzeit bedacht war. Diese bestand in einem Stück von dem eingesalzenen Fleisch, das ich in dem gefundenen Kessel kochte. Mittlerweile suchte ich in dem Keller unter dem Lager, auf welchem die Weinfässer sich befanden, und entdeckte zu meinem Vergnügen fünf Rollen Kanaster. Neben der Küche war noch ein ziemliches Gebäude, das ich aufschloß, und in welchem ich einen unglaublichen Vorrath von Küchengeräthen antraf, dreizehn Kessel, neun zinnerne Teller und vier dergleichen Schüsseln von verschiedener Größe, zwei Teller von weißem Blech und sechs blecherne Löffel. Darneben fünf Hut Zucker, jeder sieben bis acht Pfund schwer. Unten im Winkel lagen eine Kaffeetrommel nebst der dazu gehörenden Mühle, fünf Säcke mit Bohnen u. s. w. Der Kessel auf dem Heerde diente wahrscheinlich dazu, immer warmes Wasser zur Reinigung des Geschirres bereit zu haben. Denn es war Alles so sauber, wie es in einer Haushaltung nur immer sein

kann. Jetzt wollte ich einmal Bohnen essen; zu dem Ende warf ich eine Portion in den Kessel, um sie mit dem Fleische zu kochen. Das Gericht war ungemein schmackhaft und sehr nährend. Ich hielt eine ordentliche Tafel, welche Freude ich seit sechsthalb Jahren nicht gehabt hatte. Während der Mahlzeit fiel mir eine Schublade unter der Tischplatte auf, in der ein Tischtuch, eine Serviette, ein Paar Messer und Gabeln und ein silberner Eßlöffel zusammenlagen. Ich dankte im Stillen dem Alten von ganzem Herzen für diesen Nachlaß. Woher er aber alle diese Dinge erhalten hatte, das ließ ich dahin gestellt sein. Wahrscheinlich kam dieses auf gleiche Weise in seine Hände, wie ich die Kiste und das Flaschenfutteral gefunden hatte. Nach der Mahlzeit ging ich mit dem silbernen Becher in den Keller und erquickte mich mit einem Trunk Wein. Ich hätte zwar etwas sparsamer damit verfahren sollen, allein das Wasser war mir nicht so wohlschmeckend, wie das bei meiner alten Wohnung. Es war indessen wol nur Einbildung; denn da ich es schöpfte, wo es am Nächsten war, konnte es nicht anders sein und mußte, weil es keinen starken Fall hatte und am Ufer beinahe stille stand, flau werden. Der erste Mittag war also vorüber und es war mein Vorsatz, nach der alten Wohnung zu gehen, denn die Gewohnheit hatte sie mir werth gemacht. Die Gegend war anmuthig und alles zum

Unterhalte Nöthige in einem kleinen Bezirke beisammen. Hätte der unerwartete Tod des Alten mein Vergnügen nicht gestört, so würde ich ohne Anstand die alte Wohnung vorgezogen haben. Das Bessere aber siegte. Die Stube stellte ein längliches Viereck vor, war mit Fenstern versehen, von denen zwei nach Westen, eins aber nach der Allee ging, die man von da aus übersehen konnte. Die Wände waren von der Ostseite getäfelt und wo das Schränkchen angemacht war, schienen die Bretter nicht fest zu sein. An einem derselben war ein Haken, den ich etwas in die Höhe drückte, worauf eine Thür aufsprang und mir des Alten Schlafkammer entgegen leuchtete. Ueberaus schöne Matratzen, baumwollene Decken lagen in Menge daselbst; die Bettstelle war besonders. Ein verschlossener Kasten stand unter dem Fenster, das ebenfalls nach der Allee ging; nach langem Suchen fand ich endlich den Schlüssel. In dem Kasten sah ich einen Vorrath von Leinen und Wolle und für eine ganze Haushaltung war auf viele Jahre gesorgt. Denn ich zählte vier leinene Matrosenhosen und acht Hemden, die feinen ungerechnet, deren mehr als vier Dutzend waren; fünf Stück Kattun und eben soviel Leinwand, wie auch sechs Paar Strümpfe; Schuhe waren nicht vorhanden. Die gefundene bequeme Schlafstelle war mir willkommen und ich benutzte sie, nahm aber aus Vorsicht zwei geladene Flinten zu

mir, verſchloß Alles ſorgfältig, konnte aber wegen Beſorgniß vor einem Ueberfalle nur wenig ſchlafen. Tags vorher hatte ich über der äußerſten Thür ein viereckiges Loch geſehen, vor welchem ein hölzernes Gitter hing. Es war wenigſtens vier Ellen hoch. Ich goß das Waſſer aus dem Faß, ſetzte es umgeſtürzt auf einen Stuhl und machte das Gitter leicht auf. Hier klärte ſich denn das Geheimniß, das mich ſo gewaltig im Schrecken brachte, plötzlich auf. Es lag nämlich ein todter Papagei in dem einen Winkel und war ohne Zweifel verhungert. Allein wie es zuging, daß er meinen Namen wußte, blieb mir ein Räthſel. Das arme Thierchen war wie ausgedörrtes Holz zuſammengetrocknet. Der Vogel hatte freilich keine Menſchenſtimme; aber deſto fürchterlicher klang ſie in meinem Ohre; wie konnte ich wiſſen, daß ſie von einem unſchuldigen Vogel kam? Aber wie er meinen Namen zu rufen im Stande war, das ſchien mir übernatürlich. Aus dieſer Angſt war ich theilweiſe geriſſen. Ich ſagte zu dem nun todten Furchtmacher, du und dein Herr habt mir manche ſchlafloſe Nacht verurſacht, ja manchen Tropfen Schweiß ausgepreßt; nun habt Ihr einerlei Schickſal; du haſt Hungers ſterben müſſen und dein Herr, der meinen Tod ſuchte, hat ſeinen eigenen gefunden. Habe Geduld; wenn ich nach meiner alten Wohnung komme, will ich dich auf die Grabſtätte

deines Herrn legen. Ich hatte wirklich die Absicht, ihn zum Andenken dahin zu setzen. Neben dem Vorrathsgewölbe war noch eine größere Thür; ich schloß dieselbe auf und blieb, wie versteinert stehen, als ich die vielen Gegenstände sah. Drei Fässer mit Mehl standen gleich zur linken Hand. In der Mitte war eine Fallthür, die in den Keller leitete und hierdurch wurde mir klar, auf welche Weise der Alte die großen Fässer hineingebracht habe. Handwerksgeräth aller Art war beisammen; eine Leiter, die man zusammen legen konnte, lag hinter der Thür. Nach Oben ging eine Fallthür auf den Boden und an der Seite stand der Wagen, welchen der Alte hinter sich herschleppte. Nicht weit von dem Hause war ein förmlicher Backofen mit den dazu nöthigen Werkzeugen. Ich sah hieraus, daß der Besitzer nie müssig gewesen sei. Nach dem Mittagsessen erstieg ich den Boden vermittelst einer Leiter. Hier hatte der Alte die Felle von Schafen, auch Tannenböcken zum Trocknen aufgehangen. Auch stieß an den Boden eine Rauchkammer, die so vielen Vorrath enthielt, daß ich ihn in einem Vierteljahr nicht zu verzehren vermogte. Unter den Gattungen von kleinen Fischen waren einige so fett, daß mir beim Hautabziehen das Fett an den Fingern herunterlief. Ich zählte neun Stück Federvieh, die ungleich größer waren, als eine europäische Gans. Der Alte muß ein guter Haus-

wirth gewesen sein, dachte ich, da er mit so vielen Vorräthen sich versorgte. Vielleicht geschah es, um bei dem zunehmenden Alter wegen der Lebensmittel nicht in Verlegenheit zu gerathen! Bohnen mußte er vorzüglich geliebt haben, daß er nicht allein viele Säcke mit ihnen füllte, sondern auch ein bedeutendes Feld damit besäet hatte, das jetzt in voller Blüthe stand. Es ist wahr, der Geschmack ist schön, ich zog indessen die Erbsen vor. Da nach meiner Rechnung der kommende Tag ein Sonntag war, so schob ich die vorgesetzte Reise nach meiner alten Wohnung auf. Es war mir am Sonntag das Vergnügen ungestört und ich konnte ihn in der gewünschten Stille ohne alle Furcht zubringen. Ich entkleidete mich völlig, um mich einmal an dem ganzen Leibe zu waschen, legte die bisher getragenen Kleider zur Seite und bediente mich der hier gefundenen. Hätte mich Jemand jetzt gesehen, er würde vielleicht gelacht haben. Ich machte hierbei die Betrachtung, daß ein Mensch auch in den elendesten Umständen nicht von einem gewissen Hochmuth frei ist. Zum Beispiel wußte ich mich recht groß in meinen leinenen Schiffshosen, die ich in Holland anzuziehen Bedenken getragen haben würde; ich war eitel genug, vor den in der Stube befindlichen Spiegel zu treten und mit verschiedenen Wendungen meinen neuen Anzug zu bewundern. Es war auch in der That nichts Geringes, nebst den

gedachten Beinkleidern ein weißes Hemd und eine baumwollene Mütze auf dem Leibe zu haben. Sollte meines Lehrherrn Tochter mich in dieser Kleidung gesehen haben, ihre Zuneigung zu mir hätte sich gewiß um ein Merkliches vergrößert oder vermindert. O du armer Martin, würden ihre Klagen gelautet haben. Von dem Pfau sagt man, daß, wenn er in dem größten Stolz mit seinem bunten Schmuck sich brüstet, er seinen Muth sinken läßt, wenn er auf seine Füße blickt. So ging es mir auch. Ich hatte ein gestreift parchenes Kamisol an; allein die bloßen Füße, die mir der Spiegel vorhielt, dämpften meine Freude und dieses Uebel zu heben, war mir nicht möglich. Wie bemerkt, brachte ich den Sonntag in aller Andacht zu. Es mußte mich befremden, daß ich unter dem Reichthum an Sachen aller Art kein einziges Buch fand, das ich mir seit sechs Jahren vergebens gewünscht hatte. Den Montag begab ich mich in meine alte Wohnung. Ich trug nun meine Sachen nicht mehr auf dem Rücken, sondern bediente mich dazu des Wagens. Den großen Degen ließ ich weg, weil er mir ein Hinderniß im Gehen war; allein die Flinte schien mir unentbehrlich. Ich traf Alles in einer unveränderten Ordnung an. Ich war Anfangs Willens, bei der Bucht etwas Erbsen auszusäen, weil ich aber noch einen Vorrath davon hatte, so grub ich ein Stück bei den Bohnen dafür um,

damit ich Beides beiſammen hätte. Ich holte eine volle Ladung, nahm einige Kaſtanien mit, weil um die Gegend der neuen Wohnung dieſe Frucht ſich nicht fand, und ging zurück. Auf dem Heimwege ſammelte ich ein halbes Dutzend Citronen, die ich zur Veränderung der Speiſen gern gebrauchte. Um beſſeres Waſſer zu ſuchen, kletterte ich auf den Berg und fand nordwärts eine dicke Leine an einen Baum gebunden, die in den Fluß hineinging. Ich zog ſie an und brachte zu meiner Verwunderung zwei Körbe oder vielmehr Fiſchreuſen heraus, welche von Fiſchen wimmelten. Dieſe neue Entdeckung war mir natürlich ſehr angenehm. Anfangs wollte ich nur einige fangen und die übrigen ins Freie laſſen, doch bedachte ich mich und behielt die größte Hälfte, die von der Sorte war, welche der Alte in Rauch gehängt hatte und vortrefflich ſchmeckte. Ich hatte davon an zweihundert Stück; allein die meiſten ſtarben, ſobald ſie aus dem Waſſer waren. Zunächſt mußten ſie eingeſalzen werden, was auch geſchah, worauf ich ſie acht Tage ſtehen ließ und nach dem Exempel des Alten aufhing. Allein die Probe ſchlug nicht nach Wunſch aus; ſie blieben weich und hatten einen ekelhaften Geſchmack, vermuthlich von dem vielen Fett. Dies brachte mich auf den Gedanken, daß dies eine andere Sorte ſei oder daß ſie nicht Rauch genug erhalten hatten. Ich ſchlug mir die Sache aus dem

Sinn und mußte, als das Brod zur Neige ging, ans Backen denken. Das Mehl mußte, weil es eingeſtampft war, klein geklopft und geſiebt werden; eine Mulde für den Teig war auch vorhanden und dieſer ging zu meiner Freude ſehr ſchön in die Höhe, was wol daher kam, daß der Boden des Gefäßes mit altem, fingerdicken Teig überzogen war. Nun kam es darauf an, dem Ofen die gehörige Hitze zu geben. Geſpaltenes Holz lag in großer Menge unter Dach. Als ich nun Holz in den Ofen ſtecken wollte, fand ich in demſelben wol Finger hoch halb verbrannte Gerſte. Was ſie bezweckte, fiel mir nicht ein. Ich holte geſchwind zwei Säcke, füllete ſie und heizte den Ofen. Ich verrichtete Alles, wie es die Magd bei dem Pfarrer machte. Der Ofen war vielleicht zu heiß, da das Brod zu zeitig an zu bräunen fing; ich ließ daher den Ofen offen ſtehen. Doch ſah ich, daß die vorderſten Brode nicht recht ausgebacken, die hinterſten dagegen zu hart waren. Ich ſetzte daher die erſteren an die Stelle der letzteren und es gerieth Alles ſehr wohl. Ich hatte überhaupt zwanzig Stück. Obgleich die Probe meinen Wünſchen nicht ganz entſprach, ſo tröſtete mich doch das alte Sprichwort, daß noch kein Meiſter vom Himmel gefallen iſt, und die Hoffnung, daß der andere Verſuch beſſer ausfallen werde, was denn auch der Fall war. Ich wollte nun auch gern einen Braten eſſen und zwar von einem

Schaaf, das zu erhalten mit Schwierigkeit verbunden war. Mit der Flinte konnte ich leicht eins erlegen; die schüchternen Schafe würden durch den Knall nur noch furchtsamer geworden sein. Ich gerieth deßhalb auf den Einfall, den Weg zu erforschen, den sie zu nehmen pflegten, mich in einen Hinterhalt, so nahe wie möglich zu stellen, eine Schlinge bereit zu halten und dem ersten dem besten um den Hals zu werfen. Ich verfertigte eine Schlinge, aber wenn dieser Versuch mißlingen sollte, dachte ich mit Gewalt eins zu gewinnen. Ich machte mich also den Abend auf den Weg, um desto früher noch bei Anbruch des Tages auf dem Platze zu sein. Vermuthlich kamen die Thiere nach der Gegend in die Tränke; da ich nun bei dem Fluß keine Gelegenheit vor mir sah, ihnen aufzulauern, ging ich nach dem Wäldchen, wo ich sie das erste Mal gefunden hatte, und ein niedriges Gesträuch sollte der Ort sein, sie zu erhaschen. Ich wartete bei drei Stunden, ehe sie ankamen und ungefähr dreihundert an der Zahl sich fortbewegten. Auf dem Rückwege gingen sie denselben Weg mit bedächtigen Schritten. Ich sprang mit der Schlinge mitten unter die Heerde und war so glücklich, auf einmal zweien dieselbe über den Kopf zu werfen. Die Heerde floh und machte seltsame Sprünge. Dem einen gefangenen gelang es, den Kopf herauszuziehen und den andern nachzulaufen; ich gönnte ihm

die Freiheit und war zufrieden, ein Schaaf zu besitzen. Ich wollte es bei der Wolle anfassen, als es einen Satz machte, daß ich der Länge nach ins Gras fiel und die Leine aus der Hand verlor. Ehe ich mich aufraffte, war es schon so weit, daß ich es kaum noch erkennen konnte. Unverrichteter Sache wieder umzukehren, war mir nicht gelegen; ich beschloß daher, den Ausreißer aufzusuchen und das erste mir begegnende Schaaf zu erschießen. Kaum war ich eine Viertelstunde gegangen, als ich bei einem Gesträuche das Schaaf seine vorigen Sprünge wiederholen sah, um sich von der Schlinge zu befreien. Ich ergriff es, stach ihm die Kehle ab, ließ es ausbluten und eilte vergnügt nach Hause. Ich bewunderte bei der Behandlung des geschlachteten Schaafs meine Geschicklichkeit, die ich zu zeigen in der Weise noch nicht Gelegenheit gehabt hatte. Das ausgeschlachtete Schaaf hing ich an einen Baum und legte mich schlafen. Die Art, den Braten zu wenden, gefiel mir außerordentlich. Was es mit der Aufziehebrücke für eine Bewandtniß hatte, blieb mir noch verborgen. Erst nach der Mahlzeit wollte ich den Grund erforschen. Bei Ansteckung des Bratens bemerke ich, daß der Spieß mittelst eines Drahtes mit leichter Mühe von der Stange getrennt werden konnte. Das Fleisch von den Tannenböcken war schmackhafter, als das von dem Schaafe, wozu wol die Gewohnheit beigetragen hatte. Nach

aufgehobener Tafel ging ich nach der Aufziehebrücke, ließ ſie nieder, um in die Gegend jenſeits zu gelangen. Nicht weit von dem bereits erwähnten Rade war ein ausgehöhlter Klotz in die Erde gegraben, der eine Stampfe, ebenfalls durch das Rad getrieben, zu ſein ſchien. Sie war mit einem Deckel von Holz verſehen, und eine Stange, welche die Stampfe regierte, konnte bis an die Arme, die dem Rade beigefügt waren, gelenkt werden. Ich hob den Deckel auf und fand etwas Gerſte, ſo braun, wie die im Ofen, in dem Blocke. Weiter rechts führte ein Fußſteig bergab und kaum hatte ich einige Minuten ihn verfolgt, als ich die Bucht genau ſehen konnte. Das Geheimniß, wie der Alte ſo unbemerkt zu meiner Wohnung gelangen konnte, war nun entdeckt. In der Nähe der Bucht lag auch wol der Grund, warum er mich ſo eifrig verfolgte, weil er ſich fürchten mogte, ich würde dieſen geheimen Weg über kurz oder lang finden und ihn in ſeinem Bezirke beunruhigen. Er hätte nicht nöthig gehabt, ſich deßhalb zu ängſtigen, weil ich Alles angewandt haben würde, durch ein freundſchaftliches Betragen ihn zu gewinnen, ſobald ich den Zugang entdeckt hätte. Von da kehrte ich zurück zu dem Urſprunge des Waſſers. Außer den kleinen Nebenquellen ſprützte es an zwei verſchiedenen Orten wie die Dicke eines Mannsbeines aus dem Felſen, daß es gar füglich eine Mühle treiben

konnte. An Geschmack war es frischer, als das aus der vorigen Quelle. Nun begab ich mich nach dem Orte, wo der Backofen stand. Hinter der Hütte, wo das Holz lag, fand ich einen großen eingemauerten Kessel unter einem Dache, das nach meiner Ansicht ein Brauhaus war. Eine Rinne, die aus lauter Stücken fein zusammengefügt war, leitete mich in eine Art Keller, und wegen der Dunkelheit in ihm mußte ich ein Licht holen. In dem Keller war es so kühl, daß ich mich leicht hätte erkälten können. Es lagen hier drei Fässer, von denen zwei noch voll, das dritte aber schon angezapft war. Es stand ein Glas dabei und als ich es gefüllt hatte, trank ich ein Glas köstlichen Bieres. In den übrigen beiden Fässern war dasselbe Getränk. An der Wand hing ein ordentlicher Heber. Die Höhle hatte einen ziemlichen Umfang und in einem Winkel standen sechs und zwanzig gläserne mit Bier gefüllte Bouteillen im Sand und oben mit Pech gegen das Eindringen der Luft wohl verwahret. In dem großen Vorrathsgewölbe hatte ich schon eine gewisse Anzahl gesehen, jedoch leere. Das Bier, das ich in einer Flasche mitnahm, gab dem besten nichts nach. So sehr ich mich hierüber freuete, so bekümmerte mich der Gedanke, daß, wenn es ausgetrunken war, eine Unmöglichkeit für mich sei, den Abgang zu ersetzen. Ich hatte zwar in Wesel verschiedene Male dem Brauen zugesehen,

damit war ich aber kein Brauer. Ich betrachtete nun das Bier als ein dankenswerthes Geſchenk und war bemühet, es möglichſt lange zu erhalten. Die noch vollen Fäſſer füllte ich vollends mit Waſſer, verſchloß die Spundlöcher und in das ſchon angezapfte ſchüttete ich ſoviel Waſſer, bis es überfloß und kollerte es ſtark herum, damit ſich der Inhalt ganz vermiſchen ſollte, zog hernach die Flüſſigkeit auf Bouteillen und ſie war zum Trinken nicht unangenehm. Auf den obern Theil des Hauptgebäudes, den ich noch nicht kannte, ſtieg ich vermittelſt einer Leiter und ſah einen wahren Kornboden vor mir, Gerſte, Bohnen u. ſ. w. waren hier in Menge aufgeſchüttet. Die Ausſaat war reif und die Tauben, die ſich daran gemacht hatten, flatterten bei meiner Nähe davon. Ich folgte ihnen, ſuchte ihre Neſter auf und bereitete mir mit den etwa zweihundert Eiern ein leckeres Mahl. Sechs Jahre befand ich mich in meiner Einſamkeit und keine Hoffnung zur Erlöſung wollte mir leuchten. Bei allem Ueberfluß war ich traurig und gar oft verſtrichen acht Tage, wo ich mich meinem Schmerze hingab. Es ſchien ſich eine Schwermuth zu äußern, die wol in meiner Unthätigkeit ihren Grund hatte. Mein früherer Zuſtand, in welchem ich arbeiten und ſorgen mußte, ließ mir nur ſelten zu Grillen Zeit. Jetzt hatte ich keine Urſache, über etwas zu klagen, als über den Mangel an einer Geſellſchaft.

Eine erträgliche Aufforderung zur Thätigkeit ist für den Menschen unstreitig das heilsamste Mittel, welches sowol die Seelenkräfte als die Gesundheit des Leibes stärkt. Das Getränk setzte mich in Verlegenheit; der Wein nahm ab und der Abgang des Bieres nöthigte mich, das dazu Erforderliche, was vorhanden war, zum Brauen zu versuchen. Getrocknete Hefe fand ich auch vor. In den Säcken, die neben den Bohnen standen, war Malz; dieses mußte geschroten oder gestampft werden. Eine Probe wollte ich machen, weil das vorräthige Bier bis auf dreizehn Bouteillen geleert war. Eine jede derselben war ungefähr drei Nößel und damit machte ich die Eintheilung, daß jede auf zwei Tage hinreichen sollte und wenn etwas fehlte, sollte es ein Trunk Wasser ersetzen. Den Anfang zu machen, ging ich in die Mühle, ließ durch die Rinne das Wasser in den großen Kessel laufen und im Uebrigen verfuhr ich so, wie ich es am besten verstand. Alles lief gut ab; nachdem ich das Gekochte zur Abkühlung in verschiedene Gefäße gebracht hatte, ließ ich es, wie gewöhnlich gähren und füllete es auf die Bouteillen. Es wäre zum Trinken noch so ziemlich gewesen; allein es blieb sehr dick und wollte sich nicht setzen, weil ich das Malz vielleicht zu fein gestoßen hatte. Ueberdies fing es auch nach acht Tagen an, sauer zu werden. Ehe aber ein anderer Versuch unternommen wurde, grub ich ein Stück Erd-

reich um und säete etwas Erbsen hinein, weil von den andern Fruchtarten noch ein bedeutender Vorrath war. Ich war auch Willens, Weizen auszusäen und aus demselben Mehl zu stoßen; doch wollte ich es lieber bis zu einer Probe anstehen lassen. Beiläufig dient zur Nachricht, daß Sturm und Regen hier nicht so heftig waren, wie in der alten Wohnung. Da mir nun ein Schaaf zu holen schwer gemacht wurde, so schoß ich mir einen Tannenhock, backte etwas Brod, um während der Regenzeit das Ausgehen zu vermindern. Um die Fische brauchte ich nicht viele Mühe anzuwenden, indem in den gelegten Reusen allemal eine Menge sich mir darbot. Um mir nun die Zeit zu vertreiben, faßte ich den Vorsatz, die Begebenheiten meines Lebens aufzuzeichnen, zu welchem mich Folgendes veranlaßte: Ich fand in dem Bierkeller unter den Fässern ein Schubkästchen mit einigen dreißig scharfen Patronen und dabei eine Flasche mit Dinte. Der Alte wird, dachte ich, Manches schriftlich niedergelegt haben und der Kasten in meiner Kammer, den ich noch nicht bis auf den Boden aufgeräumt hatte, enthielt unter der Wäsche acht Buch Papier. In einem verborgenen Fache des Schranks sah ich auf einmal meinen Wunsch nach Federn erfüllt. Zuerst zog ich ein Futteral hervor, in welchem ein sehr sauberes Reisebesteck nebst allem Zubehör sich fand, wofür ich später in Amsterdam fünf

und vierzig Gulden erhielt. Dintefaß und Streusandbüchse nebst Federn fand ich beisammen. Unter diesen Sachen lag auch Papier, Papierscheere und Federmesser. Ich warf das Ganze auf den Tisch, weil es dunkel wurde, aß mein Abendbrod und ging zu Bette. Den folgenden Tag sah ich das Papier genauer an. Vielleicht, dachte ich, hat der Alte auch etwas aufgeschrieben und ich täuschte mich nicht. Zwar war es sehr undeutlich; allein der Leser mache sich bereit, etwas Außerordentliches zu erfahren. Gleich die ersten Worte waren mir ein Schlag ins Herz.

26. Capitel.

Die Geschichte des alten Martin Speelhoven.

Ich, war der Anfang, Martin Speelhoven — das Papier sank mir aus den Händen, als ich meinen Namen gleich in der ersten Zeile zu lesen bekam. Ich ging in der Stube auf und ab, um mich zu erholen, nahm das Papier wieder in die Hand, um mich ganz von der Sache zu überzeugen. Es kann ja wol zutreffen, sagte ich mir, daß es Menschen giebt, die auch meinen Namen führen und in dieser Ansicht las ich weiter, da es denn hieß, bin gebürtig aus dem Holländischen. Mein Vater war Dorfschulmeister, seine Einnahme reichte für die täglichen Bedürfnisse nicht hin und er war genöthigt, ein Nebengeschäft zu treiben, indem er

Sonntags in der Schenke nur zur Aufwartung ging. Ich folgte, als ich herangewachsen war, seinem Beispiele nach, lernte den Baß spielen, wodurch wir auf eine doppelte Weise Nutzen gewannen. Ich hatte ein aufgeräumtes Wesen, was den jungen Burschen wohlgefiel und sich ein Vergnügen machten, Brüderschaft mit mir zu trinken. Unter den Saufbrüdern nun fand sich ein Müller, welcher zwar älter als ich war, aber kein Bedenken trug, auf Du und Du mir auf den Pelz zu saufen. Ich machte mir eine Ehre daraus, mit diesem angesehenen Manne zu verkehren, ihn oft zu besuchen und ihm bei seinen vielen Bauten Hülfe zu leisten, daß er einstmals zu mir sagte: Ich sehe, daß du geschickt bist, eine Sache gehörig anzugreifen; wenn du Lust hast, so will ich dich in die Lehre nehmen. Ich konnte ihm nicht sogleich Antwort darauf geben; worauf er mich aufforderte, mit meinem Vater den Antrag zu überlegen; die Lehrjahre, setzte er hinzu, vergehen geschwind, ich bin ebenfalls von armen Eltern, nun siehe, was fehlet mir? Eine andere Profession ist jetzt schon zu spät, dein Vater ist zufrieden, wenn du etliche Stüber des Sonntags verdienst; das aber kann in die Länge nicht dauern; wenn dein Vater stirbt, was willst du dann anfangen? Er hatte vollkommen Recht; ich sagte daher: „Höre Bruder, wenn es dein Ernst ist, so will ich heute noch antreten. Wir wurden bald einig

und ich wurde mit Genehmigung meines Vaters ein Müller. Ein halbes Jahr lebte ich mit meinem Lehrmeister sehr vertraut; die wichtigsten Griffe hatte er mir schon beigebracht, ja er war mit meiner Aufführung so zufrieden, daß er mir ins Gesicht sagte, ich überträfe ihn im Metzen. Seine Frau, welche er als Wirth geheirathet hatte, starb kinderlos und durch ihren Tod erhielt die Hauswirthschaft eine andere Gestalt. Nachdem er seine Thränen getrocknet hatte, heirathete er wieder. Bei den Besuchen der Braut, mit welcher ich aufgewachsen war, nahm ich mir alle Freiheit heraus, welche durch eine frühere Bekanntschaft gestattet ist und es schien fast dahin zu kommen, daß der Lehrjunge vor dem Meister den Vorzug erhielt. Es war aber eine unschuldige Freundschaft, die bei jungen Leuten ganz gewöhnlich ist. Dessenungeachtet nahm der Meister mein Benehmen gegen seine Braut sehr übel und zeigte seine Eifersucht durch ein hartnäckiges Stillschweigen, das endlich in Vorwürfe überging. Es steht mir, erklärte er, deine Aufführung gar nicht mehr an; du maßest dir ein Recht an, das ein Lehrjunge gar nicht haben soll. Du gehest mit meiner Braut um, nicht als mit deiner künftigen Lehrmeisterin und siehest sie an, als ob du gleichen Anspruch an sie zu machen hättest; überdies ist es gegen den Anstand, mich als deinen Lehrherrn Du zu heißen. Zunächst,

erwiderte ich, kenne ich Deine Braut viel eher als Du, und dann habe ich ja Dir die Brüderſchaft nicht angetragen. Es iſt Beides wahr, antwortete er; allein die Umſtände haben ſich geändert und ich will Dir hiermit befehlen, Beides zu unterlaſſen. Ich konnte natürlich dagegen nichts einwenden; allein es wuchs dadurch ein heimlicher Groll im Herzen; hätte er mir dies beim Antritt der Lehre geſagt, ſo würde ich mich ruhig gefügt haben. Von der Zeit an konnte ich ihm nichts recht machen, wozu noch kam, daß er ſich mit ſeiner Braut entzweiete, die die ganze Verbindung aufkündigte und mir die Schuld gab, als wenn ich ſie gegen ihn eingenommen hätte, was doch durchaus nicht der Fall war, wenn ich auch ſie in ihrer Eltern Hauſe ab und an beſuchte. Sein Verdruß ſprach ſich bald heftig aus. Als ich an einem Sonntag unter der Kirche Waizen wuſch, brach er eine Gelegenheit, ſo zu ſagen vom Zaum, um mit mir zu zanken. Mir entfuhr ein Wort, das ihm nicht anſtand; ſogleich riß er mir die Schaufel aus den Händen und verſetzte mir einen empfindlichen Schlag; da er wieder ausholte, ſprang ich einige Schritte zurück auf den Steg, mit dem Bedeuten, ſich nicht weiter an mir zu vergreifen, ſonſt würde ich ihm zeigen, daß er einen Lehrjungen zwar geſchlagen habe, es aber nicht wieder verſuchen dürfte. Dies hatte er kaum vernommen, als

ich den zweiten Schlag bekam. Ich vergaß ganz das Verhältniß, in welchem ich zu ihm stand, ergriff ihn und warf ihn ins Waſſer. Er ſchrie, ihm zu helfen; doch hatte ich dazu keine Luſt, ſprang in die Mühle, raffte das, was mir in der Angſt in die Hände kam, zuſammen, nebſt fünf Gulden an baarem Gelde und lief ins Feld. Meine Kleider verſteckte ich hinter dem Dorfe in das Korn, holte aus meines abweſenden Vaters Hauſe die Baßgeige und mit dieſer auf dem Rücken traf ich bei einbrechender Nacht in Weſel ein. Da die Thore bereits geſperrt waren, ſo blieb ich in dem ſeitwärts liegenden Dorfe. Es fiel mir nicht ſchwer, eine Schenke zu finden und ich kam wie gerufen. Die daſelbſt verſammelten Muſikanten riefen mir gleich beim Eintritt zu, ob ich Luſt hätte, Geld zu verdienen? Man verlangte in einem Dorfe eine Stunde davon auf eine Hochzeit eine Bande Spielleute; ich nahm alſo das Anerbieten an und wanderte mit noch zwei andern dem Dorfe zu, wo wir ſehr willkommen waren. Drei Tage dauerte die Hochzeit und wir verdienten ſchönes Geld. Bald darauf wurden wir wieder zwei Meilen entfernter zu einer Hochzeit beſtellt. Wir reiſeten hin, fanden aber Widerſpruch, da die im Dorfe wohnenden Spielleute uns das Spielen verwehrten und nach vielen Wortſtreitigkeiten der Richter im Namen der ganzen Gemeinde uns das Aufwarten unterſagte,

weßhalb wir unverrichteter Sache abziehen mußten. Ich kehrte wieder zurück, weil man mir vorschlug, mich aufzunehmen, dem ich mit Dank folgte. Ich hatte es auch nicht übel getroffen, denn ich wurde in dem Dorfe bekannt und eine Bauerfrau, mit welcher ich mich ganz gut vertragen konnte, bot mir an, es bei ihrem Manne zu vermitteln, daß ich bei ihr freie Herberge hätte. Wir lebten über acht Jahre in einer genauen Freundschaft. Als der lange kränklich gewesene Mann starb, verheirathete ich nach der ausgehaltenen Trauerzeit mich mit ihr. Allein die Liebe zu ihr erloſch nach und nach unvermerkt, und obſchon ſie mit einem Sohne niederkam, ſo verlor ſich die Neigung faſt gänzlich. Das Gut brachte für uns genug ein; allein der Kummer machte, daß die Schulden anwuchſen und wir gezwungen wurden, es zu verkaufen und es mit einem Häuschen zu vertauſchen. Meine Frau mußte Handarbeiten verrichten und ich ſollte ein Gleiches thun, was mir indeſſen nicht gefiel und mich veranlaßte, die Baßgeige wieder hervorzuſuchen. Ich würde uns auf dieſe Weiſe haben ernähren können, wenn ich nicht dem Wirthe meinen Verdienſt übergeben hätte, der anſchreiben mußte, was ich verzehrt hatte. Daher kam es, daß ich oft berauſcht zu Hauſe kam, was ich, wenn ich nüchtern geworden war, immer herzlich bereute. Dadurch vermehrte ſich die Schuldenlaſt und wir mußten nun auch das Häus-

chen den Schuldnern überlassen. Mit vieler Mühe erhielten wir die Erlaubniß, uns in der Herberge aufzuhalten. Der Leser wolle es sich gefallen lassen, daß ich bemerke, wie mir unter dem Lesen der kalte Schweiß über das Gesicht rann; denn je weiter ich las, desto mehr erfuhr ich, daß der Alte, der dies aufgezeichnet hatte, mein leiblicher Vater war, da der Name sowol als die Geschichte mit demselben mich ganz fest in dieser Ueberzeugung bestärkte. Also sahe ich meinen Wunsch erfüllt. Ich verließ meine Heimath, den Vater aufzusuchen und es ist zwar gelungen, aber auf eine Art, die wol von keinem Sterblichen erwartet werden konnte. Ich habe das Glück oder Unglück gehabt, ihn zu sprechen; allein das bloße Andenken erfüllte mich mit Schauder. Doch schöpfte ich Trost, daß ich mein strafbares Unternehmen nicht ausführte und den Vater nicht tödtete. Hätte ich ihn, da er mich zu beseitigen gedachte, ehe er den Fall that, entdeckt, so würde ein Schuß ihn niedergeworfen haben. Doch Gott hat es nicht gewollt. War es nicht eine gewisse Ahnung, daß ich ihn bei aller Verfolgung dennoch nicht hassen konnte? Dieses verhängnißvolle Papier ließ ich einige Tage liegen, da ich es nicht ohne Thränen in die Hand nehmen konnte, ja mein Vorhaben ging dahin, es zu verbrennen, weil es immer den Schmerz über das unglückliche Ende meines Vaters erneuerte. Doch besann ich mich

eines Beſſern. Die Urſache ſeiner Flucht, wie ihm nämlich meine Mutter die Baßgeige zerſchlug, wie er ſie in der Schenke übel behandelte, iſt ſchon erzählt und es iſt überflüſſig, das bereits Mitgetheilte zu wiederholen. Mein Vater fuhr in ſeinem Berichte folgender Maßen fort: Durch den unglücklichen Schlag fiel meine Frau zu Boden. So verfinſtert auch damals mein Verſtand in meinem Rauſche war, ſo ſtanden doch die Folgen meines Verbrechens vor meinen Augen. Ich eilte daher, der Todesſtrafe zu entfliehen und taumelte nach Weſel zu. Ich konnte vor der Nacht den Ort nicht erreichen und hörte hinter dem letzten Dorfe die Glocke elf ſchlagen. Die Gewiſſensangſt verſcheuchte jeden Schlaf und ſobald es nur etwas hell ward, war ich ſchon wieder unterwegs und ohne Hinderniß kam ich zur Stadt. Mein Zuſtand war traurig; ich hatte nur zwei Stüber und mußte aus zwei Uebeln eins erwählen und Soldat werden, wo ich fünf Gulden Handgeld erhielt. Ich hatte nicht daran gedacht, daß man mich als einen Mörder verfolgen werde. Zwei Kameraden merkten an mir eine gewiſſe Niedergeſchlagenheit und glaubten, es gereue mich, Soldat geworden zu ſein und ſuchten bei einem Glaſe Branntwein mir die Grillen zu vertreiben oder auch aus meinem Handgelde Nutzen zu ziehen. Wir tranken übermäßig und da die Furcht mich nicht verließ, ging ich unter einem Vorwande in den Hof,

wo eine Thür nach einer andern Gasse wies und offen stand. Eine Flucht kam mir in den Kopf, ohne die Gefahr zu überlegen. Ich trat aus der Thür und taumelte nach dem Thore, wo ich eine Richtung nach der holländischen Gränze nahm. Ob mich Jemand beobachtete, weiß ich nicht; aus Angst war Alles finster vor meinen Augen. Ich hatte mehr Glück als Verstand. Ich lief blindlings zu und mit einbrechender Nacht war ich in einem holländischen Dorfe. Ich hielt mich aber hier noch nicht sicher genug und lief in der Finsterniß noch eine Meile weiter. Ich klopfte bei einem Häuschen an und bat, man möge mir eine Nachtherberge vergönnen, ich sei ein Deserteur. Weil solche Fälle dort öfters vorfielen, so machten sie die Thüre auf, verwunderten sich aber, daß ich ohne Montirung vor ihnen stand. Ich beruhigte sie und erzählte, man habe mich mit List geworben und ich wäre mit List davongelaufen. Man gab mir gegen Bezahlung zu essen, worauf ich mich auf eine Bank legte und einschlief. Den folgenden Tag setzte ich meinen Stab weiter, näherte mich meinem Geburtsorte, um wegen des Vergangenen einige Nachrichten einzuziehen. Ich begab mich ins Wirthshaus und tröstete mich, daß mich Niemand erkannte. Aus Neugierde fragte ich den Wirth, ob wol der alte Schulmeister Speelhoven noch lebe? Ich weiß es nicht, entgegnete er, da ich erst seit zwei Monaten hier bin;

meine Magd, die aus dem Dorfe iſt, wird es wiſſen. Da ich die Frage wiederholte, gab ſie zur Antwort: O, der iſt lange todt; er hatte wol einen Sohn, allein der iſt davon gelaufen und ehe ein Jahr verging, lief die Nachricht ein, er ſei im Brandenburg'ſchen aufgehängt worden. Ich wollte auch gern erfahren, wie es dem Müller bisher gegangen ſei. Der Wirth ſagte: Ich habe ehemals einen Müller gekannt, der ſich hier niederließ und in eine Mühle hineinheirathete. Die Magd fragte, wie er geheißen habe und als ich ihr den Namen ſagte, verſicherte ſie, der ſei lange todt. Stirbt denn hier Alles, verſetzte ich lächelnd. Ja er iſt ertrunken, fiel ſie mir in die Rede; man hat ihn todt aus dem Waſſer gezogen, eben der leichtfertige Vogel, der junge Speelhoven, lernte bei ihm und da dieſer plötzlich unſichtbar wurde, ſo gab man ihm auf den Kopf Schuld, er habe den Müller erſchlagen und dann ins Waſſer geworfen. Das muß ein Erzböſewicht geweſen ſein, ſetzte ich hinzu. Alles lief gut ab; die Magd entfernte ſich und ich wollte weiter, als ein Mann, nach ſeinem Amte ein Gerichtsvogt, den ich ſehr wol kannte, ins Zimmer trat. Dieſer betrachtete mich genau und fragte, wer ich wäre und wohin ich wolle? Ich bin, ſagte ich, ein Deſerteur, und reiſe nach Amſterdam zu meinem Bruder. Er ſtrich den Bart und fragte weiter, wie mein Bruder heiße. Hier nahm ich

mich zusammen und gab ihm trotzig zur Antwort: Just, wie ich. Hierauf forderte ich von dem Wirthe ein Glas Branntwein. Jener ging mit einem grimmigen Gesichte fort; der Wirth aber zog mich zur Seite und warnte mich. Soll ich ihm rathen, so mache er sich aus dem Staube; dies ist ein grundböser Mann, der keinen Anstand nimmt, ihm den größten Verdruß zu machen, und wenn es auch nur die Kosten sind, die er erhält, die sein Verfahren verursacht. Was will mir der alte Kerl thun, erwiederte ich; allein um aller Unannehmlichkeit auszuweichen, will ich Seinem Rathe folgen; kann man nicht bei Ihm durch eine Hinterthür einen Ausweg nehmen? Ich wußte zwar völlig Bescheid, wollte mich aber nicht bloß geben. Komme er, fiel er mir ins Wort, ich will ihm einen Weg zeigen und damit führte er mich durch den Garten und bezeichnete die Richtung, in welcher ich in's Freie kommen würde. Obgleich ich die Gegend genau kannte, so dankte ich ihm doch herzlich für seinen guten Willen und entging dadurch einer unvermeidlichen Gefahr. Der alte Kerl sah mich für eine verdächtige Person an und sein Verdacht hatte Grund; denn brachte er mich in Verhaft, so war ich verloren. Zu meiner Sicherheit wählte ich keinen gewissen Weg, sondern schlug mich bald rechts bald links, bis ich endlich nach Amsterdam kam. Es kostete nicht viele Mühe, anzukommen, da man eben beschäftigt war, eine Flotte auszurüsten.

Wir gingen mit fünf wohl ausgerüsteten Schiffen unter Segel. Alles hatte einen guten Fortgang, bis wir durch einen Sturm beim Vorgebirge der guten Hoffnung getrennt wurden. Neunzehn Tage schwärmten wir auf der See, ohne das Land zu entdecken, was vielleicht gesucht wurde. Der Mangel an frischem Wasser machte das Volk schwierig; es drang darauf, das erste beste Land zu betreten und als der Wächter Land in Sicht hatte und das Volk dahin wollte, der Commandeur aber widerstand, so erklärte sich die ganze Mannschaft wider ihn. Wir bemächtigten uns des Weins. Der Commandeur brauchte sein Ansehen und seine Getreuen halfen, daß Einer nach dem Andern in Ketten gelegt ward. Wir waren unser Fünfe; ich ermunterte sie, nicht nachzugeben, obgleich die übrigen zu Kreuz krochen und um gutes Wetter baten. Meine vier Consorten, welche sich verlassen sahen, folgten jenen; ich allein blieb in der Falle sitzen. In dem abgehaltenen Rathe wurde ich für einen Aufwiegler erklärt und zum Tode verurtheilt und ich sollte am großen Mast erschossen werden. Bitten hatte ich auch gelernt; jedoch führte man mich hervor und es wurde Alles bis auf den letzten Abdruck vollzogen. Ich erhielt zwar Pardon, wurde aber wieder in den untern Schiffsraum gefesselt eingesperrt. Wie lange dieser Zustand dauerte, kann ich nicht sagen. Endlich wurde ich an's Licht gebracht, mußte meinen Füh-

nern folgen, die mich in einem Boote an's Land setzten und mich entfesselt allein zurückließen. Ich sah dem Schiffe nach, daß sich allmälig meinen Blicken entzog. Als ich zu mir selbst kam, verfiel ich in eine Art Raserei, kein Schmähwort giebt's, das ich nicht nachschickte; aber was nützte dies, da die Schiffsleute es nicht hörten. Mich gereuete es tausendmal, daß ich das Schiff nicht in die Luft gesprengt hatte — nach und nach kam ich zur Besinnung und ich fing an, auf meine Person bedacht zu sein. — Die Gegend, in der ich mich befand, war steinig; hinter mir hatte ich einen rauhen Felsen von ziemlicher Höhe und daselbst war auch mein ganzes Vermögen. Vergessen darf ich nicht, daß man mich mit den nöthigsten Lebensmitteln versorgt hatte. Nebst meinen eigenen Sachen hatte man einige zwanzig Stück Zwieback, eine Flinte, Pulver und Blei, eine Axt und Säge, ein Stück Segeltuch, einige Bretter, Angelgeräthe, Branntwein, zwei Kessel, Rauchtaback und andere Kleinigkeiten beigefügt. Ich mußte einen bequemen Platz aufsuchen, dieses Alles in Sicherheit zu bringen und den Felsen erklimmen, um zu erfahren, was ich zu hoffen oder zu befürchten habe. Meine Mühe wurde reichlich belohnt, denn meinen Augen stellte sich ein mit Busch und Auen vermischte Gegend dar welche mich hoffen ließ, daß ich Alles antreffen würde, was einem verbannten Menschen zu seinem dürftigen Unterhalt nöthig sei,

und ich hatte in dieſes irdiſche Paradies kaum meinen Fuß geſetzt, als eine Heerde Schafe, die durch ein kleines Gehölz nach Oſten lief, mir Muth einſprach, daß ich nicht verhungern würde. Nach Weſten zu war der Fels ungleich niedriger, mithin viel bequemer, von einer Seite zur andern zu gelangen. Die Sehnſucht nach Fleiſch beflügelte mich, die Flinte zu holen und eins von den Schafen zu erlegen, welche bei meiner Rückkunft denſelben Weg nahmen, den ſie gekommen waren. Ich traf eins, während die übrigen davon eilten. Ich zog dem erhaltenen das Fell über die Ohren. — Ich ſehe mich genöthigt, fährt der Sohn fort, zu bemerken, daß es langweilig ſein würde, alle Beſchäftigungen meines Vaters, die ja faſt ganz den meinigen ähnlich waren, zu erzählen und nur Folgendes mitzutheilen. Anfangs hatte er ſich unweit der Pomeranzenbäume eine Hütte gebauet, da es ihm aber beſchwerlich war, ſo weit nach Waſſer zu gehen, erbaute er ſie näher nach dem Fluſſe zu. Ich habe mich, heißt es ferner, um die Zeitrechnung nicht bekümmert und es mogte wol ein Jahr und darüber ſein, als ich auf einen Schein eines Feuers am Ufer gegen Nordweſt aufmerkſam wurde. Es war wol nach Mitternacht, ich ſtieg auf die Höhe, um die Urſache zu erfahren. Ich entdeckte wirklich eine Menge Wilder, welche um das Feuer hüpften, wie denn auch mehre kleine Fahrzeuge an dem Ufer ſtanden. Ich gedachte nun jenſeits des

Flusses meine Sicherheit zu suchen, wobei freilich manche Gefahr mich beunruhigte, weil ich mit meiner Person auch meine Habseligkeiten hinüber zu bringen hatte, um keine Spur zurück zu lassen, daß ein Mensch sich hier aufhalte. Es ging Alles glücklich. Es wäre mir ein Leichtes gewesen, einige von den Wilden über den Haufen zu schießen, wodurch vielleicht die Andern in Schrecken versetzt und zur Flucht getrieben würden; aber der geringe Vorrath von Pulver ermahnte zur Sparsamkeit. Die Schafe waren sehr schüchtern und ich mußte alle Geschicklichkeit anwenden, keinen Fehlschuß zu thun. Nach zwei Tagen, als die Wilden sich entfernt hatten, trieb mich die Neugierde, den Platz ihres Aufenthalts zu besehen; ich fand aber von ihnen sehr betrübende Spuren. In der Nähe des noch rauchenden Feuers lagen viele Menschengebeine und Köpfe in dem Grase herum, die, wie das schwarze Gesicht und die krausen Haare zeigten, wahrscheinlich Menschen ihrer Nation gewesen waren. Ich habe später ein ähnliches Trauerspiel nicht gesehen. Die Gegend meines jetzigen Aufenthalts gefiel mir so sehr, daß ich sie zu meinem beständigen Wohnsitz erwählte. Am Strande des Ausflusses, wo sich der Fluß ins Meer ergießt, war eine kleine Sandbank, daselbst fand ich eine Menge Schildkröten-Eier in den Sand gelegt, die ich satt und die sehr wohlschmeckend waren. Ich fing auch verschiedene Male Schildkröten von einer Größe, daß ich

ſie kaum tragen konnte. Nun komme ich auf die Zeit, wo es mir ſehr wohl erging. Als ich mich einmal bei einem nahenden Regenwetter, dabei es einige Tage ganz kühl war, zu Hauſe gehalten, wollte ich bei aufgeklärter Witterung nach der Sandbank, um Schildkröten oder deren Eier zu fangen. Hier fand ich ein faſt ganz neues Boot mit dem Kiel feſtſitzen, in welchem zwei Beutel mit Schrot und Pulver, auch zwei ſchöne Flinten, acht geſchoſſene Vögel, ſo groß wie eine Gans, wie auch ein Stück Segeltuch lagen. Es hatte ein kleines Verdeck, in welchem ſich zwei noch ganz friſche Brode, eine Flaſche mit Branntwein, ein Pfeifenkopf, mit Silber beſchlagen, aufbehalten waren. Das erweckte mich zu einer außerordentlichen Freude. Das Boot hatte, wo es aufſaß, einen kleinen Leck, das ich leicht verbeſſern konnte. Nachdem ich die darin gefundenen Sachen bei Seite geſchafft hatte, war ich bemühet, das Schiff flott zu machen, was, wie ſchwer es auch war, mir doch gelang. Es hing an demſelben ein zwölf Klafter langes Tau, von welchem ich ein kleines Stück abſchnitt, es aufdrehte und das Leck ausſtopfte. Ich zog es nun in einen Winkel des Fluſſes, wo es vor den aufſchlagenden Wellen ganz ſicher ſtand. Meine Beute trug ich nach Hauſe, mußte aber zwei Wege machen, weil ſie auf einmal nicht fort zu bringen war. Das Fleiſch von den Vögeln war etwas fett und wenn auch ein wenig widrig, doch gut

zu eſſen. Ich war nun mit Gewehr und Munition hinlänglich verſehen und ich ſah mit Vergnügen der Zeit entgegen, wo die Wilden Luſt hatten, mir nahe zu kommen. Das Boot ſetzte mir wunderbare Grillen in den Kopf und bei einer Pfeife Taback bekam ich Reiſegedanken, weil ich dachte, meine Inſel könne nicht aus der Welt, ſondern müſſe in dieſelbe eingeſchloſſen ſein. Ich will, überlegte ich, mir Lebensmittel ſuchen und das Boot mit Maſt und Segel verſehen und bei günſtiger Witterung mich aufs Meer begeben, vielleicht treffe ich ein Schiff oder eine bewohnte Inſel irgendwo an. Die Nation, mag ſein welche ſie will, wird ſo viel Liebe beſitzen, mich aufzunehmen. Sind es Holländer, ſo wird man mir Pardon ſchenken, weil ich für mein Verbrechen genug gebüßt habe. Es war alſo beſchloſſen, mit der Reiſe am andern Tage den Anfang zu machen. Maſt und Segel waren das Wichtigſte. Die erſte Probe mit dem Maſt fand ich, daß er allzu lang und, da ich ein Stück davon abgehauen hatte, zu kurz war und beinahe wäre ich der ganzen Sache überdrüſſig geworden; doch die ſüße Hoffnung, an einen bevölkerten Ort zu gelangen, ſpornte mich an, die Hände nicht ſinken zu laſſen. Deſto beſſer gerieth das Segel, das Boot war flott; ich ſpannte das Segel auf, um zu ſehen, ob es den erwarteten Nutzen habe, aber das Unternehmen wurde mir ziemlich verſalzen. Der Wind blies vom Lande aus

Südost und das Boot schoß wie ein Pfeil ins Meer; zu allem Glück ergriff ich das Messer, schnitt geschwind die Leinen an der Stange entzwei und nahm dem Winde die Gewalt, daß ich Zeit gewann, das Segel einzuziehen. Ich war indessen eine gute Strecke von der Insel ab und mußte laviren, weil mir der Wind widerstand. Es war Mittag, als ich abfuhr und die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, als ich in der Nähe der Sandbank war. Diese Plackerei dauerte bis in die späte Nacht, als ich matt und kraftlos nach Hause kam. Es fehlte mir jetzt weiter nichts, als Lebensmittel, zu welchen allmählich auch Rath wurde. Ich verließ die Gegend, in der ich mich eine geraume Zeit aufgehalten hatte, und schlug mein Lager am Ausfluß auf, um immer bei der Hand zu sein. Gleich die erste Nacht wurde es stürmisch; den Wind blies die Nacht und den folgenden Tag hindurch aus Norden mit untermischtem Schlagregen; dies währte bis gegen die Nacht, wo sich der Himmel aufklärte und ganz ruhig ward, außer daß ein mäßiger Wind von Norden etwas kühl war, den ich aber nicht hart empfand. Ich wickelte mich in das noch übrige Segeltuch und schlief ein und wie ich erwachte, war die Sonne bereits eine Stunde aufgegangen. Kaum hatte ich den Schlaf aus den Augen gewischt, als ich zu meinem Schreck etwa zwei hundert Schritte vom Lande ein Schiff ohne Mast entdeckte. Mit einem Sprunge

war, ich auf der erwähnten Sandbank, legte mich nieder, um zu erfahren, ob das Schiff bemannt sei; ich sah mich fast blind, aber es kam Niemand zum Vorschein. Nach kurzem Ueberlegen machte ich mein Boot leer, legte den Mast nieder, nahm meine Flinte und einige Patronen mit und ruderte auf das Schiff zu. Je näher ich demselben kam, desto mehr Merkmale äußerten sich, daß es in einem Gefechte gewesen sein müsse, weil der Kiel dergestalt durchlöchert war, daß die Stücke umher hingen und am Spiegel sich auch gleichfalls große Oeffnungen zeigten. Das Schiff selbst stand so tief unter Wasser, daß es kaum noch sechs Zoll Bord hatte. Nachdem ich mehrere Male vergebens gerufen und keine Antwort erhalten hatte, überstieg ich am Steuerbord das Schiff, ging ohne Bedenken mit aufgespanntem Hahn in die Kajüte des Kommandeurs, wo mir beim Eintritte eine Stimme auf Holländisch in die Ohren drang: Gieb doch zu trinken. Höchst erschrocken sprang ich davon, warf die Thür hinter mir zu, weil sich aber weiter nichts hören ließ, so trat ich wieder hinein und erblickte in einem Winkel einen Papagei, der dieselben Worte wiederholte. Das unschuldige Thier dauerte mich, ich nahm es in die Hand, und fuhr mit ihm nach dem Ufer, setzte es auf einen Stein, wo es, zwar sehr ermattet, doch noch einige Kraft hatte, mit dem Schnabel sich Wasser zu schöpfen. Ich holte nun einige Nothwendig-

keiten aus dem Schiffe und es wird überflüssig sein, Alles aufzuzeichnen, was ich erbeutete, da Jeder weiß, was zu einer weiten Reise für ein Schiff erfordert wird. Der Papagei flog nicht von der Stelle und ich trug ihn in die von Brettern aufgebauete Hütte, gab ihm Futter, mußte aber vielerlei Arten ihm vorlegen, ehe ich das traf, was er gern fraß. Wenn ich mich etwas ausruhete, machte mir der Vogel manchen Spaß mit seinem Plaudern. Ich sprach ihm mehrere Male meinen Namen vor, welchen er sich bald merkte und mir allemal, wenn ich zur Hütte eintrat, zurief: Martin Speelhoven, bist du wieder da? Ich hatte an dem Vogel ein solches Vergnügen, daß ich die Dukaten, die ich in einem Koffer fand, dagegen für nichts achtete. — Der Sohn unterbricht hier die Erzählung und sagt: Mein Vater erwähnt Dukaten in einem Koffer, wo sollte ich diesen nun finden? Obgleich ich Alles durchsuchte, so kam mir doch weder Koffer noch Gold zu Gesicht. Dennoch legte ich das Papier auf die Seite, durchkroch Alles und wenn ich zu Ende war, fing ich von Neuem an, ohne jedoch meinen Zweck zu erreichen. Endlich mußte ich meine Thorheit belachen, weil mir einfiel, daß die Dukaten mir hier nichts nützten. Dein Vater, sagte ich mir, der doch ein Freund von diesem Metall war, würde, wenn er gehofft hätte, seine Freiheit zu sehen, dasselbe nicht so nachlässig hingelegt haben; allem Vermuthen nach hat

er es an einem mir noch unbekannten Orte verwahrt. Dieſer Gedanke fand Beifall und aus dem Folgenden wird man erſehen, daß meine Muthmaßung Grund hatte. Der Alte fuhr in ſeinem Berichte fort. Ich habe vielleicht über ein halbes Jahr zugebracht, ehe ich das Schiff völlig ausleerte, und um Alles gegen die Beſchaffenheit des Wetters zu ſchützen, erbauete ich über den großen Vorrath, der in dem geräumigen Waarenlager nicht Platz hatte, eine Bedachung. Das Schiff mußte auf den Grund gerathen ſein und je mehr ich lichtete, deſto höher wurde der Bord, ſo daß ich der Bequemlichkeit wegen die Wand an dem Steuerbord einſchlagen durfte. In dem untern Raume war durch das eingedrungene Waſſer freilich Verſchiedenes verdorben; allein das Glück war mir zugethan; denn als das Schiff wieder flott war, trieb es ein nordweſtlicher Wind dem Strande immer näher, bis es endlich nach der Fluth ſo nahe war, daß ich ohne Fahrzeug zu ihm kommen konnte. Um das Waſſer völlig herauszulaſſen, machte ich an dem Backbord, ſo tief es gehen wollte, ein Loch, wodurch es ablief und ich nun in den untern Raum ohne Gefahr zu gelangen im Stande war. Hier traf ich einige Nachrichten, warum das Schiff verlaſſen war; es hatte nämlich ſchon ſtark gebrannt und zwar nahe an der Pulverkammer; die verſchiedenen durch Kanonenkugeln verurſachten Löcher hatten das Feuer verhindert, ſich weiter

auszubreiten, indem das Wasser durch die Oeffnungen drang. Da es nun völlig ausgeräumt war, ging ich auch über dasselbe selbst her, denn zu meinem Vorhaben war Holz nöthig. Die Reisegedanken verschwanden und ich wollte mir eine ordentliche Wohnung bauen. Ich erhielt zwei und zwanzig schöne Kanonen, welche ohne Laffetten noch am Ufer liegend, wenn das Meer abgelaufen ist, noch zu sehen sind, die ich nicht aus dem Wege schaffen konnte. Von diesen nahm ich die Räder zu meinem Wagen, der mir große Dienste leistete. Das Wohngebäude mit den Nebengebäuden, die Bäckerei, das Brauhaus, die Maschine, den Braten zu wenden, das Malz zu schroten, dies Alles wurde natürlich erst nach und nach fertig. Sechs europäische Hühner und Hahn fand ich in einem Bauer auf dem Schiffe, aber verhungert. Ich war nun Eigenthümer von funfzehn Fässern Wein, achtzehn Oxhofen Branntwein, meistens Franz, und ein großes Faß mit mehr als zweihundert Stücken Zwieback, neun Fässern eingeschlagenen Mehls, von denen zwei durch Kanonenkugeln getroffen und verdorben waren, zwei Fässern holländischer Butter. Das Pulver war auf fünf Fäßchen naß, welches ich an die Sonne schüttete und trocken anzündete, was ich hernach bereuete, weil es noch seine Wirkung hatte. Das Waarenlager wurde so gepfropft voll, daß ich kaum die Thür öffnen konnte und ich sah mich genöthigt über den kleinen Kel-

ler bei meiner Wohnung noch ein Gebäude aufzuführen. Ich hatte eine gemächliche Lebensart, mein geschwätziger Vogel, weil ihm durch das gute Futter zu wohl ward, flog davon. Beinahe vierzehn Tage blieb er weg, stellte sich aber, da er seinen Unterhalt nicht fand, bei mir wieder ein und kam in die Stube. Um ihm sein Ausreißen zu verbieten, machte ich über der Thür ein Behältniß, reichte ihm nur das halbe Futter, wodurch er ganz zahm ward und mich stets begleitete. Thee, Kaffee, Zucker hatte ich in Menge, aber ein Schluck Franzbranntwein hatte bei mir den Vorzug. — Nun kommt der Erzähler auf die Begebenheit, wie er seinen Sohn antraf und bediente sich harter Ausdrücke. Man muthe, sagt der Sohn, mir nicht zu, einen Mann, der wirklich mein Vater war, von einer sehr unrühmlichen Seite zu zeigen, ich verehre ihn dennoch als meinen Vater. Als ich ihn das erste Mal in seiner Behausung überraschte, war er wegen der unvermutheten Gegenwart eines Unbekannten so entrüstet, daß er mir den Tod schwur. Verschiedene Blätter hatte er aus seiner Beschreibung gerissen, warum, weiß ich nicht. Ob er mich vielleicht gekannt, bezweifle ich, denn ich war zehn Jahre alt, wie wir getrennt wurden und gegenwärtig war ich ein Mann geworden. Außerdem war es etwas Wunderbares, Vater und Sohn an einem so entfernten Orte, von aller Gesellschaft ausgeschlossen, beisammen zu finden. Am

Ende seiner Erzählung fügt er noch eine Beschreibung der Insel bei. Nach ihrer Größe, sagt er, hält sie von Osten nach Westen zwölf Meilen, die Breite von Norden nach Süden ist ungleich, in der Mitte mag sie halb so breit sein, weiter westwärts läuft sie etwas schmäler ab. In dem Winkel gegen Nordwest fand ich die Ruinen eines Forts, welches die Spanier erbauet haben, zu welcher Meinung mich ein aufgestecktes spanisches Kreuz führte, nebst einem Seil, woran eine hölzerne Tafel hing, in die wahrscheinlich dieselbe Schriftsprache eingegraben war. Da Beides für mich keinen Nutzen hatte, so zerschlug ich es. Daß ein Schiff während meines Aufenthalts hier landete, ist nicht wahrscheinlich, weil sich keine Spur hiervon äußerte, und ich muß mit Gewißheit darauf rechnen, daß ich hier mein Leben zu beschließen gezwungen bin. So wird es, setzte der Sohn am Ende der Geschichte hinzu, mir auch gehen, und Thränen entquollen meinen Augen, nur nicht auf eine gleiche unglückliche Art. Vielmals wünschte ich nur, dieses Papier nie gesehen zu haben, denn ich war lange sehr niedergeschlagen und obgleich ich einen großen Reichthum um mich hatte, so wagte ich doch kaum einen Schritt darnach zu thun. Der Wein und Branntwein waren sehr zur Neige gegangen; ich durfte indessen hoffen, daß nach der Angabe meines Vaters irgendwo noch etwas vorhanden sei. Er hatte alle Winkel erforscht,

während ich nur sehr wenig von der Gegend kannte. Es würde mich mit Furcht erfüllet haben, wenn mein Vater mehr als einmal Wilde gesehen hätte.

27. Capitel.

Martin fährt in seiner Erzählung fort.

Ich machte einen zweiten Versuch mit dem Brauen, der wohlgerieth, daß ich mir fast den Gedanken, das Waarenlager aufzusuchen, ganz aus dem Sinn schlug. Da nun alle Thüren mit Schlössern versehen waren, zu denen ich die Schlüssel hatte, bemerkte ich, daß noch ein Schloß übrig war, das vielleicht zu der erwähnten Niederlage gehörte. Ehe ich nun meine Neugierde befriedigte, säete ich Erbsen aus, welche ich meist grün genoß und nahm mir vor, zum Zeitvertreib die Gegend, wo der Fluß ins Meer fällt, zu besuchen, wo ich neben dem bekannten Boot ein plattes Fahrzeug antraf. Beide waren schon alt. Auf der Sandbank lagen verschiedene Trümmer von einem gescheiterten Schiffe, die mein Vater wol aus Unachtsamkeit hatte dort gelassen. Doch trieb mich der Wunsch, das Behältniß, wozu ich den Schlüssel hatte, zu öffnen, zu einer baldigen Rückkehr an. Neben dem Ufer des Flusses befand sich eine Ebene von einigen hundert Schritten, es schien mir eine Art Fahrweg auf derselben gewesen zu sein, den ich verfolgte, bis er sich in dem Grase verlor. Nordwärts fiel es

etwas ab, und hatte das Anſehen, als ob durch Fleiß ein Weg bis an die Höhe abgeſtochen ſei, ſo daß er von beiden Seiten durch die Anhöhe gedeckt war. Das Ende brachte mich auf einen weiten Platz, rings umher mit Geſträuch bewachſen und meines Erachtens war hier das Waarenlager; aber es gelang mir nicht, es zu entdecken, ich ging unverrichteter Sache zu Hauſe. Den andern Tag erneuerte ich das Suchen und in einer Zeit von vierzehn Tagen war wol fünfmal mein Weg vergebens geweſen. Allein zum ſechsten Male gelang es mir blindlings, da ich zuvor immer vorbeigegangen war. Hinter dem Geſträuche war ein Abweg, durch welchen man faſt um die Hälfte zeitiger, als auf dem vorigen zum Boote gelangen konnte. Der äußerſte Eingang war durch dichtes Gebüſch verdeckt, welches mein Vater mit Fleiß dahin gepflanzt haben mogte, um den Zugang unkenntlich zu machen. Bei der Eröffnung fand ich, daß mein Vater weniger angegeben hatte, als ſich wirklich daſelbſt befand. Acht Fäſſer Wein, neun Stück Fäſſer Branntwein waren noch vorräthig. Ich erinnerte mich, gehört zu haben, daß, wenn die Weinreben anfangen im Frühjahr zu thränen, der Wein in den Kellern ſich von ſelbſt anfülle, zu einer andern Zeit aber ſtärker, als gewöhnlich, gähre; ob dieſes Grund hat, mögen diejenigen beurtheilen, welche mit Wein umgehen. Ich erwähne dies nur, weil die Fäſſer faſt bis zum Ueber-

laufen angefüllt waren. Das große Branntweinfaß war schon angezapft und schien Fusel zu sein. Ueber dieses Alles hatte ich nun eine unbeschränkte Macht. Vier Säcke mit Kaffeebohnen standen zur Seite, ich ließ sie unberührt, denn mir lagen die Dukaten am Herzen, die ich endlich im Koffer fand. So groß das Verlangen darnach war, so war doch die Freude darüber so groß nicht, wie ich in der Hitze mir geträumt hatte; ich ließ es lediglich genug sein, daß ich Besitzer davon war. Sieben Jahre war ich nun hier und fast jedes Jahr hatte mir etwas Neues gebracht; ich wünschte nun, es möge das achte Jahr die Neuigkeit verkündigen, aus dieser Einöde wieder erlöset zu werden. Ich gestehe, daß bei allem Ueberfluß die Sehnsucht nach menschlicher Gesellschaft immer die Oberhand behielt. Ich hatte zwar von meiner Jugend an vielerlei Arten von Menschen aus allen Ständen kennen gelernt und Viele als Wesen gefunden, die Verachtung verdienten. Dieses hätte mich billig abschrecken sollen, mich unter einen Haufen von Leuten zu wünschen, welche in einem wüsten Leben ihre Glückseligkeit suchen. Unterdrückung, Neid, Verfolgung hatte ich hier nicht zu befürchten, allein der Mensch ist dazu geboren, gesellig zu leben. Ich konnte mein Schicksal weiter in nichts ändern, aber wohl erleichtern oder beschwerlich machen, ich mußte mich in Geduld fassen. Seit der Zeit, wo ich mit dem Schaafe so wunderliche

Begebenheiten gehabt hatte, war von mir keins wieder geholt. Ich packte, um ein Schaaf zu erhalten, das nöthige Geräth auf den Wagen und fuhr nach den Pomeranzenbäumen und, ließ diesen hier, hing eine Flinte auf den Rücken, steckte das Handbeil in den Gürtel und wendete mich nach Nordwest, um die Gegend zugleich in Augenschein zu nehmen. Auf dem Wege fand ich zu meinem Erstaunen die schönsten Feigenbäume von außerordentlicher Größe und ich wünschte die vielen auf der Erde liegenden Feigen in Europa verkaufen zu können, was keine geringe Summe eingebracht haben würde. Ich verzehrte, nachlässig an den Baum gelehnt, einige, als mir vorkam, eine klägliche Menschenstimme lasse sich hören und je mehr ich aufmerkte, desto wahrscheinlicher war es, daß ich mich nicht täusche. Das Herz schlug heftig, eine Menschenstimme zu vernehmen. Es fiel mir ein, ob nicht vielleicht Krokodille diesen Laut von sich geben. Ich ging mit starken Schritten dem Schalle nach; die eben kommenden Schafe ließ ich laufen, verfolgte vielmehr den Weg nach dem sich verdoppelnden Geschrei. Die Gegend hatte eine Anhöhe, die ich übersteigen mußte. Kaum war ich oben und ich sah mit Entsetzen einen Mann, der ein Frauenzimmer mißhandeln wollte, die sich aber kräftig wehrte, so daß es schien, als ob sie siegen werde. Da ich bemerkte, daß der Kerl mit einem Messer dochte, sprang ich in möglichster Ge-

schwindigkeit hinzu und rief: „Heda, was macht Ihr hier?“ Dieses war hinreichend, den Menschen in Furcht zu setzen; er ließ ab und stellte sich mir gegenüber. Ich hatte das Bajonett aufgesteckt und that so, als ob ich ihm einen Stoß geben wolle, worauf er einige Schritte zurückwich. Unterdessen hatte das Frauenzimmer Zeit, sich aufzuraffen. Sie redete mich in einer mir unbekannten Sprache an, worauf ich durch Kopfschütteln anzeigte, daß ich sie nicht verstände. Sie forderte durch Zeichen mich auf, den Kerl zu erschießen, was ich, um keine Mordthat zu begehen, verweigerte. Ich reichte ihr die Flinte, die sie nicht so schnell in ihrer Gewalt hatte, wie der Schuß geschah. Der Kerl ergriff die Flucht, lief aber kaum zwölf Schritte, als er niederstürzte. Aus ihren freundlichen Geberden schloß ich, daß es ihr angenehm war. Sie gab mir die Flinte zurück und wünschte, daß ich noch einmal laden möge.

28. Capitel.

Martin Speelhoven bekommt Gesellschaft.

Als dies geschehen war, wollte ich ihr die Flinte wieder übergeben, was ihr, wie sie später gestand, ein großes Vertrauen zu mir einflößte. Sie nahm sie nicht an und winkte ihr zu folgen. Wir naheten uns dem in seinem Blute sich herumwälzenden Menschen. Ihr Haß gegen ihn ging so weit, daß sie ihm mit dem

Fuße in den Nacken trat, ſo daß er in wenigen Minuten den Geiſt aufgab. Als ſie ſich von ſeinem Tode überzeugt hatte, zog ſie ihm eine Uhr aus der Taſche und reichte ſie mir aus Dankbarkeit mit einem freundlichen Geſicht, das mir theuer war, als zehn dergleichen Uhren. Ich hatte noch nicht vergeſſen, wie man ſich gegen Frauenzimmer zu benehmen habe; allein dieſe erſchütternden Umſtände hatten uns Beide in Verwirrung gebracht. Die Kleider hingen ſtückweiſe um den Leib; ja einige Theile waren faſt entblößt. Da ſie nun etwas zu ſich gekommen war und ſich ſelbſt betrachtete, fing ſie bitterlich an zu weinen und wir ſahen eine ganze Weile uns ſtumm an. Das Schlimmſte war, daß wir uns nur durch Zeichen behelfen mußten. Ich nöthigte ſie mit einem Kompliment, mit mir zu gehen. Sie lächelte und winkte, ſie nach einem kleinen Gehölze zu begleiten, wo ich mit vieler Verwunderung eine Laubhütte anſichtig wurde. Ich geſtehe, daß ich Furcht empfand, ob nicht noch mehr Menſchen hier ſich aufhielten, allein die Furcht war ohne Grund, denn außer uns Beiden war hier keine lebendige Seele. Wir hatten dieſe Hütte eben erreicht, als das Frauenzimmer höchſt ermattet ſich auf den Boden hinſtreckte. Ich war hungrig und durſtig und bis zu dem Wagen, auf welchem Lebensmittel lagen, wagte ich augenblicklich nicht zu eilen, weil ich dachte, ſie könne es übel nehmen, wenn ich bei ihrem Erwachen nicht gegenwärtig wäre,

aber aufrichtig zu bekennen, ich war in Angſt, ſie könne in meiner Abweſenheit mir entſchlüpfen. In der Laubhütte war noch eine Schlafſtelle und ein Behältniß, in welchem ſich ihre Habſeligkeiten befanden. In einem Winkel war ein Loch in die Erde gegraben, worin ein Fäßchen Wein, aber weder ein Glas noch ſonſt etwas lag; ich hob das halbleere Fäßchen mit leichter Mühe auf, deſſen Inhalt aber matt und ſauer war. In einem Sack fand ich weißes Brod, das mir gut ſchmeckte und während ſie immer noch ſchlief, rauchte ich eine Pfeife Taback. Endlich ſtand ſie ſehr aufgeräumt auf und blieb vor mir ſtehen, um vielleicht meinen Willen zu vernehmen. Mir war es höchſt verdrießlich, ſtumm ſein zu ſollen. Ich verſuchte, ſie zu fragen, ob ſie nicht etwas deutſch verſtehe und ob ſie ſich wolle gefallen laſſen, mich nach meiner Behauſung zu begleiten, worauf ſie zu meiner Freude ein Ja antwortete. Ich wanderte nun mit ihr zu meinem Wagen, bei deſſen Anblick ſie herzlich lachte und ging langſam hinterher, was ich ihrer Mattigkeit zuſchrieb. Kurz wir begrüßten froh mein Haus, wo ich ſie bat, ſich auf einen Stuhl niederzulaſſen, dann in den Keller lief, ihr einen Becher Wein vorzuſetzen, der als ein ſilberner bei ihr nicht wenig Verwunderung verurſachte. Ich lud ſie zum Trinken ein und fragte, ob ſie auch Hunger habe; weil ich ohne Antwort blieb, da ſie mich wahrſcheinlich nicht ver-

standen hatte, so holte ich ein Stück Braten, was am vorigen Sonntag übrig geblieben war, deckte den Tisch und setzte Alles ihr vor. Alles was ich that, schien sie zu überraschen und erst auf mein inständiges Anhalten aß und trank sie mit gutem Appetit, sah sich aber zuweilen sehr schüchtern um. Ich merkte, daß sie sich fürchte; eröffnete ihr indessen, daß sie nicht die geringste Ursache habe, ängstlich zu sein, sie sei außer aller Gefahr. Ja gab sie zur Antwort; es war doch etwas. Meinen so angenehmen Gast nach Kräften zu bewirthen, wollte ich einige Trauben holen, weil sie nach meiner Meinung reif sein mußten. Ich bat also um Entschuldigung, sie eine Weile zu verlassen; sie gab durch Zeichen zu erkennen, daß sie mit mir gehen wolle, was ich mir sehr gern gefallen ließ. Beim Hinausgehen wies sie auf die Flinte; ich bedeutete ihr, daß diese nicht nöthig sei. Was für eine Rolle ich damals spielte, ist leichter zu denken, als nach der Wirklichkeit zu schildern; so sehr ich mich auch in Acht nahm, mich nicht all zu bloß zu stellen, so war es doch nicht möglich, hinter dem Berge zu halten. Unser gegenseitiges Benehmen bestand darin, daß wir uns zuweilen ansahen, auch wol Beide zugleich lachten. Ich stieg also in die Höhe, wohin sie mir auch folgen wollte, woran ich sie jedoch verhinderte. Ich fing vier Stück Tauben, begab mich dann nach dem Schotenfeld und las ein Gericht zusammen. Nach

unſerer Rückkehr nahm ich ihr die Tauben wieder ab, um ſie für den Abend zurecht zu machen. Als ſie meine Abſicht ſah, ergriff ſie die Tauben und ſprach: „Ich koch'.“ Das wird gut gehen, dachte ich. Ich war dabei nicht müſſig, trug Waſſer und andere Bedürfniſſe herbei und machte Feuer an. Sie erwies ſich gleich ſo geſchäftig, als wenn ſie ſchon lange mit mir hausgehalten hätte. Da das Eſſen fertig war, trug ſie es auf und wir ſetzten uns zur Tafel. Ich hatte ihr wieder Wein vorgeſetzt, ich ſelbſt trank Bier. An der Farbe ſah ſie, daß ich ein anderes Getränk hatte und durch eine Verbeugung bat ſie ſich das Glas aus, behielt es, woraus ich ſchloß, daß Bier ihr lieber als Wein war. Während der Mahlzeit hätte ſie gern über dieſes und jenes Kunde erforſcht; allein wir verſtanden uns nicht, wiewohl ihr Manches aus dem Deutſchen nicht unbekannt war. Unter anderm fragte ſie: „Wie viel Menſch?“ ob ſie wiſſen wollte, wie viel Perſonen zu meinem Haushalte gehörten oder wie viele Einwohner auf der Inſel wären, konnte ich aus ſo wenigen Worten nicht abnehmen. Ich antwortete ihr: „Außer uns Beiden iſt auf der ganzen Inſel keine lebendige Seele!“ Sie erwiederte: „Ich verſteh'.“ Nach aufgehobener Tafel, wobei ſie ſehr emſig war, ging ſie mit gefalteten Händen im Zimmer auf und ab und meine Pfeife bemerkend, reichte ſie dieſe mir und wies, mir eine Pfeife einzuſtopfen.

Ich dachte, sie wünsche selbst zu rauchen, machte sie in Ordnung, zündete sie an und bot sie ihr dar. Sie schlug sie indessen aus und sagte mit einer lächelnden Miene: „Sie selber schmauch!“ Um ihr einigen Zeitvertreib zu verschaffen, führte ich sie zu den Fischreusen, zog zwei heraus, welche von Fischen wimmelten, woran sie ein besonderes Wohlgefallen zeigte. Von da brachte ich sie nach dem Wasserrade, erklärte ihr den Nutzen desselben, dann nach dem Backofen und dem Brauhause, endlich in den Bier- und Weinkeller, was Alles sie mit großer Bewunderung in Augenschein nahm. In dem Vorrathsgewölbe neben der Küche zog besonders eine Kaffeetrommel nebst der Mühle ihre Aufmerksamkeit auf sich; als ich sie fragte, ob sie eine Liebhaberin von dergleichen Getränken sei, sah sie mich freundlich an. Als ich dazu noch einen großen Vorrath von Bohnen und von Zucker zeigte, schien sie ungemein erfreut zu sein. Mit ähnlichen Beschäftigungen unterhielten wir uns bis zur Abendmahlzeit; sie genoß aber wenig. Nun mußte ich, ehe es finster ward, ihr auch ihre Schlafstelle anweisen, führte sie in die Kammer, zeigte ihr die vorräthigen Matratzen und Decken. „Hier,“ sagte ich, „ist bisher meine Schlafstelle gewesen; ich überlasse es Ihrer Willkür, wo Sie schlafen wollen und wo ich künftig schlafen soll.“ Nachdem sie eine Weile mit sich zu Rathe gegangen war, machte sie in einer Nebenkammer ein

Bett zurecht und in einem andern Gemach das andere, jenes sollte für sie, dieses für mich zubereitet sein. Zum Schlaftrunk holte ich etwas Branntwein, wogegen sie sich sehr sträubte. Hierauf legten wir uns zur Ruhe; wie wenig ich in der Unruhe zum Schlafen kommen konnte, das mögen die Leser sich vorstellen. Den Gedanken an eine Thorheit überwand ich mit aller Macht. Sie war ungefähr zwanzig Jahre alt, von mittlerer Größe, sah sehr wohl aus und der Vorfall mit dem Kerl, der wahrscheinlich ihre Ehre angreifen wollte, wogegen sie sich muthig wehrte, flößte mir Ehrfurcht gegen sie ein. Ich wußte weder ihren Stand, noch ihr Vaterland. Das Frauenzimmer regte sich verschiedene Male, weßhalb ich ihr zurief, ob ihr etwas fehle; die Antwort war: „Nur schlaf' Sie". Gegen den Morgen hatte ich doch zwei Stunden sehr wohl geruhet und beim Erwachen war es schon hell und da ich merkte, daß sie noch sanft schlief, schlich ich behutsam aus der Kammer, um den Thee zu bereiten; ehe ich aber damit zu Stande kam, stand sie schon in der Thür und sah sich um. Wir boten einander einen guten Morgen und sie war sehr aufgeheitert. Den Thee tranken wir unter sehr gebrochenen Gesprächen. Sie war betrübt, daß sie sich nicht deutlich ausdrücken könne und verlangte von mir in der deutschen Sprache Unterricht, den ich ihr gern nach meinem Vermögen ertheilte. Ich machte den Anfang

damit, daß ich verſchiedene Dinge, welche täglich vor Augen waren, mit dem Namen bezeichnete. Bei dieſer Gelegenheit fragte ich ſie, in welchem Lande ſie zu Hauſe gehöre und ſie berichtete, ſie ſei eine Engländerin. In voriger Nacht war mir eingefallen, den todten Menſchen nicht unter freiem Himmel liegen zu laſſen, ſondern ihn zu begraben. Sie begleitete mich, nachdem wir ein Frühſtück eingenommen hatten. Bei den Pomeranzenbäumen machten wir, wie gewöhnlich, Halt und dann ging es in die Gegend, wo ich ein Schaaf zu belauern gedachte. Kaum daß ich überlegte, ob ich es mit der Schlinge oder mit dem Gewehr gewinnen ſolle, kam die Heerde heran und ich bemächtigte mich aus dem Hinterhalte eines kräftigen Schaafes, band ihm die Beine und legte es auf den Wagen. Hernach ſuchten wir den todten Körper auf, dem ich eine Gruft machte, in welche ich ihn einſenkte. Unterdeſſen hatte ſich meine Gefährtin verloren, kam aber bald wieder zurück, als ich mit meiner Verrichtung zu Ende war. Sie reichte mir bei ihrer Ankunft eine Weintraube, die ich auf der Inſel nicht erwartete. Sie nahm mich bei der Hand und führte mich an einen Ort, wo einige zwanzig Stöcke, welche ſich an Bäumen gehängt hatten, ſo voll Trauben waren, daß man faſt kein Blatt ſah. Von da verfügten wir uns nach der Stätte ihres vorigen Aufenthalts, wo das Zelt abgebrochen, die Hütte der Erde gleich gemacht

und Alles, was einigen Werth hatte, mitgenommen wurde. Nämlich eine Flinte, zwanzig Schüsse Pulver, ein Fäßchen Wein, acht Stück weißes, schon hart gewordenes Brod. Zugleich winkte sie, daß noch ein Fahrzeug am Ufer stehe, in welchem sich auch Manches befinden würde, was wir gebrauchen könnten; wir hatten uns aber nicht aufzuhalten, und verschoben den Weg auf ein ander Mal, weil ich Trauben abzuschneiden und das Schaaf nach Hause zu bringen wünschte. Ich hatte eine volle Ladung und alles Widerspruchs ungeachtet half sie mir, um mir das Fuhrwerk zu erleichtern, treulich ziehen und ich freute mich innigst über die mir gewordene Hülfe. Bei unserer Heimkunft zertheilte ich das Schaaf; meine Freundin trug Wasser herbei und bestellte die Küche. Es war ein Vergnügen, daß Alles in seiner Ordnung erfolgte. Während der Mahlzeit fragte sie mich, wann wir die Trauben holen wollten, worauf ich entgegnete, daß es den Montag geschehen könne. „Also," erwiederte sie, „haben Sie die Tage zu unterscheiden wissen?" „Ja, Fräulein," sagte ich, „übermorgen ist Sonntag, den ich mir vorzüglich angemerkt habe;" ich theilte ihr auch mit, daß es beinahe acht Jahre seien (welche Zahl ich ihr an den Fingern wies), seit welchen ich mich auf dieser Insel befände. Ihre Meinung hierauf war, daß sie kein Jahr überleben würde, wenn binnen der Zeit keine Erlösung erfolge, ungeachtet sie wol einsehe, daß sie hier Hun-

gers zu sterben nicht zu befürchten habe. Es wird sich wol geben, dachte ich; mir war schon ein Monat zu lang, die Zeit und die Unmöglichkeit bringen schon andere Gedanken. Auf den Morgen eintretenden Sonntag machte ich schon am Sonnabend das Fleisch zurecht, trug es bis auf ein Hintertheil in den Bierkeller, wo es frisch blieb und gegen Abend legte ich mir Wäsche heraus und nahm mir vor, mich recht herauszuputzen. Bei dem Anblick der Wäsche vergoß das gute Kind die bittersten Thränen, weil sie diese nicht hatte, woran ich in Wahrheit nicht gedacht hatte. Ich war sofort bereit dem Uebel abzuhelfen, eilte in die Kammer und brachte aus dem Kasten zwei Stück Leinwand herein, und in dem Schranke war Alles, was zum Nähen diente; das legte ich ihr vor und sie wurde in eine Freude versetzt, daß sie sich kaum zu fassen wußte. Sie drückte meine Hand so fest, daß ich beinahe geschrien hätte, machte sich ungeſäumt über die Leinewand her und schnitt sich ein Hemd zu. Es war eine Lust anzusehen, wie sie arbeitete; ich ließ sie ungestört, stak mir die Pfeife im Munde vor die Thür und benutzte diese Gelegenheit, ihr Kaffebohnen zu holen. Da aber der Hin- und Herweg mehr als eine Stunde forderte, so verdoppelte ich meine Schritte, nahm auch nur einen kleinen Vorrath, um desto ungehinderter zu gehen. Allein ich war noch nicht zu dem Stege gekommen, als ich ein durchdringendes

Geſchrei hörte und weil ich nicht ſo geſchwind, wie nothwendig war, laufen konnte, ſo rief ich aus vollem Halſe, daß die Gegend davon erſchallte. Bald erblickte ich das Frauenzimmer, die faſt athemlos über den Steg flog und nachdem ſie ſich etwas erholt hatte, mir Vorwürfe machte, daß ich heimlich fortgeſchlichen wäre; ſie habe geglaubt, mir ſei ein Unfall begegnet. „Fräulein," entſchuldigte ich mich, „daß ich ſo ſtill fortgegangen bin, iſt Ihnen zur Liebe geſchehen." „Ei," fiel ſie mir in die Rede, „wiſſen Sie denn das Wort Liebe noch zu nennen? Ich glaubte, da Sie in ſo vielen Jahren es nicht in der Uebung erhielten, Sie würden ſich hierauf nicht mehr beſinnen?" Der Leſer darf ſich nicht vorſtellen, als ob ſie in einigen Tagen der Sprache ſo kundig geworden ſei, wie Jemand, der ſie von Jugend auf lernt; ich ſetzte des Zuſammenhanges wegen ihre unvollkommene Rede in Ordnung zuſammen. Sie verſtand mich vollkommen, hatte auch ſchon früher etwas Deutſch gelernt; ihre Lehrerin war ihr, da ſie ſieben Jahre alt war, geſtorben und ſie hatte dann dieſe Sprache außer Acht gelaſſen. Dazu kam, daß die Lehrerin hochdeutſch redete, während ich als ein Niederländer etwas gebrochen mich ausdrückte, obgleich mein Pflegevater, der Pfarrer, mir Vieles abgewöhnte. Zu meiner Vertheidigung zeigte ich ihr die Kaffeebohnen und ſetzte hinzu, daß ich ſie in ihrer Beſchäftigung nicht habe

ſtören wollen. „Ihre Perſon," unterbrach ſie, „iſt mir zu theuer, als daß ich den Gedanken ertragen könnte, allein zu ſein; wäre ich nicht die Unglücklichſte in der Welt, wenn Sie mir durch einen Zufall entriſſen würden?" Meine vielen Dukaten ſchätzte ich viel zu wenig gegen eine ſolche Erklärung, die ich zu meinem Vortheil auslegte. Dieſer Streit war geſchlichtet und ich verſprach, künftig ohne ihr Wiſſen nichts zu unternehmen. Sie hatte ſich beim Laufen ſo abgemattet, daß ſie ſich verſchiedene Male auf meine Achſel lehnte, um etwas zu ruhen. Die unterbrochene Rätherei wurde zur Seite gelegt und ſie ging zu Bett; ich aber war beſchäftigt, etwas Kaffee zu brennen. Da ich nun ebenfalls mich der Ruhe übergeben wollte, ſtand ſie auf und ſagte: zur Strafe müſſe ich nun mit ihr wachen, was ich mir ſehr wohl gefallen ließ und mit dem Kaffee die erſte Probe machte. Noch vor Anbruch des Tages brachte ſie ihr Werk zu Stande und hernach genoſſen wir noch ein paar Stunden der Erholung durch den Schlaf. Wie Alles, ſo war auch die Art, den Braten zu wenden, ein Gegenſtand der Verwunderung. Während ſie die Küche beſorgte, zog ich mich reinlich an, verkürzte nach aller Möglichkeit mit Hülfe einer Scheere mir den Bart und durch Uebung brachte ich es ſo weit, daß mein Geſicht ganz glatt wurde. In dieſer Verrichtung traf ſie mich an und lachte über dieſe ſeltſame Art, den Bart abzunehmen.

Als ich fertig war, trat ich vor sie hin und fragte, wie ich ihr gefalle? Zweimal, gab sie zur Antwort, und verschloß sich in ihre Kammer, um sich anzuziehen. Ich ging unterdessen vor die Thür, wohin sie auch bald kam und mit einem freundlichen Gesichte fragte: „Nun will ich mich auch unterstehen, zu fragen, ob ich Ihnen gefalle?“ Ich gab bewegt zur Antwort: „Warum sollte mir ein so englisches Bild nicht gefallen?“ Mit diesem Worten raubte ich ihr einen Kuß und zwar den ersten, den ich in meinem Leben einem Frauenzimmer gegeben hatte. Ich dachte wunder, wie klug ich gehandelt; sie stieß mich mit solcher Heftigkeit zurück, daß ich fast gefallen wäre. Daß sie dies bereuete, merkte ich, weil sie mir die Hand bot. „Diese Kühnheit,“ erklärte sie, „hätte ich mir in Wahrheit von Ihnen nicht versehen.“ Ich entschuldigte meine Freiheit und versprach mich zu bessern. Wir setzten uns zu Tische; allein es herrschte eine allgemeine Stille und obgleich ich durch ein angeknüpftes gleichgültiges Gespräch den Vorfall in Vergessenheit zu bringen suchte, so offenbarte sie durch ein finsteres Gesicht ihren Unwillen nur allzusehr. Nach dem Essen begab sie sich mit niedergeschlagenen Augen in einen Winkel und schien betrübt zu sein. Es war unmöglich, sie in dieser Traurigkeit zu sehen; ich nahete mich ihr und hob folgendermaßen an: „Sagen Sie mir um's Himmels willen, wie Sie um einer solchen Klei-

nigkeit wegen einen Haß auf mich zu werfen vermögen, da es doch in der größten Unschuld geschah.“ „Was hat die Unschuld hiermit zu thun?“ erwiederte sie. „Es ist mein Unglück ohnedies auf den höchsten Grad gestiegen; die schändlichste Aufführung eines Menschen hat mich zu Boden gedrückt; er hat mich den Armen meines Vaters entrissen, der mich zärtlich liebte; ich habe zwar Rache geübt, aber auch meine Hände mit Blut besudelt. Das Schicksal hat mich einem Manne übergeben, zu dem ich alles Zutrauen gehabt; aber wollen Sie wol glauben, daß sich dieses Vertrauen um ein Bedeutendes verminderte? Wir haben uns erst seit einer kurzen Zeit kennen gelernt, ich hielt mich unter Ihrem Schutz hinlänglich sicher; aber habe ich mir von Ihnen nicht allzuviel versprochen?“ „Werthes Fräulein,“ antwortete ich ziemlich beschämt, „ich muß Ihnen beistimmen, daß ich Ihre Güte einigermaßen mißbrauchte; allein Sie erlauben, wenn ich behaupte, Sie gehen zu weit. Daß ich so dreist war, Ihnen einen Kuß zu geben, geschah aus der reinsten Absicht; noch nie durfte ein Frauenzimmer mir nachsagen, ich hätte ihr die mindeste Gunstbezeigung erwiesen, am allerwenigsten, daß ich ihr einen Kuß gegeben hätte.“ „Sonach,“ fiel sie mir in's Wort, „bin ich die erste, aber vielleicht auf dieser Insel?“ „Sie belieben zu scherzen,“ redete ich weiter; allein ich versicherte zugleich, daß es mir so leicht nicht wieder einfallen solle, weil

der erste Versuch mir zu sehr vergället worden sei.“ „Werther Freund,“ sagte sie nach Beendigung meiner Rede, man nehme die gesunde Vernunft zu Rathe; ein Kuß verschmälert einem ehrliebenden Frauenzimmer ihre Ehre im Mindesten nicht; Sie überlegen aber, welcher Nutzen würde uns auf diese Weise zuwachsen; die ganze Sache besteht nur in einer leeren Einbildung; die Freundschaft, die wir uns schuldig sind, kann und wird ohnedies von Dauer sein. Das Vergangene wollen wir vergessen, ich sage mit aufrichtigem Herzen, Ihre Person ist mir werth; haben Sie für mich gleiche Achtung, so geben Sie mir die Hand, daß Sie, so lange es Gott gefällt, mich als eine wahre Freundin ansehen wollen.“ „Dafür habe ich Sie,“ war meine Antwort, „bei dem ersten Anblick gehalten,“ reichte ihr die Hand, welche sie auf's Zärtlichste drückte. Das Versprechen war kaum gethan, als ich es schon wieder aus der Acht ließ und zu mehrer Bestätigung ihr die Hand küßte. Die Strafe lief dieses Mal gnädig ab; sie zog dieselbe zurück und sagte: „Wir wollen, wenn Ihnen gefällig ist, ein wenig spazieren gehen und versprochenermaßen die gerühmten Reichthümer in Augenschein nehmen.“ Ich wollte wie bisher mit Komplimenten meine Höflichkeit zeigen; allein sie benutzte diese Gelegenheit, mir zu eröffnen, daß diese Eitelkeit bei unsern gegenwärtigen Verhältnissen etwas Ueberflüssiges sei, „künftig,“ erklärte sie, „wollen wir uns schlechthin

bei anderen Namen rufen und Sie können mich Karoline nennen; ich werde auch bei Ihnen den Geschlechtsnamen weglassen." Dies war ganz nach meinen Wünschen und ich erwiederte ihr: „Nun, Karoline, so kommen Sie, ich werde alle meine Schätze aufthun." Hiermit wanderten wir nach der großen Niederlage; je weniger sie an meine Mittheilung geglaubt haben mogte, desto größer war ihr Erstaunen. Nachdem wir Alles betrachtet hatten, ließen wir uns nieder, um ein Glas Herzensstärkung einzunehmen. „Da ich," hub sie an, „hier länger mich aufzuhalten gezwungen bin, als ich gedachte, so bitte ich Sie um das Nöthige, mir einen leichten Anzug zu machen?" „Sie haben," antwortete ich, „nicht zu bitten; zu Allem, was zu unserm Eigenthum gehört, hat der Eine so viel Recht, als der Andere." Wir besahen Alles und gingen dann ruhig nach Hause. Ehe es noch völlig dunkel ward, geschah wieder ein neuer Auftritt. „Martin," sagte sie, „gewiß wird es Ihnen nicht zuwider sein, wenn ich der Ansicht bin, daß es nicht gut sei, wenn wir Beide so nahe bei einander schlafen; der Eine fällt dem Andern wider Willen beschwerlich." „Sie mögen in der verwichenen Nacht einen schweren Traum gehabt haben, daß sie laut riefen, worüber ich vor Schrecken schrie; es soll mich die Mühe nicht verdrießen, alle Abende ein Bette in die Stube zu machen, da dem Wirthe der Vorzug gebührt, sich unter

Beiden eins zu wählen.“ Damit sah sie mich an, um meine Antwort zu hören. „Werthe Karoline,“ entgegnete ich, „das vermeinte Recht, welches Sie mir einräumen, trete ich völlig ab; auf Sie kommt es an, sich eine Schlafstelle zu erwählen. Nach meiner Ueberzeugung aber sind Sie in der Kammer besser als in der Stube aufgehoben, weil ein furchtsames Frauenzimmer lieber an einem bekannten Orte schläft, als an einem unbekannten.“ „Ich hege nicht die mindeste Furcht,“ fing sie das Wort auf; „jedoch da Sie sich erbieten, den Platz, der mir als einem aufgenommenen Gast nicht zukommt, mir abzutreten, so werde ich von Ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch machen.“ Die wahren Absichten bei dieser Veränderung konnte ich ohne Kopfbrechen errathen und mußte ihr beipflichten, wodurch wir in so weit geschieden waren. Karoline nahm sich nun der ganzen Hauswirthschaft an. Am Montag wollte ich nun die neu entdeckten Trauben abschneiden, ich lud daher auf den Wagen ein halb durchgesägtes Weinfaß, um die Trauben hinein zu thun; Karoline aber bat mich, dieses Geschäft noch einen Tag zu verschieben, weil sie sich von Kattun einen Anzug vorher zu verfertigen wünsche, indem sie nicht zugab, daß ich allein gehe, sondern vielmehr mir hülfreiche Hand leisten wolle, was ich mir gern gefallen ließ. Ich muß ihr zum Ruhm nachsagen, daß sie sowohl in der Haushaltung,

als auch in den weiblichen Handarbeiten ungemein geſchickt war, während Viele ihres Gleichen es als etwas Unnützes anſehen, wenn ſie im Wohlſtande Andern ſolche Geſchäfte überlaſſen. Wir fuhren alſo den beſtimmten Tag nach dem Weinberge, hatten aber noch nicht die Hälfte der Arbeit vollbracht, als das Gefäß ſchon halb voll war. Daher mußten wir den andern Tag noch einmal hin. Was ich mit den vielen Trauben anfangen ſolle, wußte ich nicht. Vier Augen, pflegt man zu ſagen, ſehen mehr als zwei und Karoline gab mir verſchiedene Vorſchläge, auf die ich nicht leicht gekommen wäre. „Wir wollen," ſagte ſie, „die Trauben auspreſſen und in das Fäßchen, das mit herübergebracht iſt, den Saft füllen und wir werden auf unterſchiedene Weiſe Nutzen davon haben; wir können mit unſerer Speiſe wechſeln und auch den Abgang in den großen Fäſſern erſetzen. Dieſer vortheilhafte Rath wurde ausgeführt. Erwähntes Faß hatte unten ein Loch, mit einem Zapfen verſehen, und vielleicht hatte mein Vater es ebenſo gemacht. In dem Faſſe preßte ich die Trauben aus, dann zapfte ich die Flüſſigkeit in ein Weinfäßchen, was nicht allein voll ward, ſondern uns nöthigte, noch einen guten Theil zurückzulaſſen, was wir gelegentlich in den Haushalt verwandten. Die Weinſtöcke mußte ich, unwiſſend in der Behandlung, zu ſtark beſchnitten haben, denn die folgende Leſe war nicht ſo ergiebig.

Um aber nicht auf einmal in meiner Geschichte einen zu großen Sprung zu thun, will ich in der Ordnung bleiben. Das Brodbacken gerieth immer besser und auch ich fand, daß die Erfahrung die beste Lehrmeisterin ist. Mit dem Brauen hatte es eine gleiche Bewandtniß, so lange das vorräthige Malz währte. Die Herstellung des Malzes hatte für mich eine größere Schwierigkeit. Durch viele Versuche war es mir gelungen, die Gerste braun zu machen; ich wußte aber nicht dem Ofen die gehörige Hitze zu geben, woher es denn kam, daß verschiedene Gebräue ein herzlich schlechtes Bier lieferten. Unter diesen Beschäftigungen entfloh ein Jahr, ohne daß wir es merkten, was ich der Karoline beim Essen hinterbrachte. „Beinahe," sagte sie, „werde ich mich darein schicken lernen und das, was mir unerträglicher, als der Tod erschien, mit aller Gelassenheit ertragen. Allein sind wir nicht selbst Schuld an unserer Einsamkeit? Sollte diese Insel wohl so weit entlegen sein, daß nicht zuweilen ein Schiff vorbeisegelte, das uns willig aufnehmen würde?" „Daß Sie so denken, meine theure Karoline, verarge ich Ihnen nicht; ich kann aber auch nicht sagen, wie nahe oder wie weit wir von einer bevölkerten Insel entfernt sind. Ich hegte früher denselben Gedanken; ganze Tage brachte ich am Strande vergebens zu; ich schrie, schoß und unterließ nichts, was die Schiffer hätte aufmerksam auf mich machen können; es half

mir nichts weiter, als daß mein Elend nur furchtbarer wurde.“ „Die Schiffe,“ meinte sie, „die Sie gesehen habe, waren unstreitig zu entfernt, daß die Leute die gegebenen Zeichen nicht sehen; aber in Absicht meiner Person hat es eine andere Beschaffenheit. Mein Vater, dem meine Entfernung nicht länger verborgen geblieben sein kann, wird nicht ruhen, er habe mich denn aufgesucht oder einen hinlänglichen Beweis, daß ich nicht mehr am Leben bin. Da ich glaube, daß zwischen meinem gegenwärtigen Aufenthalt und dem festen Lande kein zu großer Raum sein wird, indem wir nicht länger als zweimal vier und zwanzig Stunden auf der See zubrachten, worauf wir hier landeten, so wird er weder Zeit noch Opfer sparen, mich wieder zu besitzen.“ Nachdem nun Karoline in dem Jahre sich mit der deutschen Sprache völlig bekannt gemacht hatte, so bat ich sie, mir die Umstände ihrer Unglücksfälle zu erzählen, wozu sie gern bereit war.

29. Capitel.

Die Geschichte von Karolinens Vater und Mutter.

„Meine Eltern,“ fing sie an, „besaßen zwei und zwanzig Meilen von London ein kleines Landgut, und wir lebten auf demselben in einer zufriedenen Stille. Wider Vermuthen bekam mein Vater, der als Lieutenant auf der See gedient hatte, Ordre, sich zu stellen, um auf einer

nach Amerika segelfertigen Flotte eine Reise zu unternehmen. Er reiſete ſo ſchleunig ab, daß er nicht einmal Zeit hatte Abſchied von uns zu nehmen. Die Wünſche, einige Nachricht von ihm zu erhalten, waren eine geraume Zeit vergebens; endlich liefen in vier Monaten zwei Briefe gleichen Inhalts ein. Der Vater war Kapitain geworden, konnte aber die Zeit ſeiner Rückkehr nicht mit Gewißheit beſtimmen. Ein dritter Brief benachrichtigte uns, daß er auf Jamaika zum Vice-Kommandant ernannt ſei. Er erſuchte meine Mutter, das Gut ihrem Bruder auf Rechnung zu überlaſſen und ſich dem Schiffe, welches den Namen „der Vorſichtige" trug, anzuvertrauen und zu ihm zu kommen. Die zärtliche Liebe meiner Mutter zu ihrem Gemahl ſah über alle Gefahren, denen ſie ſich ausſetzen durfte, hinweg, machte zur Abreiſe die nöthigen Vorbereitungen, um mit dem beſtimmten Schiffe fahren zu können. Nur meine zarte Jugend, weil ich noch nicht das zehnte Jahr zurückgelegt hatte, flößte ihr einige Bedenklichkeit ein; aber der Gedanke, daß ſie ohne mich nicht abgehen könne, war ihr peinlich und ſie entſchloß ſich, mich mitzunehmen. Zu meiner Erziehung hatte ſie ſchon in meinen erſten Jahren eine Frau gewonnen, die eine Deutſche war, deren Mann mit einem Geſandten nach London kam, wo er ſtarb. Dieſe folgte uns. Wir gingen zu Schiffe und auf der langen Reiſe begegnete uns nichts Merkwürdiges. Unſer

Schiff legte in dem Hafen unſerer Glückſeligkeit vor Anker. Mein Vater hatte kaum unſere Ankunft erfahren, als er uns in einem Wagen abholte und uns in das Schloß brachte. Ich will von dem rührenden Empfange ſchweigen, welcher außerordentlich war. Die Lebensart war daſelbſt fürſtlich; die unermüdete Sorgfalt meiner Eltern für meine Erziehung ließ es an nichts ermangeln, was ein heranwachſendes Mädchen einer würdigen Beſtimmung entgegenführt. Ich war ſechszehn Jahre alt, als meine Mutter zu unſerem allergrößten Leidweſen verſtarb. Ich hätte an ihr weniger verloren, wenn nicht meine treue Lehrerin ihr nach anderthalb Jahren gefolgt wäre. Mein Vater, der es für etwas Ueberflüſſiges hielt, mich einer anderweiten Fürſorge zu übergeben, hatte einen Portugieſen von Geburt ſeit vierzehn Jahren in ſeinem Dienſte, auf deſſen Redlichkeit er ſich verließ. Dieſer galt Alles; ja er erlaubte ſich mehr, als ihm geſtattet war; er hatte ſich faſt ganz unentbehrlich gemacht. Sein Anſehen ging ſogar ſoweit, daß er ſich das Recht eines Hofmeiſters über mich anmaßte. Ich hätte Urſache gehabt, mich über ſeine Behandlungen bei meinem Vater zu beſchweren, wenn ich nicht überzeugt geweſen wäre, daß ſein Verfahren von dieſem gebilligt wurde. Die einzige Stütze, die ich in der Noth noch hatte, fing an zu wanken. Mein Vater verfiel in eine tödtliche Krankheit und allem Anſehen

nach war sein Tod nicht mehr fern. O wie gern, sagte er auf seinem Krankenlager, wollte ich ruhig sterben, wenn ich dich in deinem Vaterlande wüßte. Die Aerzte verließen ihn; doch war sein Ende noch nicht beschlossen, er wurde zu meinem Troste wieder hergestellt. Als er wieder völlig gesund war, theilte er mir mit: Meine Tochter, ich will nicht zweifeln, es wird dir angenehm sein, zu erfahren, daß wir unser geliebtes Vaterland bald wiedersehen werden. In zwei bis drei Monaten werde ich erwünschte Briefe erhalten, die meine erbetene Entlassung mir melden und meinen Nachfolger bestimmen. Das Schiff, was diesen mir bringt, wird uns zur Ruhe führen; dein Oheim hat unterdessen Befehl, unser Schloß von Grund aus neu zu erbauen; daselbst werde ich dich standesmäßig verheirathen. Zwei hiesige Officiere geben sich alle erssinnliche Mühe um deine Person; meine Absicht ist ihnen verborgen, sie werden diese auch nicht eher erfahren, als bis es nicht mehr nöthig ist, sie zu verheimlichen. Das Wohlstandes wegen vermeide, so viel möglich ist, ihren Umgang. Die beiden Officiere erschienen oft; allein es wollte ihnen nicht gelingen, ohne Zeugen mit mir zu sprechen. Seit meiner Mutter Tode verließ ich nur selten mein Zimmer; außer der Gegenwart meines Vaters schlug ich ihre Besuche aus, mithin wurden ihre Absichten von Zeit zu Zeit vereitelt. Mein Vater mußte in's Land reisen, wo die beiden

Herren ihn begleiteten und ich blieb mit dem getreuen Bedienten zurück."

30. Capitel.

Karolinens Schicksale.

„Gleich am andern Tage schon gegen Abend überreichte dieser einen Brief von meinem Vater, in welchem stand, daß die beiden Officiere einen Anschlag gemacht hätten, mich zu entführen, er sehe sich also genöthigt, mich zu entfernen. Mein zurückgelassener Bediente hat gemessene Ordre Dich in Sicherheit zu bringen, hieß es ferner, weil ich wegen nothwendiger Geschäfte vor dem neunten Tage nicht wieder zurückkommen kann. Nach Ueberlesung gab ich dem Kerl meinen Brief, dagegen händigte er mir den seinigen ein, welcher also lautete: „Da ich mich auf Deine Treue verlassen kann, wirst Du die vorgeschriebenen Maßregeln ergreifen und meine Tochter nach dem zwei Meilen von hier entlegenen Eilande bringen und daselbst so lange verweilen, bis ich sie in eigener Person abholen werde." Was haben wir, fragte ich, hierbei zu thun? Nichts, antwortete er, als uns ganz nach der Vorschrift des Herrn Vaters zu richten. Sie kleiden sich an; während der Zeit werde ich die nöthigen Anstalten zur Abreise in Ordnung bringen. Hiermit verließ er mich. Er kam, da es schon dunkel wurde, und forderte mich auf, ihm zu folgen. Am

Ufer bestiegen wir ein in Bereitschaft gehaltenes Fahrzeug. Mich befremdete es, daß er ohne alle weitere Hülfe allein das Boot regieren wollte, und gab ihm meine ängstlichen Gedanken hierüber zu erkennen. Als wir die Höhe erreichten, spannte er ein Segel auf, der Wind blies ziemlich stark und ich glaube, daß ein Vogel die Luft nicht so geschwind durchschneiden kann, wie unser Fahrzeug im vollen Fluge die Wellen durchbrach. Werdet Ihr, fragte ich ihn, in dieser finstern Nacht das beschriebene Eiland auch finden? Dafür lassen Sie mich sorgen, gab er kurz zur Antwort. Zu meinem großen Schreck brach der Tag an und ich sah nichts als Himmel und Wasser. Ihr unbesonnener Mensch, fuhr ich ihn an, habt schlecht gesorgt; Gott weiß wohin wir gerathen. Wir würden noch vor Mitternacht, sagte er, gelandet sein, wenn der Wind uns nicht von der Fahrt weggetrieben hätte, doch hoffe ich, die rechte Richtung bald wieder zu gewinnen. Allein ein Tag nach dem andern verstrich, ohne daß ich etwas anderes sah, als das furchtbare Element. Ich machte ihm die bittersten Vorwürfe und verlangte die Rückkehr. Das ist eine Unmöglichkeit, sagte er. Warum habt Ihr Dummkopf Euch so etwas unterfangen? fuhr ich ihn noch heftiger an. Ja, widersprach er, warum hat der Vater mir es befohlen, da er weiß, daß ich kein Seemann bin. Um desto weniger hättet Ihr Euch unterstehen sollen, die Fahrt zu wagen, wobei

ich viele Thränen vergaß. Zu meinem größten Leidwesen wurde es wieder Nacht und der Kerl ließ selbst einige Unruhe spüren. Alle Schimpfworte, welche ich an ihn richtete, ertrug er mit Gelassenheit, ohne sich zu rechtfertigen; ja seine Verstellung ging soweit, daß er erklärte, er wolle, habe er bei anbrechendem Tage seinen Zweck nicht erreicht, sich ohne Bedenken in's Meer stürzen. Dies war mir vollends ein Schlag aufs Herz und ich mußte einen gelinderen Ton anschlagen, ja alle Beredsamkeit hervorsuchen, ihn von seinem Vorsatze abzubringen. Endlich fragte er, ob mich nicht hungere. Habt Ihr Etwas, erwiederte ich, so gebt es her, worauf er mir ein Glas Wein und etwas Gebackenes reichte, was ich aus Hunger verzehrte. Auch er genoß Brod und trank vielleicht mehr Wein als gut war, weil er sehr aufgeheitert schien. Ungefähr gegen Mitternacht überfiel mich der Schlaf und beim Erwachen sah ich mit Erstaunen, daß der Kerl im Fahrzeug lang hingestreckt, so fest schlief, daß er kaum zu erwecken war. Das Schiff eilte mit aller Geschwindigkeit, vom Winde getrieben, fort. Dies dauerte wieder den ganzen Tag, an welchem kein Wort laut wurde. Da nun eben die Sonne untergehen wollte, schrie er, Land! und zeigte mir dasselbe gerade vor uns. Ei, so rühret Euch doch, rief ich ihm zu. Das geht nicht an, widersprach er, der Wind ist zu heftig, wir müssen bei der Insel vorbei-

ſegeln; ſobald wir ſie im Rücken haben, will ich die Segel einziehen und mit Rudern anzukommen ſuchen. Sein Vorhaben ſchien Grund zu haben; denn es wurde beinahe ganz ſtill, er nahm das Segel ein und lavirte langſam dem Lande zu. Die Nacht verhinderte uns, völlig zu landen. Das Fahrzeug lenkte er mit aller Geſchicklichkeit zwiſchen zwei Sandbänken in eine kleine Bai, wo wir die Nacht ruhig hinbrachten. Mit Anbruch des Tages ſuchten wir an die andere Seite der Inſel zu kommen; denn von der Seite, wo wir uns befanden, ſahen wir nichts als einen rauhen unerſteigbaren Felſen; er lenkte ſich gegen Oſten und fuhr ganz nahe am Ufer hin. Was zerbreche ich mir lange den Kopf, hub er an; dieſes iſt die Inſel, welche der Herr Vater uns beſtimmte und wir ſtiegen aus. Das Boot befeſtigte er, räumte es aus und verwundert erblickte ich das viele Geräth, das er mitgenommen hatte. Ja, ja, rief er, das iſt der rechte Ort, ſprang wieder in das Schiff und packte ſoviel auf, wie er nur tragen konnte. Ich folgte ihm. Obgleich ich Verdacht zu ſchöpfen Urſache hatte, mußte ich mich doch ergeben, um den Ausgang zu erwarten. Der Anblick der Gegend machte mir Vergnügen. Die mitgebrachten Sachen legte er unter einen ſchattigen Baum und ich ſollte, bis er zurückkehre, ſie bewachen. Die Furcht verſtattete nicht, ſtehen zu bleiben; ich begleitete ihn bis auf die Höhe, damit ich

ſein ferneres Vornehmen im Geſicht hatte. Sämmtliche Gegenſtände, die er herbeigeſchafft hatte, legte er beiſammen, ſchlug ein kleines Zelt auf und deutete mir an, daß dies zu meiner Bequemlichkeit geſchehe. Wenn dieſes der Ort iſt, den mein Vater beſtimmte, wozu dann ſo viele Anſtalten? Wir werden, verſetzte er, uns genöthigt ſehen, hier einige Tage zu verweilen, bis wir genugſame Kundſchaft eingezogen haben, nach welcher Gegend der Inſel wir uns wenden müſſen. Neben dem Zelte errichtete er eine kleine Hütte aus Aeſten, um die Vorräthe zu verwahren und darin zu ſchlafen. Außer einer Heerde von Schafen ſahen wir nichts, was uns hätte zeigen können, daß der Ort bewohnt ſei. Er ging aus, brachte verſchiedene Früchte, aber niemals kam ein Wort aus ſeinem Munde, mich in eine menſchliche Geſellſchaft zu führen. Den mitgebrachten Wein rührte er nicht an, unter dem Vorwande, er ſei für mich beſtimmt, holte ſich aber täglich zwei Bouteillen Waſſer, machte auch verſchiedenes Flügelwerk, das er geſchoſſen, für mich zum Eſſen zurecht. Der kummervolle Zuſtand, in welchem ich mich befand, vergönnte es mir, nur etwas Geringes zu genießen, was die höchſte Nothdurft erforderte. Ich faßte endlich Muth, dem Spiele ein Ende zu machen, es möge ausſchlagen, wie es wolle, ſprang voll Zorns mit dem Meſſer in der Hand auf und ſagte: „Kerl, ſage im Augenblick mir die

Wahrheit, wie es mit mir stehet, oder ich durchbohre Dir dein boshaftes Herz.“ Er trat einige Schritte zurück und sagte: Ich bin ja mit Ihnen in ein gleiches Unglück gestürzt und wenn Sie nicht aufhören, mich so schimpflich wie bisher zu behandeln, so suche ich mir bei erster Gelegenheit ein Loch und lasse Sie zurück. Auf diese Weise wußte er mich auf der schwachen Seite anzugreifen und ich wurde durch diese Erklärung so furchtsam, daß ich wehmüthig ihn bat, mir nur ungescheuet die Wahrheit zu entdecken, was er mit mir vorhabe. Wir sind, war seine Antwort, zwar nicht an dem uns vorgeschriebenen Orte, die Insel ist unbewohnt; hierbei ist ist nichts zu thun, als mit Geduld die Lage zu ertragen, Hungers werden wir nicht sterben, wir müssen uns also selbst berathen. Wir müssen das, was nicht zu ändern ist, übersehen; ich werde Lebensmittel sammeln, kömmt in der Zeit ein Schiff, so wollen wir mit dem Fahrzeuge wieder auslaufen und auf gut Glück unsere Heimath wieder suchen. Diesem Troste hatte ich nichts zu erwiedern und bat ihn seinen Plan nach Möglichkeit bald auszuführen. Ihn aber bei guter Laune zu erhalten, mußte ich eine freundliche Stellung annehmen, welche ihn indessen veranlaßte, kühn einige Freiheit gegen mich sich zu erlauben. Anfangs verwies ich ihm bescheiden seine unziemliche Dreistigkeit; da er aber nicht darauf achtete, so brauchte ich Ernst. Er drohete

zwar sich wieder zu entfernen, um mir Furcht einzujagen; ich antwortete ihm, daß ich ihm gestatte, mich zu erschießen und befahl ihm, mir aus dem Gesichte zu gehen. Da er sich nun getäuscht in seinen Erwartungen sah, und es versuchte, durch vernünftige Vorstellungen mich seinem Sinne zu unterwerfen, fragte er: wie wollen Sie sich rechtfertigen, daß Sie mir so begegnen? wollen Sie die Ungleichheit des Standes vorschützen, so diene Ihnen zur Nachricht, daß ich der Sohn eines Kapitains bin und Sie sind die Tochter eines Mannes von gleichem Range; ja ich sage noch mehr, mein Vermögen in Portugal hält dem ihrigen das Gleichgewicht. Und wenn Ihr der Sohn eines Fürsten und ich die Tochter eines Tagelöhners wäre, so soll mich das nicht blenden, Euch das Geringste einzuräumen, was gegen meine Ehre ist, versetzte ich dagegen. Ehre hin, Ehre her, gab er zur Antwort; Sie leiden an einem mürrischen Eigensinn. Der Eigensinn, war meine Gegenrede, mag so mürrisch herauskommen, wie er will, ich beharre auf meinem Vorsatz, mit Euch in keine nähere Verbindung zu kommen. Dieses Messer, das ich eben aus der Tasche zog, soll Euch eher durch's Herz dringen, als Ihr Euren Zweck erreicht. Nun, so leben Sie wohl, sprach er, wendete sich um, stieg, sich einige Male umsehend, ob ich ihn vielleicht zurückrufen würde, gerade den Fels hinan. Er war mir noch nicht aus den Augen,

als ich auf meine Knie ſank und dem Höchſten dankte, daß er mich aus einer ſo großen Gefahr gerettet hatte. Hierauf begab ich mich in die Hütte, um zu ſehen, was mir noch etwa übrig geblieben ſei, weil ich dachte, er hätte alles Nöthige heimlich auf die Seite gebracht, fand aber, daß nicht das Geringſte fehlte. Daraus ſchloß ich, daß er wahrſcheinlich aus der Ferne ein Zeuge ſein wolle, wie ich meine Einſamkeit ertrüge, oder daß er, wenn ich mich am ſicherſten wähnte, mich zu überraſchen gedenke. Ich war nun auf meine Vertheidigung bedacht; ich nahm die Flinte, die zwar geladen, von welcher aber durch den Böſewicht der Stein abgelöſet war; deswegen konnte ſie mir die gewünſchte Hülfe nicht verſchaffen. Ich ſuchte einen paſſenden Stein, ſchraubte ihn feſt und er gab Feuer, daß das Gewehr losging und einen mächtigen Knall gab. Ich machte nun folgende Berechnung: Iſt er noch gegenwärtig, ſo wird er es zu ſeinem Beſten auslegen und glauben, es ſei eine Loſung, gab daher den halben Tag ſehr genau Achtung; aber Niemand kam zum Vorſchein. Ich wünſchte ihm von Herzen zu ſeiner Abreiſe Glück und war froh in dem Gedanken, ihn nie wieder zu ſehen. Die Einſamkeit war mir ſehr angenehm; ich beſprach mich mit mir ſelbſt und ſchöpfte Troſt aus dem Vertrauen auf Gott, den ich vor Augen hatte, er würde mich nicht hülflos laſſen und mich gewiß wieder in mein Vater-

land führen. Bei alledem war ich nicht ganz sorglos, und wagte nicht, unter dem Zelte zu schlafen, sondern suchte einen bequemen Ort aus, wo ich unter einer Decke, die ich mitnahm, mich zur Ruhe begab. Am frühen Morgen richtete ich meine Augen nach allen Seiten hin, bemerkte indessen nichts Verdächtiges. Am Tage spazierte ich mit der Flinte in der Hand und stillte meinen Hunger mit Feigen; nur des Abends verzehrte ich ein Stück Brod nebst etwas von dem Geflügel, das der Kerl noch vor seiner Entfernung vorräthig gebraten hatte; des Weins bediente ich mich nur im höchsten Nothfalle. Von ungefähr traf ich auch Pomeranzenbäume an, deren Früchte mich erquickend stärkten. Wiewol der Durst mich plagte, so trug ich doch aus Furcht Bedenken, Wasser zu holen, weil ich überfallen werden könnte. Vielleicht acht oder neun Tage lebte ich so in der Stille. Die Flinte war mir beschwerlich, auch schien sie mir überflüssig; ich faßte Muth, mir Wasser zu besorgen und hatte sehr gute Gedanken, als der Bösewicht hinter einen Strauch hervorsprang und meine beiden Arme ergriff. Was soll dies vorstellen? rief ich. Nichts, gab er zur Antwort, als daß ich die Ehre habe, Ihnen zu melden, daß ein Boot auf Sie wartet. Das ist gut, unterbrach ich ihn, so lasset uns eilen. Wir haben noch etwas mit einander auszumachen, fiel er mir in's Wort. Was ist denn das? fragte ich. Aus Liebe für

Sie, erwiederte er, habe ich mein Leben für nichts geachtet und dafür verlange ich von Ihnen einen dankbaren Kuß. O, Du Schandfleck von allen Männern, schrie ich, packe dich den Augenblick aus meinem Gesicht. Kaum hatte ich dies ausgesprochen, als er mich anfaßte und mich zur Erde warf. Meine Gegenwehr war eben so tapfer, daß er mir nichts anhaben konnte. Was willst Du Abschaum von allen Menschen, mit mir machen, rief ich. Es thut mir zwar Leid, sagte er, Ihnen so zu begegnen, aber ihre Widerspenstigkeit nöthigt mich dazu. Ich schrie, so laut ich vermogte, um Hülfe, obgleich ich überzeugt war, daß mir Niemand beistehen könne. Er hielt mir den Mund zu; ich erwischte seine Finger, welche ich beinahe abbiß. Lassen Sie ab, bat er, ich will Ihnen nichts thun. Laß mich aufstehen, forderte ich. Das soll geschehen, sagte er, wahrscheinlich um sich zu erholen, da ich ihm viel zu schaffen gemacht hatte. Er setzte mit aller Kraft wieder an, was mich in die äußerste Wuth riß, daß ich ihm das Gesicht so zerkratzte, daß er fast nicht aus den Augen sehen konnte. Ich bemühete mich, das Messer aus der Tasche zu ziehen; er bemerkte es aber und widerstand mir. Ich verdoppelte mein Geschrei; wider Vermuthen sprang er auf und ich sah Sie, mein lieber Martin, in einer seltsamen Kleidung mit Gewehr versehen vor mir stehen."

31. Capitel.

Martin rettet Karoline.

„Bei einer andern Gelegenheit würden Sie mich mit Furcht erfüllet haben; allein die vom Himmel mir zugeſchickte Hülfe war mir allzukoſtbar. Ihr aufrichtiges Geſicht erweckte in mir ein ſolches Zutrauen zu Ihnen, daß ich Ihnen durch ein Zeichen zu erkennen gab, den Kerl todtzuſchießen. Was nun weiter vorging, iſt ſchon mitgetheilt. Es war mir zwar angenehm, den Kerl außer Stand geſetzt zu ſehen, mir zu ſchaden; ich wünſchte aber zugleich, daß ſein Tod nicht ſo geſchwind erfolgt ſein mögte, damit er hätte Zeit gewonnen, ſeine Bosheit zu bereuen; er iſt nun in ſeiner Verſtockung dahin gefahren.“ Ich dankte meiner Gefährtin für die gute Meinung, die ſie von mir habe und küſſete ihr die Hand. Dies ließ ſie ſich zwar gefallen, erklärte aber, daß dieſes eine überflüſſige Höflichkeit ſei. „Es geſchah,“ ſagte ich ſcherzend, „in einer guten Abſicht, denn vor dem Kratzen bin ich ſehr angſt.“ Mit einem finſtern Geſicht antwortete ſie: „Ich will nicht fürchten, daß Sie mich in die Nothwendigkeit ſetzen, dergleichen bei Ihnen zu wagen.“ Da ich bemerkte, daß ſie mich nicht recht verſtand, ſo brach ich hiervon ab. Um nun einen kleinen Begriff von unſerer Lebensweiſe überhaupt zu verſchaffen, kann ich ſagen, daß ſie nach allen Regeln des Wohlſtandes eingerichtet war; eins regierte das andere

mit einer ununterbrochenen Zufriedenheit; alles Mißtrauen war zwischen uns Beiden verbannt, keiner hob ohne des Andern Zuthun die Hand auf. Karoline bestellte die Küche; ich hingegen war Schlächter, Mälzer, Brauer und Bäcker, wobei sie mir getreulich half. Entstand ja zuweilen ein kleiner Streit, so kam dieser daher, daß sie mir in meinen Verrichtungen es zuworthun wollte, ich auch nicht ohne ihre Gesellschaft einige hundert Schritte von ihr oder von der Wohnung gehen durfte. Ihre Gründe ehrte ich. „Es könnte," fürchtete sie, „Ihnen etwas zustoßen, mein Beistand wäre nöthig und meine Abwesenheit wäre Schuld an Ihrem Unglücke." Auf ihre Bitte erzählte ich ihr meine Geschichte, nur verschwieg ich, daß der Alte mein Vater und von geringem Stande gewesen sei, wozu ich meine Ursache hatte. Ich glaubte durch den Unterschied des Standes würde ihre Achtung gegen mich sich vermindern, wenn ich auch nicht weiß, welchen Eindruck meine Offenheit auf sie gemacht hätte. Es ist doch leider allzuwahr, daß eine Person, wenn sie alle Verdienste besitzt, aber in niedrigen Umständen geboren ist, viel mehr Schwierigkeiten hat, zu äußerer Ehre sich zu erheben, als wenn sie in glücklicheren Verhältnissen ihr Dasein empfing. Hier ist nur die Rede von solchen Leuten, welche hochmüthig und aufgeblasen auf ihren Stand pochen und dadurch zeigen daß sie von sehr seichter Einsicht sind. Weise verschwieg ich daher meine

Abkunft. Nur einmal brauchte ich Karoline zu bewegen, mit mir nach meiner alten Wohnung zu gehen; Salz von dieſer Seite hatte ich nicht nöthig, weil an den Felſen gegen Nordoſt Salz in Menge vorhanden war und wenn ich einen Tannenbock holte, blieb ſie entweder zu Hauſe oder wir nahmen einen Umweg. Sie fand aber an dem Schaafffleiſche einen ungleich beſſeren Geſchmack und ſie war immer in meiner Geſellſchaft, wenn ich ein Schaaf holte. Es verſtrich unvermerkt wieder ein Jahr, daß ſie nun zwei Jahre bei mir wohnte und ich zehn Jahre hier lebte. Wir hatten von der erſten Weinleſe wieder zwei gehabt und der Abgang wurde dadurch völlig erſetzt. Da es an Schaffleiſch fehlte und weil die Weinleſe erſt in vier Wochen zu hoffen war, ſo machte ich mit ihrer Erlaubniß mich unter der Bedingung allein auf den Weg, daß ich zu einer beſtimmten Zeit wieder da ſein müſſe; wenn ich zu Mittag nicht zurück ſei, ſo würde nichts ſie abhalten, mich aufzuſuchen, wir ſchieden von einander, ja die Thränen ſtanden ihr in den Augen, was mich tief bewegte. Ich hatte kaum den gewöhnlichen Ort erreicht, als die Heerde auf mich zukam und es wurde mir leicht, ein Schaaf zu erhaſchen. Ich band es auf den Wagen; darauf begab ich mich nach der Stätte, wo Karoline ſich aufgehalten hatte, um einen Flintenſtein zu finden. Meine Mühe war vergebens und gern hätte ich noch weiter geſucht; ich

hatte aber keine Uhr bei mir und die gesetzte Zeit wollte ich nicht überschreiten.

32. Capitel.

Martin wird von Wilden überfallen.

Im Begriff umzukehren, sah ich mich von mehr als dreißig Wilden umringt. Ein Unglück war es, daß meine Flinte auf dem Wagen geblieben war, sonst sollte mir gewiß keiner auf den Leib gekommen sein. Nachdem sie mich einige Augenblicke aufmerksam betrachtet hatten, sprangen sie, auf ein gegebenes Zeichen zu, griffen mich an und schleppten mich eine Strecke westwärts mit sich fort, wo noch ein Haufen um ein Feuer unsinnig tanzte. Die Ursache sah ich mehr als zu zeitig. Sie hatten einen Schwarzen an einen hölzernen Spieß gebunden, welcher am Feuer noch zappelte. Hier verging mir Hören und Sehen, weil ich denken mußte, daß sie es mit mir eben so machen würden. Ich konnte bemerken, daß ihnen die Beute sehr angenehm sein müsse, weil sie um mich mit seltsamen Geberden herumsprangen. Nachdem sie sich mit ihren Freudenbezeugungen gesättigt hatten, führten sie mich nach einer unweit davon erbauten Hütte, entkleideten mich, banden mir die Hände und Füße und stießen mich hinein, wo noch unglückliche Schlachtopfer an Händen und Füßen gebunden lagen. Einer, der sehr blutete, wurde kurz darauf her-

ausgeſchleppt und wie ich ſah, gleich dem Erſten am Feuer gebraten. Es dauerte kaum eine Stunde, als ſie auch mich abholten. Wie mir zu Muthe war, brauche ich nicht zu ſagen, weiß es auch ſelbſt nicht; nur erinnere ich mich, daß ſie mich in eine andere Hütte warfen und mich ſechs Weibern zur Verwahrung übergaben. Die eingefleiſchten Beſtien, als ſie wahrnahmen, daß ich an meinen Füßen frei war, dreheten einen Strick von Baumbaſt und banden mich ſo feſt, daß mir das Blut in den Adern faſt erſtarrete und ich mußte mir gefallen laſſen, daß ſie mich am ganzen Leibe betaſteten. Die Nacht brach ein und ich hatte genug zu hören, wie wild ſie die Zeit mit fürchterlichem Geſchrei hinbrachten. Hier konnte ich nun das unglückliche Ende meines kummervollen Lebens in Betracht ziehen; der größte Schmerz war, die liebe Karoline in der Einſamkeit laſſen zu müſſen. Ihre Vorſtellung, ihre Thränen waren eine Ahnung meiner gegenwärtigen Lage, wodurch ich ſchmerzlicher betrübt wurde, als durch den zu erwartenden ſchmachvollen Tod ſelbſt. Meine Aufſeherinnen überzeugt, daß ich ihnen nicht entlaufen könne, hatten mich verlaſſen, um vielleicht mit einander an dem Freudenfeſte Theil zu nehmen. Ungefähr nach Mitternacht brachte mir eine von denſelben ein Stück von ihrem Braten, welches ich mit großem Ekel von mir ſtieß; da ſie mich aber nöthigte, daſſelbe anzunehmen, gab ich ihr zu verſtehen, daß ich nicht

zulangen könne, weil die Hände gebunden wären; nachdem sie sich umgesehen hatte, band sie mir die Hände los und ging fort. Ich schob den Braten, dessen Geruch schon Grauen in mir erweckte, zur Seite. Die vermeinte Wohlthäterin kam und band mir die Hände wieder, aber sehr nachlässig, daß es wenig kostete, frei zu werden. Noch leichter wäre es gewesen, die Bande an den Füßen zu lösen, doch wagte ich es nicht, weil öfters Besuch kam. Der Tag brach an und mit demselben auch der verhängnißvolle Augenblick, in welchem ich mein Leben auf die schmerzlichste Art enden sollte.

33. Capitel.

Karoline rettet den Martin.

Vier der Wilden kamen, packten mich henkermäßig an und wanderten mit mir nach dem Feuer. Als wir etwa zehn Schritte von dem Gefängnisse waren, geschah ein Schuß, durch welchen meine Träger mit einmal so bestürzt wurden, daß sie mit mir zu Boden fielen. Woher dieser Schuß kam, konnte ich leicht errathen. Ich schöpfte Muth, richtete mich in die Höhe und sah einen neben mir liegen, dem das Blut aus der Brust drang. Der Knall brachte die übrigen so in Verwirrung, daß sie sich mit kreuzweis geschlagenen Händen über der Brust sammelten und sich nicht getrauten, näher zu kommen. Indem ich beschäftigt war,

die Bande an den Füßen zu lösen, näherten sich etwa zwanzig Mann mit großer Behutsamkeit, während ein zweiter Schuß erfolgte, der sie alle zu Boden warf und mich der die holde Stimme meiner Karoline vernahm, trieb, mit neuen Kräften geschwind nach der Gegend dem Schalle entgegen zu eilen. Der wunderliche Anzug, in welchem ich sie antraf, hätte mich fast zum Lachen gebracht. Sie hatte den alten Haudegen meines Vaters und eine Tasche von Leinwand mit Patronen angefüllt umgehängt. Mit der Flinte stand sie schußfertig hinter einem Baume; eine zweite Flinte hatte sie neben sich stehen, und ihr blasses Gesicht glich mehr einem todten als einem lebendigen Menschen. Sie reichte mir das andere Gewehr mit den Worten: „Lasset uns eilen, ehe sie sich wieder erholen.“ In der Eile hatte ich glücklicherweise mein Hemd, das in der Hütte neben mir lag, angezogen. So geschwind, wie es die zitternden Beine gestatteten, liefen wir davon. Das Schaaf, das noch auf dem Wagen angebunden sich befand, ging mir sehr nahe, und ich durfte es nicht aufgeben, sondern es mußte mit dem Wagen laufen. Karoline wollte ziehen helfen; allein sie war so schwach, daß sie kaum stehen konnte. Wir kamen an den Steg, sahen uns oft um, ob die Wilden uns verfolgten, die aber zurückblieben. Der Vorsicht wegen brachen wir den Steg ab, Karoline setzte sich auf den Wagen, raufte mit der Hand Gras

ab und hielt es dem Schaafe vor, das es begierig fraß. Dieser Weg war mir sehr merkwürdig, weil keiner von uns ein Wörtchen sprach. Sobald wir in der Wohnung waren, warfen wir uns auf's Lager und weineten wie die Kinder. Mit den Gefühlen der wärmsten Dankbarkeit umhalsete ich sie, was sie geduldig geschehen ließ und auch ihrerseits nichts schuldig blieb. Mitten unter diesen Beweisen der Freude holte sie anderes Zeug, mit welchem ich mich sogleich bekleidete. „Sind wir auch ganz außer Gefahr?" sagte sie. „Ich will nicht fürchten," entgegnete ich, „daß die Wilden sich einfallen lassen, uns zu verfolgen; jedoch wollen wir die nöthige Aufmerksamkeit nicht versäumen; ich bin zwar sehr erschöpft; dennoch will ich noch heute das Schaaf schlachten." „Ei," fiel sie mir ins Wort, „lassen Sie es laufen; wir haben noch Vorrath genug; ich werde nicht zugeben, daß Sie Ihre Kräfte ohne dringende Noth anstrengen." „Die Beute ist mir," sagte ich, „zu willkommen, als daß ich sie sollte ohne Weiteres fahren lassen; ich will das Schaaf an einer Leine fest machen, daß es grasen kann und in unserer Gewalt bleibt." Unterdessen ging sie durch die Allee, sich ein wenig umzusehen. Dem armen Thiere, das vier und zwanzig Stunden gebunden lag, ging es so wie mir; es wollte nicht aufstehen, fraß aber das vor ihm sich findende Gras. Ich suchte Karoline auf, die nicht weit vom Stege sich niedergesetzt hatte

und mir mittheilte, daß ſich nicht die geringſte Spur zeige, als wären die Wilden ſchon jemals an dieſem Orte geweſen. Auf meine Bitte ging ſie mit mir zurück und ich gab ihr zu verſtehen, daß wir wol an's Eſſen denken müßten. „Ich werde ſofort die Küche beſorgen," ſagte ſie; „ich ha bein Ihrer Abweſenheit auch keinen Biſſen in den Mund genommen." Ich mußte unterdeſſen Schildwache ſtehen. Als der Tiſch geordnet war, rief ſie mich ab. Wir erquickten uns, tranken auch einen Becher Wein und während der Mahlzeit überlegten wir, wie wir uns gehörig in Sicherheit bringen müßten, um bei irgend einem Anfall uns zu vertheidigen. Nach dem Eſſen verbauten wir den Weg mit Brettern; vor dem Gemach ſtanden zwei geladene Flinten und wie ich's vormals gemacht hatte, die Linie, draußen an die Gewehre befeſtigt, konnte beim Oeffnen der Thür nicht ſtraff gezogen werden, ohne die geſpannten Gewehre zu entladen; der Knall mußte uns die Gefahr anzeigen und die Wilden zur Flucht jagen. Meiner Karoline gefiel dieſe Vorrichtung ſehr wohl; ſie konnte ſich aber nicht entſchließen, in der Wohnung zu übernachten. Ich ſtellte ihr vor, wenn wirklich, wie unwahrſcheinlich es auch ſei, die Wilden uns überfallen ſollten, daß wir nach dem gehörten Schuß noch Zeit genug hätten, uns zu retten. „Iſt es aber ausgemacht," warf ſie mir ein, „daß die Wilden gerade dieſen Weg betreten, da außer ihm

noch mehre Zugänge zu uns stattfinden; können sie uns nicht überraschen, das Haus anzünden, so daß wir entweder elendiglich verbrennen oder in ihre Hände gerathen? ich will lieber unter freiem Himmel schlafen und mich möglichst aller Gefahr entziehen." Der Abend rückte heran und wie viele Plätze wir auch suchten, wir konnten keinen als zum Lager bequem geeignet finden. Ich schlug also vor, daß der Bierkeller ein sicherer Aufenthalt für uns sei. Er war von der Wohnung in einem Winkel gelegen, wohin man den Eingang nicht leicht entdecken konnte. Nach reifer Ueberlegung wurde dies beliebt. Wir versahen uns mit vier Flinten und genugsamer Munition, nahmen auch die Lampe zur Erleuchtung und ein Paar Matratzen mit, damit wir nicht auf der platten Erde liegen dürften. Den Eingang verwahrten wir inwendig auf's Beste und in der That würde es Menschen gekostet haben, wenn Jemand mit Gewalt hätte eindringen wollen. Da nun alle mögliche Vertheidigungs-Anstalten getroffen waren, legten wir uns zur Ruhe nieder. Keiner von uns sprach ein lautes Wort; das Licht hatten wir so gestellt, daß man von Außen unmöglich einen Schein sehen konnte. Nach meiner Uhr mogte es zwei sein, als Karoline eingeschlafen war, worüber ich mich freuete; ich stand auf, stopfte mir eine Pfeife und setzte mich, um sie nicht zu stören, in die Nähe des Eingangs, schlief aber auch un-

vermerkt ein. Es faßte mich Jemand bei der Hand, daß ich erſchrocken auffuhr und, erwacht, Karolinens Stimme vernahm, die mich fragte; ob wir unſer Gefängniß nicht wieder verlaſſen wollten? Ich hatte beinahe acht Stunden geſchlafen. Wir krochen alſo aus unſerem Verſteck hervor und fanden Alles in der zurückgelaſſenen Ordnung. Das Schaaf machte bei unſerer Ankunft ſeltſame Sprünge; ich ſchenkte ihm noch das Leben und wir ſpeiſ'ten ein Gericht Fiſche auf den Mittag. Nach dem Eſſen gingen wir nach dem Steg, erſtiegen eine Anhöhe, von welcher wir einen nicht kleinen Strich flachen Landes überſehen konnten. Wir bemerkten nicht das Mindeſte, was uns hätte beunruhigen mögen. Ich mußte ihr die Umſtände, wie ich den Wilden in die Hände gerathen war, erzählen und ſie bat ich, mir auch mitzutheilen, wie ſie meine Gefangennehmung erfahren habe. „Ihnen wird," antwortete ſie, „erinnerlich ſein, daß Sie den Mittag wieder zurückgekehrt ſein würden. Da nun die Zeit heranrückte, machte ich mir ein Vergnügen, Ihnen entgegen zu gehen; allein mein Martin kam nicht. Ich hatte eine Ahnung, es müſſe Ihnen etwas Widriges zugeſtoßen ſein, ging daher nach den Pomeranzenbäumen, fand aber nichts von Ihnen. Das Blöken eines Schaafes machte mich aufmerkſam und ich fand daſſelbe gebunden auf dem Wagen, nebſt der Flinte. Hier hielt ich mich eine Stunde auf in der

Hoffnung, daß Sie bald kommen würden. Der Kummer preßte mir Thränen aus; ich ging auf die Weinberge und stieg noch höher, wo ich in der Ferne einen Rauch aufsteigen sah, und die bemerkte Menge der Wilden drang mir durch's Herz; weil ich nichts anderes vermuthen konnte, als daß Sie in die Hände der Wilden gerathen sein müßten. Ich fing vor Angst an zu zittern. Ehe ich die Gegend, wo der Wagen stand, erreichte, bin ich vier Mal vor Mattigkeit umgesunken; dessen ungeachtet wollte ich mit der Flinte gerade auf das Feuer losgehen und schießen; allein nach reifer Ueberlegung, daß ein einziger Schuß nichts nütze, wol gar schade, beschloß ich, nach der Wohnung zurückzugehen, und Alles aufzubieten, Sie zu erlösen. Ich rüstete mich also, wie Sie gesehen, zum Streit und es war beinahe dunkel, wie ich ungefähr zweihundert Schritte von den Wilden anlangte. Die ganze Nacht sah ich dem Geschmeiße zu. Endlich brach der Tag an und zwang mich, möglichst mich zu verbergen, weil die Wilden mich leicht hätten entdecken können. Die Flinten waren geladen und der Erste, der mir am nächsten stehe, sollte das Ziel meiner Rache sein. Aus einer ihrer Hütten brachten sie etwas getragen; vor dem großen Getümmel konnte ich nichts deutlich erkennen; die Wendung, die sie machten, zeigte mir einen weißen Menschen. Dieses war genug, zu beurtheilen, daß der Weiße mein theurer

Martin sei; ich legte an und traf mit einem so glücklichen Erfolge, daß Alles auf die Erde stürzte. Der Knall mogte wol die beste Wirkung thun. Da sie sich wieder aufrafften, der erworbenen Beute sich zu versichern, that ich den zweiten Schuß. Das weitere ist bekannt und ich werde diesen schrecklichen Vorfall zeitlebens nicht wieder vergessen; und also," setzte sie schmeichelnd hinzu, „hoffe ich, daß wir einander nichts vorzuwerfen haben. Sie haben meine Ehre gerettet, was nicht anders, wie durch den Tod meines Gegners geschehen konnte, ich hingegen habe Sie einem unvermeidlichen Tode mit Hintansetzung meines Lebens entrissen." „Was ich that, werthe Karoline," erwiederte ich, „war ein ungefährer Zufall, Sie dagegen haben etwas gewagt, was schwerlich ein Bruder für den andern unternommen haben würde, woraus ich schließe, daß unser gegenseitiges Vertrauen fest gegründet ist." „Dieses," gab sie zur Antwort, „habe ich durch mein bisheriges Betragen zu sehr an den Tag gelegt, daß Ihnen kein Zweifel übrig sein kann." Diese Erklärung entfuhr ihr vielleicht wider Willen und eine Röthe überzog ihr Antlitz; sie wollte aufstehen, ich hielt sie zurück. „Sie lassen mich gehen," sagte sie in einem ernsten Tone, was mich indessen nicht abhielt, ihr recht warm die Hand zu küssen und sie zu umarmen, was sie freundlich gestattete. Am Abend verließen wir unsern Posten, speiseten vergnügt und begaben uns

wieder in den Bierkeller, um daselbst zu übernachten. Am Morgen, da es Freitag war, schlachtete ich das Schaaf, und immer wachsam auf etwaige Feinde achtend, trieben wir diese Lebensweise fast vierzehn Tage, bis wir, uns für völlig sicher haltend, unsere Wohnung wieder bezogen. Es rückte nun die Zeit heran, wo die Trauben abzuschneiden waren, wobei uns immer Gefahren vor Augen standen, weil wir nicht wußten, ob die Wilden nur zuweilen die Insel besuchten oder ob sie in der westlichen Gegend ihren Wohnsitz hätten. Letzteres war schwerlich zu glauben, weil mein Vater die ganze Insel durchstrich, ohne irgend eine menschliche Gesellschaft anzutreffen. Der Nutzen der Trauben war allzugroß, als daß wir sie vernachlässigen durften. Wir berathschlagten, wie das Werk am Besten anzugreifen sei. „Wir wollen," schlug ich vor, „mit Untergang der Sonne aufbrechen; der Weg ist uns bekannt und da die Wilden gewöhnlich ihren Aufenthalt durch ein Feuer verrathen, so werden wir sie leicht entdecken und uns behutsam in unsere Wohnung zurückbegeben. Dieser Plan fand Beifall und wir machten uns zur Abreise bereit; aus Vorsicht hackte ich Blei entzwei, damit ein Schuß sich weiter ausbreite, als eine Kugel. Das kleine Zelt, das Karoline mit herübergebracht hatte, nahmen wir mit und schlugen es hinter einer kleinen Anhöhe in dem Gebüsch auf, bedeckten es mit grünen Zweigen.

und übernachteten daſelbſt. Am Morgen gingen wir auf den erſten Berg los, und fingen an, zu leſen; der Berg war ſehr hoch, ſo daß wir die ganze umliegende Gegend überſehen konnten, ohne etwas von den Wilden zu bemerken. Drei Tagereiſen gebrauchten wir, um alles Eingeſammelte nach Hauſe zu ſchaffen, ergriffen auch, indem die gewöhnliche Regenzeit bevorſtand, für unſern Unterhalt ein Schaaf. Seit der Begebenheit mit den Wilden gewann unſer Leben eine andere Geſtalt. Die guten Geſinnungen Karolinens banden mich mit der innigſten Herzlichkeit an ſie und ich zeigte ihr, was ich früher verſchwiegen hatte, die gefundenen Dukaten, um ſie damit zu erfreuen. Sie gab mir zur Antwort: „Wenn wir unſer Leben in dieſer Einöde beſchließen müſſen, ſo nützt uns dieſes Geld nichts; ſollten wir aber durch ein anlandendes Schiff erlöſet werden, ſo hoffe ich in meinem Vaterlande ſoviel zu finden, wie zum menſchlichen Unterhalt hinreicht. Gleiche Bewandtniß hatte es mit dem Flintenſteine, worüber ich ihr meine Beſorgniß entdeckte; allein ſie gab mir ganz gleichgültig auch hierauf zur Antwort: „Iſt es mehr als ein gemeiner Stein, ſo wird er zur Zeit nützlich ſein, hier indeſſen iſt er kaum des Aufhebens werth.“ Wir hatten Alles vollauf; nur Eins fehlte, deſſen Mangel mich ſehr betrübte, nämlich Schuhe, die völlig zerriſſen waren und weil ſie ſich nicht an das Barfußgehen

gewöhnen konnte, ſie zu bittern Klagen veranlaßten. Ich ſann lange vergebens auf ein Mittel, dieſes Uebel zu heben und es glückte mir, eine Art Schuhe zu erdenken. Ich verfertigte einen Leiſten nach dem Muſter der alten Schuhe und obgleich ſie mir rieth, davon abzuſtehen, weil es mir an den hierzu erforderlichen Dingen gebreche, ſo ließ ich doch nicht nach. Da nun der Leiſten fertig war, nahm ich von blauem holländiſchen Tuch einen Ueberzug, zum Unterfutter Kannefaß; anſtatt der Sohlen wurde Leder von Patrontaſchen, von denen einige zwanzig Stück im Vorrathsgewölbe lagen, ausgeſchnitten und wiewol die Arbeit ſehr mühſam war, ſo brachte ich doch die Schuhe zur Welt und dies nicht mißlungene Werk ließ mich einen zweiten Verſuch machen, der ebenfalls wohl gerieth. Der Leſer werde nicht ungehalten, daß ich ſolche Kleinigkeiten erzähle, allein ich mache mir ein Vergnügen, nichts zu vergeſſen, was unſer Elend uns erleichterte. Die Noth macht einen Menſchen zu Dingen geſchickt, woran er ſonſt in ſeinem Leben nicht gedacht hätte. Nach dieſem griff ich auch dem Schneider in's Handwerk. Meine Beinkleider waren ſo zerriſſen, daß ich kaum einen Schritt thun konnte. Karolinens Kunſtfertigkeit brachte bald, wenn auch nicht ganz kunſtgerecht, ein Paar zu Stande, die eben die Dienſte leiſteten, als wenn ſie von Paris verſchrieben wären. Dieſes gab uns Gelegenheit,

von den unendlichen Veränderungen der Kleidertracht zu reden. Karoline bemerkte, noch närrischer und abgeschmackter würde es sein, wenn es Mode würde, daß Jeder nach Gutdünken seine Kleidung sich verfertigte, Niemand würde sich über diese geringe Mühe beschweren. Man sieht, hört und lieset wunderliche Auftritte, die in meiner Zeit vor hundert Jahren eingeführt wurden; allein auf unsern Einfall ist man noch nicht gekommen." „Und so," fuhr ich fort, „würden wir auch eine Stelle in dieser Classe ansprechen dürfen; meine Schuhe und die Beinkleider würden in dem ersten Range mitlaufen." „Ja," sagte sie, „was aus Noth geschieht, ist keinem Gesetze unterworfen; sonst würde es Ihnen nicht eingefallen sein, in die Schuhmacherzunft einzugreifen." Auf diese Weise vertrieben wir uns die Zeit. Ueberhaupt war Karoline von einem aufgeweckten Naturel; die geringste Kleinigkeit wußte sie zu benutzen und scherzte darüber. Anfangs schien es ihr unmöglich, nur ein Jahr hier zuzubringen; wie aber endlich Alles zur Gewohnheit wird, so lernte sie sich auch in die Zeit schicken, so daß sie ihr Vaterland ganz zu vergessen schien. Auf einmal aber änderte sie ihre ganze Gemüthsart, wozu ich ihr ohne mein Wissen zwar selbst Gelegenheit gab. Es waren ungefähr drei Jahre entflohen, woran ich zufällig erinnerte. Sie gab hierauf keine Antwort, seufzte aber dabei tief und wurde ganz niedergeschlagen. Weil dieses

nun öfters geschah, doch bald wieder vorüber ging, glaubte ich, daß dies auch jetzt wieder derselbe Fall sei und nahm es nicht sehr zu Herzen. Allein in der Folge zeigte es sich ganz anders. Während sie vorher nicht gern zwanzig Schritte von mir wich, suchte sie jede Veranlassung auf, sich zu entfernen; ihre Handlungen zeigten überhaupt ein gezwungenes Wesen; verschiedene Male schlich ich ihr nach, um die Ursache ihres Kummers zu erfahren und nicht ohne Rührung sah ich, daß sie die Hände rang und Thränen vergoß. Dies konnte ich nicht gleichgültig bemerken, ich ging auf sie zu; sie wollte sich verstellen und reichte mir lächelnd die Hand, mit der andern aber suchte sie still die Thränen abzutrocknen. „Haben Sie mich gesucht?" fragte sie. „Ei, theure Karoline, was soll dies bedeuten, daß Sie Thränen vergießen?" Sie wollte zwar leugnen; aber von Neuem flossen die Thränen, welche sie nicht zurückhalten konnte und dies verrieth nur allzusehr, was sie zu verbergen bemühet war. „Womit," beklagte ich mich, „habe ich es doch versehen, daß Sie Ihr bisheriges Zutrauen zu mir nicht mehr hegen?" „Ihre Muthmaßungen," antwortete sie, „finden hier nicht statt; das gute Zutrauen gegen Sie hat sich in nichts vermindert; daß ich aber Thränen vergieße, dazu habe ich gegründete Ursachen. Jetzt zwar hätte ich über nichts zu klagen; allein wo will es endlich mit uns hinaus?

Nach Ihrem Geständniß sind es schon drei Jahre, wo die Erlösung von unserem Elende nicht erfüllt wurde. Jetzt können wir Vieles überwinden; wie wird es uns ergehen, wenn wir alt und schwach sind! Der Vorfall mit den Wilden ist ein untrüglicher Beweis, daß, ohne daß wir es ahnen, das wandelbare Glück verschwinden und uns in den erbarmungswürdigsten Zustand versetzen kann. Was hätte ich anfangen mögen, wenn das Verhängniß Sie mir entrissen hätte? Wäre dann wol irgend eine unglücklichere Person unter der Sonne, als ich? Nun sagen Sie mir, ob ich nicht Ursache habe, mit furchtsamem Gemüthe an die Zukunft zu denken?" In solchen Sorgen, liebe Karoline, muß ich Ihnen Recht geben; allein wenn ich zugleich in Betracht ziehe, daß unser gegenwärtiger Zustand von höherer Hand kommt und wir nicht durch unsere Schuld in diese Lage verfallen sind, so lebe ich der gewissen Hoffnung, daß dieselbe Hand, die uns schwer geprüft hat, uns früher oder später die erwünschte Hülfe gewähren werde." „Ach," sagte sie, „wir schmeicheln uns mit einer leeren Hoffnung: wir müssen von aller Welt abgesondert sein, sonst würde ja wol einmal ein Schiff hier landen." „Thun Sie," sprach ich, „einen Vorschlag, wie wir unsere Befreiung erlangen können; wollen wir auf's Gerathewohl ein Boot ausrüsten und uns blindlings dem wilden Meere anvertrauen? Oft habe ich mir dieses

vorgenommen, tausend Hindernisse haben die Ausführung verhindert.“ „Wenn es gut ginge, würden wir auf dem nassen Elemente herumschwimmen und beim Mangel an Lebensmitteln eines elenden Todes sterben.“ Hierauf schwieg sie eine Weile; dann fing sie an: „Ein solches Unternehmen wäre freilich eine Thorheit. Daß es dem Bedienten meines Vaters gelang, hier zu landen, war ein Zufall, der tausend Andern fehlschlägt; vielleicht war es so bestimmt, daß er seinen verdienten Lohn hier empfangen sollte. Warum sind wir aber nicht schon längst auf ein Mittel bedacht gewesen, ein Zeichen aufzustecken, damit ein vorbeisegelndes Schiff unser Dasein erfahre und uns aufnehme? Zum Beispiel könnte man auf einer gewissen Anhöhe ein Feuer unterhalten, das bei Nacht sein Licht in die weiteste Ferne trägt; dadurch würden die Schiffer erkennen, daß hier sich Menschen aufhalten, die der Hülfe bedürftig sind. Hätten wir dies längst gethan, so befänden wir uns schon in Europa.“ „Das Feuer zu unterhalten,“ entgegnete ich, „wäre wol das einzige Hülfsmittel; dieses könnte aber auch uns in das größte Unglück stürzen. Ein unterhaltenes Feuer würde Freund und Feind sehen und in großer Menge herbeilocken. Was nun ein christliches Schiff betrifft, so haben wir von ihm auch nicht immer ein frohes Loos zu erwarten. Gesetzt, wir geriethen einer Nation in die Hände, welche mit unserm Lande

in Krieg verwickelt ist; sie würde uns aufnehmen; aber unter welchen Bedingungen? wir würden gezwungen sein, uns ihrer Willkür zu überlassen. Gewiß, Karoline, Sie würden am wenigsten Ihre Rechnung dabei finden.“ „Also,“ unterbrach sie mich, „müssen wir alle Hoffnung aufgeben, jemals wieder unser Vaterland zu sehen. O, wenn der Stifter meines Unglücks auch noch zwanzigmal lebte, so sollte er eben so oft mit den ersinnlichsten Martern von meinen Händen sterben. Jedoch was würde es mir helfen; ich würde mich zwar rächen, aber mein Geschick nicht verbessern. So muß denn unter den unzählbaren Bewohnern der Erde ich die Einzige sein, welche nicht würdig ist, gesellschaftlich mit ihres Gleichen umzugehen? Womit habe ich dies verschuldet?“ Sie gerieth fast außer sich; ja die Heftigkeit, mit der sie sprach, war so außerordentlich, daß ihr Zustand einer Verzweiflung ähnelte. In der That hatte ich Alles anzuwenden, sie einigermaßen wieder zu sich selbst zu bringen; ich faßte sie daher unter die Arme und brachte sie in die Wohnung zurück. Nach und nach durch vieles Zureden besänftigte ich sie, wenn sie auch nicht aufhörte, zu behaupten, sie sei die unglücklichste Person auf dem ganzen Erdboden.“ „Nein,“ widersprach ich, „Sie können sich vielmehr zu den Glücklichen zählen. Ist das keine Glückseligkeit, daß Sie nach Ihrem eigenen Geständnisse mit einem leichten Fahrzeug auf dem wil-

wilden Meere erhalten wurden und das Leben retteten? Iſt das keine Glückſeligkeit, daß Sie hier landen mußten, und hier Schutz fanden?“ „O, du unvergleichbarer Schutzengel,“ rief ſie, „in wie weit wird ſich der Dank erſtrecken, den ich deswegen abzuſtatten habe?“ „Nicht den leiſeſten Dank,“ ſagte ich, „wage ich zu erwarten; es iſt vielmehr Alles meine Schuldigkeit.“ „Um's Himmels willen, brechen Sie ab, ich mag hiervon kein Wort mehr hören. Iſt Ihnen meine Freundſchaft werth, ſo haben Sie die Gefälligkeit und reden nicht wieder von der Zeit, wie lange wir hier ſind. Ich ſuche den Kummer, den ich nicht ganz zu verbannen vermag, zu unterdrücken; durch die Erinnerung an die Jahre, ſeit welchen wir hier weilen, reißen Sie die Wunde immer von Neuem auf.“ Um dem Handel ein Ende zu machen, bekannte ich meinen Fehler und verſprach zu ſchweigen. Alſo wurde der Streit in Güte beigelegt. Wir lebten nun wieder in voller Zufriedenheit; wir aßen und tranken, ſäeten und ſammelten ein, vergaßen auch nicht die Trauben nach ihrer völligen Reife zu leſen; denn der Wein fing an, abzunehmen, weil wir manchen Becher auf unſer eigenes Wohlſein leerten. Wir legten wieder ein Jahr zurück, ſo daß wir nun bereits vier Jahre beiſammen waren. Wir hatten ein geſegnetes Jahr bei unſerer Weinleſe zu hoffen und machten bereits Anſtalt, die Ernte zu beginnen. Wir brachten

zwei Fuhren glücklich ein. Bei der dritten klagte Karoline unter den Pomeranzenbäumen, unter welchen wir auszuruhen pflegten, über Kopfschmerz, welcher plötzlich so heftig wurde, daß sie kaum vermögend war, die Wohnung zu erreichen, worauf sie sich sofort niederlegen mußte. In der Nacht überfiel sie eine Hitze, welche ihr fast alle Besinnung raubte. Öfters sprang sie auf und rief: „Laß mich, ich muß fort," wodurch ich sehr beunruhigt ward. In diesem Zustande befand sie sich beinahe vier und zwanzig Stunden; hernach fiel sie in eine solche Mattigkeit, daß ich angstvoll ihr Ende in der Nähe fürchtete. Wie mir damals zu Muthe gewesen, kann ich nicht beschreiben. Ich sollte eine Person sterben sehen, welche mir fast höher als mein eignes Leben war; ja ich liebte sie mit einer solchen Heftigkeit, daß ich mich überzeugt hielt, ich würde ihren Tod nicht überleben können. Ohne sie sollte ich nun wieder meine Zeit in der Einsamkeit zubringen? Hätte ich sie niemals gesehen, so würde mir die schon gewohnte Lebensart erträglich gewesen sein. Sie hatte sich mir schon unentbehrlich gemacht; wir hatten uns gegenseitig alle Arbeiten erleichtert. Ich kann aufrichtig sagen, daß ich mir, wiewol es nicht rühmlich ist, vornahm, sollte sie sterben, ihr zu folgen. Ihre Schwachheit, die sich in einem fortwährenden Schlummer ausdrückte, hielt über zwei volle Tage an, worauf sie sich etwas zu er-

holen begann, sie bekam ein starkes Nasenbluten, welches mir Hoffnung zu ihrer Genesung gab, doch, da es zu lange anhielt, mich ängstlich machte. Sie sah, daß mir die Thränen in den Augen standen; „geben Sie Sich zufrieden," sprach sie mit einigen Liebkosungen, „ich werde nicht sterben; bringen Sie mir einen Trunk frischen Wassers, ich kann vor Mattigkeit den Mund kaum öffnen." „Und wenn ein Tropfen einen Dukaten kostete," sagte ich, „sollen Sie ihn haben; allein ich fürchte, es mögte Ihnen schädlich sein; wollen Sie mir einen Gefallen thun, so trinken Sie vorher eine Tasse Thee." „Nun so gehe, mein lieber Martin," sprach sie leise, „ich will noch so lange schmachten." Der Ausdruck, dessen sie sich noch nie bediente, gab mir gleichsam Flügel; ich röstete auch zugleich etwas Brod und warf es in einen Becher voll Wasser, das ihr nicht schädlich sein konnte. Als eine Freundin von Thee trank sie vier Tassen, worauf sie ziemlich munter wurde, mir aber andeutete, daß ich, weil ich in mehren Nächten nicht geschlafen hätte, mich auf einige Stunden zur Ruhe begeben solle. Ich wollte mich dagegen sträuben; da sie aber unwillig zu werden schien, folgte ich ihrem Wunsche, legte mich neben ihrem Bette nieder, damit ich immer gleich bei der Hand sei. Bei meinem Erwachen schlief sie sanft und hielt meine Hand in der ihrigen. Als sie auch erwachte, sagte sie zu meiner

Freude, daß ſie hungrig ſei. Am frühen Morgen ſchoß ich in der Gegend der Stampfe ein Paar Vögel, welche nach meiner Anſicht Schnepfen waren, richtete dieſe mit einer Weinbrühe zu, wovon ſie einen guten Theil aß. Sie war außer Gefahr, nur daß ihr Magen der nothwendigen Erleichterung bedurfte. Hier fiel mir gleich der Geſundheitsquell bei meiner alten Wohnung ein, deren ſich mein Vater mit gutem Nutzen bedient hatte. Dieſe ſchlug ich ihr vor und der Gebrauch brachte eine erquickende Hülfe. Bei dieſem Umſtande war die Weinleſe unterbrochen, welche ich nicht gern verſäumen wollte. Ich theilte ihr meine Gedanken mit, in die ſie einwilligte, wenn es ihr auch ſchwer wurde, allein zu bleiben. Da ich ihr die Nothwendigkeit vorſtellte, ſo gab ſie mir nach, bat mich aber, ja vorſichtig zu ſein; käme ich den Mittag nicht zurück, ſo würde ſie ſich auf den Weg machen, wenn es auch mit Verluſt ihres Lebens geſchähe. Deshalb entfernte ich mich in aller Frühe und ſchnitt ſo viele Trauben ab, wie ich nur fortbringen konnte. Auf dem Rückwege begegneten mir die Schafe bei den Pomeranzenbäumen, und ich bekam bald eins in meine Gewalt, das ich mit aufpackte. Ich traf noch vor Mittag wieder ein. Meine Patientin ſaß vor der Thür und empfing mich mit offenen Armen. „Nun bin ich,“ ſprach ſie, „völlig überzeugt, daß Sie mit unverfälſchter Liebe mir zugethan ſind.“ „Ich glaubte,“ gab ich zur Antwort,

„daß Sie schon mehr als eine Probe hiervon hätten.
„Ei, Deine Proben sind nicht weit her," entgegnete sie. Ich wollte weiter reden, allein sie hielt mir den Mund zu und fragte, ob ich die Trauben hier alle hätte? „Nein," war die Gegenantwort, „ich habe noch eine volle Ladung und morgen gedenke ich die übrigen zu holen." Nach dem Mittagsessen schlachtete ich das Schaf, trug die Trauben an ihren Ort und weil nun der Abend herankam, und ich in der Frühe wieder aufstehen wollte, so gingen wir zeitig zur Ruhe. Wie schon erwähnt, war die Lese so reichlich, wie sie noch nie gewesen; den ausgepreßten Saft schaffte ich an seinen Ort und setzte meine Geschäfte wie gewöhnlich in größter Zufriedenheit fort, weil sich Karoline wieder vollkommen gesund fühlte. Die nasse Witterung warteten wir in unserer Wohnung gelassen ab; mit Fleisch und Brod waren wir versorgt, daß wir das Ausgehen füglich vermeiden konnten. Doch legten wir keineswegs die Hände müssig in den Schooß, sondern besserten unsere Kleider aus und was etwa im Trocknen verrichtet werden konnte. Seit ihrer Unpäßlichkeit waren wir immer vergnügt; Keiner von uns erwähnte etwas, woraus man ein Verlangen nach Erlösung hätte schließen können; was im Herzen vorging, das blieb verborgen. Hinter der Allee auf einer kleinen Anhöhe, wo wir ein kleines Lusthaus, mit Laubwerk verdeckt, erbauet hatten, tranken wir oft Kaffee. Die Aussicht

war vortrefflich, so daß wir nicht selten bis an den späten Abend daselbst zubrachten, und weil das schlechte Wetter uns eine Zeitlang an das Haus gefesselt hatte; so war uns das Vergnügen doppelt. Wie man in Europa froh den Frühling begrüßt, so saßen wir unter dem Grünen und gaben uns unschuldigen Gedanken und Unterhaltungen hin. „Es ist wahr," sagte Karoline, „wir genießen hier ein Glück, das Tausende entbehren müssen. Die Einsamkeit ist mir zur Natur geworden; ich würde mir Gewalt anthun müssen, wieder unter dem Geräusche vieler Menschen zu leben und wäre ich versichert, daß ich eher als Sie mit Tode abginge, so wäre kein Fürstenthum vermögend, dieser wohlthuenden Einsamkeit mich zu entreißen." „Dieses, werthe Karoline," sagte ich, „sind Dinge, die wir dem Regierer unserer Tage anheimstellen sollen. Hätte ich das Unglück, Ihr Ende zu sehen, so würde mir jeder Augenblick zur Last; ja ich schwöre es Ihnen, daß der Kummer in kurzer Zeit mich verzehren würde." „Wir wollen hiervon abbrechen," fiel sie mir in's Wort; „es nützt weiter nichts, als daß wir uns einander das Herz schwer machen; stopfen Sie sich eine Pfeife, wir wollen ein wenig in der Allee spazieren gehen." Ich entsprach gern ihrem Wunsche und war eben im Begriff mit einem Brennglase mir die Pfeife anzuzünden, als unerwartet von Norden her ein Kanonenschuß geschah. Wir standen

Beide wie versteinert und waren nicht vermögend, ein Wort auszusprechen. Sie brach das Stillschweigen und sagte: „Wie stehet es, Martin, haben wir zu fürchten oder zu hoffen?“ „Die Zeit wird's lehren,“ antwortete ich, „wir wollen sehen, was dieser Schuß bedeuten mag.“ „Ja, ja,“ fiel sie mir in die Rede, „ich sterbe fast vor Sehnsucht, die Ursache zu erfahren; oder wollen wir hier bleiben, und sie nach ihrem Gefallen schießen lassen?“ Ich hielt es für weise, wenigstens Kundschaft einzuziehen. „Allem Vermuthen nach glaube ich, sind es Christen und von welcher Nation sie auch sein mögen, sie werden ihre Schuldigkeit gegen uns erfüllen.“ „Der Himmel gebe,“ fügte sie hinzu, „daß es zu unserer Wahle ausschlägt.“ Hiermit gingen wir nach der Gegend hin, woher der Schall gekommen war. Wir nahmen zwei Flinten nebst Pulver und Blei mit. Kaum hatten wir die Höhe erstiegen, als wir ein Schiff vor Anker liegen sahen und zwar so nahe, daß wir das Volk auf dem Verdecke sehr genau erkennen konnten. Kurz hinter einander schossen wir los, um das Schiff aufmerksam auf uns zu machen. Zum Ueberfluß band Karoline ihre weiße Schürze an die Flinte und gab dem Leuten mit so gutem Erfolge ein Zeichen, daß in kurzer Zeit ein ausgesetztes Boot dem Lande zueilte.

34. Capitel.

Ein englisches Schiff bringt Hoffnung zur Errettung.

Die Freude, daß wir in englischer Sprache angeredet wurden, war unbeschreiblich. „Im Namen des Kommandeurs," sagte der Vorgesetzte, „habe ich die Ehre, Sie zu fragen, ob Sie seiner Hülfe bedürftig sind oder womit wir Ihnen dienen können?" „Sagen Sie," gab Karoline zur Antwort ihm zurück, „er solle ein Werk der Barmherzigkeit erweisen und zwei verunglückte Personen aufnehmen." „Darf ich wol die Frage wagen, wer Sie sind?" „Mein Herr," erwiederte sie, „ich bin die Tochter des Statthalters von Jamaika." Mehr verlangte er nicht zu wissen und empfahl sich, indem er rasch nach dem Schiffe zurückkehrte. „Wie ist Ihnen zu Muthe?" fragte sie mich. „Aufrichtig zu bekennen," gab ich zur Antwort, „äußert sich eine Bangigkeit in mir, die ich nicht zu überwinden vermag." „Mein lieber Martin," sagte sie, „ich zittere und weiß nicht warum; ich muß mich niedersetzen, weil meine Füße mich nicht mehr tragen wollen." Sie lehnte den Kopf an meine Brust mit den Worten: „Ach, hätten wir doch der Neugierde nicht nachgegeben!" „Wir werden hierbei nichts verlieren," entgegnete ich, „weil dies Landesleute von Ihnen sind." „Die Zeit wird's lehren," sagte sie seufzend. Weil das Schiff nicht weit vom Ufer geankert hatte, so

bedurfte es nur kurzer Zeit, daß das abgeschickte Boot die Nachricht von uns überbringen konnte und bald darauf noch mehr Mannschaft an's Land kam. Als sie ausgestiegen war, gingen wir ihr entgegen und als sie noch etwa zwanzig Schritte von uns entfernt war, that Karoline einen lauten Schrei und sank ohnmächtig zur Erde. Was mich am meisten befremdete, war, daß der Ansehnlichste unter den Angekommenen, ein schon etwas bejahrter Mann, den Degen zog und mit solcher Heftigkeit nach Karoline stieß, daß er sie durchbohrt haben würde, wenn die Nächsten ihn nicht zurückgehalten hätten. Dies war noch nicht genug; er ergriff zugleich eine Pistole aus dem Gürtel und schoß nach mir, daß die Kugel meine linke Seite streifte und die Haut verletzte, wie ich nachher fühlte. Da er sah, daß der Schuß mißlungen war, schrie er: „Führet den Bösewicht aus meinen Augen; morgen soll er an dem ersten Baum hängen." Ich wollte eben nach der Ursache dieses Benehmens fragen, als sechs bewaffnete Soldaten mich mit sich fortbrachten. Was mit Karoline vorging, konnte ich nicht sehen, weil wir weiter als vierhundert Schritt davon an dem Felsen Halt machten. „Freunde," redete ich die Soldaten an, „sagt mir doch um Gotteswillen, warum Euer Oberer so ungerecht mit mir verfährt, da ich ihn in meinem Leben nicht gesehen, noch vielweniger ihn beleidigt habe?" „Dies werdet Ihr vielleicht am

besten wissen oder erfahren," antwortete Einer. Ich wollte weiter reden; allein er legte mir Schweigen auf und gab zu verstehen, ich solle meine Worte bis an dem gehörigen Orte sparen. Die Sonne war bereits im Untergange, als dieses sich zutrug. Ehe es völlig finster ward, kam ein Kerl und legte mir Fesseln an, wobei mir die hellen Thränen über das Gesicht liefen. Ich klagte über Gewalt, aber Niemand war zugegen, der Theil nahm; ich beschloß daher, den Ausgang mit Gelassenheit zu erwarten. Es mogte um Mitternacht sein, als man mich nach einem angemachten Feuer führte, wo in der Nähe ein aufgeschlagenes Zelt stand. In wenig Augenblicken brachte man mich in dasselbe. Hier bei einem kleinen Tische saß ein Mann, welchen ich für einen englischen Geistlichen hielt. Nachdem er mich lange betrachtet hatte, hielt er mir eine eindringliche Predigt und sagte, wie ich als ein grundboshafter Mensch die Gnade meines Herrn gemißbraucht, einen Meineid an ihm begangen hätte, wodurch ich mir das Leben verwirkt habe. Hierbei hätte ich weiter nichts zu thun, als mich auf den Tod vorzubereiten. Als ich nun geduldig ihn angehört hatte, antwortete ich: „Ehrwürdiger Herr, erlauben Sie, daß ich mich vertheidige. Daß Sie mir Tod und Sterben vorhalten, ist so alt wie die Welt; ich werde kein anderes Loos haben, allein daß ich eines gewaltsamen und schimpf-

lichen Todes sterben soll, ohne mir anzuzeigen, aus welcher Ursache, dieses ist sowol bei der englischen Nation wie in der ganzen Christenheit etwas Unerhörtes. Sie sagen von Meineid, den ich gegen meinen Herrn begangen haben soll; ich sage Ihnen, daß Sie falsch berichtet sind." Er wollte mir in's Wort fallen, ich bat aber, mich vollends zu hören, worauf ich seine Rede vernehmen würde. „Mein erster Herr," fuhr ich fort, „war ein Kaufmann in Emden, den ich als Vater ehre, und auf dessen Empfehlung reiste ich nach Amsterdam und mit der Erlaubniß desselben bin ich unter dem bekannten Admiral Spilberg in See gegangen. Hier in der Einöde lebe ich nun beinahe vierzehn Jahre und bin in dieser Zeit selbst Herr und Diener gewesen. Ich kann mir wol vorstellen, was für eine Person Sie in mir suchen, aber wahrhaftig nicht finden; ich glaube, der Herr, der Sie abgeschickt hat, mich zum Tode vorzubereiten, hätte sehr wohl gethan, wenn er den Zorn etwas mehr gezügelt und zuvor die Sache ruhig untersucht hätte." „Was ist aber hierbei zu thun," sagte der Geistliche, „wenn sich die Sache wirklich so verhält, wie Ihr vorgebet?" „Nur Sie," war meine Gegenrede, „können hierbei das Beste thun. Ich bin unschuldig, retten Sie mich, ich beschwöre Sie bei Ihrem hohen Amte, sich meiner anzunehmen und zu sorgen, daß das Todesurtheil so lange aufgeschoben wird, bis meine Un-

ſchuld völlig an's Licht kommt.“ „Durch was wollet Ihr Euch rechtfertigen?“ warf er mir entgegen, „ich will es auf mich nehmen, und die Sache dem Herrn Lord von D... vortragen; ich muß aber ihr ein gehöriges Gewicht geben können, ſonſt würde ich nichts ausrichten und mich ſelbſt in Verlegenheit ſetzen.“ „Sie haben,“ erwiederte ich, „die Gefälligkeit, mich anzuhören,“ und erzählte ihm Folgendes: „Ich habe mich zwar keiner hohen Geburt zu erfreuen, bin aber von einem Kaufmanne in Emden an Kindes Statt angenommen, bei dem ich die Kaufmannſchaft erlernte.“ Hier theilte ich ihm die erfahrenen Begebenheiten nach allen Umſtänden mit, wie ich auf dieſe Inſel gekommen ſei, wie lange ich daſelbſt hausgehalten; auch wie ich Fräulein Karoline mit einem Kerl angetroffen, den ſie erſchoſſen und ich auf der Stelle begraben hätte, die ich auf Verlangen noch vorzeigen könne; im Uebrigen würde gedachtes Fräulein Karoline hiervon ein untrügliches Zeugniß abzulegen im Stande ſein; zu noch mehrer Bekräftigung würde man in meiner Wohnung ein Tagebuch auffinden, welches mich hinlänglich rechtfertigen werde. Bei dieſem Verhöre war die Nacht verſtrichen. Der Schiffsprediger rief den Unteroffizier und trug ihm auf, einen Mann an den Kommandeur zu ſchicken, den er erſuchen ließ, ein Wort mit ihm zu ſprechen. Ehe der Abgeſandte wieder zurückkam, ſtelleten ſich einige zwanzig

Soldaten bewaffnet vor das Zelt. Der Lieutenant trat herein und sagte, er habe Ordre, mich abzuholen und das zuerkannte Urtheil an mir zu vollstrecken. Hierüber erschrak ich so sehr, daß ich fast alle Besinnung verlor; der Prediger aber sprach mir Muth ein, mich zu fassen, er stehe für mein Leben. Zu dem Lieutenant sagte er: „Mein Herr, stehen Sie so lange in Geduld, bis der Bote, den ich an den Lord gesandt habe, wiederkehrt; dieser Mensch ist unschuldig.“ „Nach meiner vorgeschriebenen Ordre,“ erwiederte jener, „habe ich nur derselben Folge zu leisten.“ „Das räume ich ein,“ versetzte der Pastor, „ein kleiner Verzug hebt den Gehorsam nicht auf.“ Indem sie nun im ernsthaftesten Wortwechsel begriffen waren, kam der Soldat mit einer versiegelten Ordre an den Lieutenant, die er kaum gelesen hatte, als er erklärte: „Ich habe Befehl mit meiner Mannschaft wieder abzumarschiren.“ Hierauf wurden mir sogleich die Fesseln wieder abgenommen; der Prediger hatte auch Erlaubniß, bei dem Lord zu erscheinen und ich wurde unter Bedeckung zurückgelassen. Ungefähr nach zwei Stunden kam derselbe Lieutenant zu mir und forderte mich auf, ihm zu folgen, ich würde die Ehre haben, dem Lord meine Aufwartung zu machen. „Ich bin niemals ehrgeizig gewesen,“ gab ich zur Antwort, indem ich ihn begleitete, „am allerwenigsten jetzt.“ „Der Lord ist ein gnädiger Herr,“ fuhr er fort, „darum

iſt es billig, daß Er ihm ſchuldigen Dank abſtatte.“ „Daß der Lord ein gnädiger Herr ſei, daran iſt nicht zu zweifeln; allein ich habe davon eine ſchlechte Probe erfahren und wenn ich, wie Sie ſich auszudrücken belieben, die Ehre habe, ihn zu ſprechen, ſo wird der Dank nur ſehr trocken ſein.“ Unterdeſſen waren wir an eine Art eines kleinen Lagers angelangt, wo man verſchiedene Zelte am Ufer aufgeſchlagen hatte. Das Erſte, was mich neu belebte, war, daß vor einem großen Zelte verſchiedene Perſonen um den Lord herumſtanden, hauptſächlich aber Karoline, welche mir mit offenen Armen entgegen kam und faſt ununterbrochen rief: „O Du armer Martin!“ Dabei nahm ſie mich bei der Hand, führte mich dem Lord entgegen und ſagte: „Sehen Sie, Papa, dieſer iſt es, dem ich mein Leben und Alles zu danken habe.“ Ich erſtaunte, da ich vernahm, daß der Lord von D... ihr Vater war. Ich näherte mich demſelben; er war ſo freundlich, kam auf mich zu und reichte mir die Hand, ich wollte ſie küſſen, was er aber verweigerte, aber mich umhalſete mit den Worten: „Herr Martin, ich habe Sie beleidigt; Sie rechnen es mir nicht zu, weil ich in Ihnen eine andere Perſon ſuchte.“ Die große Liebe zu meinem Kinde war durch die Bosheit eines Menſchen faſt gänzlich unterdrückt und Beiden hatte ich den Tod geſchworen; dem Himmel ſei Dank, daß die Unſchuld gerettet iſt; meine Fehler werde

ich für die Zukunft wieder gut machen.“ Nun führte er mich in's Zelt, wo ich mich ſetzen mußte. Niemand bezeigte ſich geſchäftiger als Karoline, welche gleich ein niederſchlagendes Pulver brachte, das ſie mir eingab. Der Vater wie ſeine Umgebung gaben Zuſchauer ab, die einen wunderlichen Begriff von uns Beiden faſſen mogten; Karoline ſchenkte mir eine Taſſe Thee ein und reichte mir eine geſtopfte Pfeife. „Du haſt,“ bemerkte der Vater, „gut ſerviren gelernt.“ „Allerliebſter Papa,“ antwortete ſie, „in einer Zeit von fünf Jahren kann man wol ſo viel lernen, ſich in eine Perſon zu ſchicken.“ Die umſtehenden Offiziere hatten ihren Scherz, den ſie nicht beachtete. „Es iſt Ihnen nicht wohl,“ ſagte ſie wiederholt zu mir.“ Ich wollte es verbergen, es war nicht möglich, die Pfeife fiel mir aus den Händen, die Augen wurden ſo finſter, daß ich Niemanden mehr erkennen konnte. Der Lord rieth mir, aufzuſtehen und ein wenig umher zu gehen; allein ich konnte es nicht. Der Prediger ſchlug einen Aderlaß vor, den ich mir gefallen laſſen mußte. Nach einer Stunde, wo ich mich etwas erholt hatte, bat ich, mir zu erlauben, daß ich nach meiner Wohnung gehe. „Dieſes ſoll Ihnen,“ ſagte der Lord,“ nicht allein erlaubt ſein, ſondern ich werde mir auch die Freiheit nehmen, Sie zu begleiten.“ Der Prediger und Karoline führten mich, ich vermogte nicht, hundert Schritte zu thun, ohne auszuruhen. Der ganze

Hause folgte, neugierig, unsern Aufenthalt in Augenschein zu nehmen. Als ich die Wohnung erreicht hatte, streckte ich mich der Länge nach auf mein Lager, war auch bald eingeschlafen, fand indessen beim Erwachen Niemanden, wie Karoline. „Wie ist Ihnen?“ fragte sie mit nassen Augen. „Mir ist ganz wohl,“ gab ich zur Antwort; „außer daß mir die Seite, die durch die Kugel geritzt wurde, sehr wehe thut.“ „Wer ist denn so boshaft gewesen, nach Ihnen zu schießen?“ fiel sie mir erschrocken in die Rede. Dies hätte ich billig verschweigen sollen, denn da ich ihr sagte, daß ihr Vater in der ersten Hitze nach mir geschossen, bediente sie sich solcher Ausdrücke, durch welche aller kindlicher Respekt aus den Augen gesetzt wurde. „O,“ fuhr sie fort, „wo ist die vorige Zufriedenheit? Wo sind die glücklichen Augenblicke, wo Alles von unserem Willen abhing!“ Ihre Klagen wurden von einem Besuche unterbrochen, indem zwei Matrosen in Begleitung eines Offiziers in einem Korbe frisch gekochte Speisen und eine Flasche Wein brachten. Der Lord ließ zugleich melden, er sähe gern, daß seine Tochter, wenn meine Gesundheit ihre Abwesenheit gestatte, zu ihm käme. Ich nahm hieraus ab, daß es ihm wohl nicht ganz angenehm sei, wenn seine Tochter mich ihm vorzog. Ich ließ daher erwiedern, er möge diesen Fehler entschuldigen; es falle ihr schwer, sich bei einer zahlreichen Gesellschaft aufzuhalten, das werde sich

aber schon geben. Mittlerweile, wie die Matrosen auspackten, schlug ich ihr vor, wenn sie es für schicklich halte, ihrem Vater ein Paar Bouteillen von unserem Biere zu überschicken.“ „Wir werden schon zu einer andern Zeit Gelegenheit haben, hieran zu gedenken,“ meinte sie. Das Essen bestand aus einem Stück gesalzenen Rindfleisch, welches uns, die wir es so lange hatten entbehren müssen, wohl schmeckte. Dem mit uns speisenden Offizier, als er nach meinen Gesundheitsumständen fragte, versetzte ich, daß ich einen Streifschuß bekommen hätte, der mich sehr schmerze und bat ihn, mir den Schiffsbarbier zuzusenden, da ich merkte, daß die Wunde anfing zu brennen. „Ei!“ fiel er mir in's Wort, „warum haben Sie dieses nicht gleich angezeigt?“ „Zu der Zeit, wie ich sie erhielt, würde man nicht viel darauf geachtet haben; dem rechtschaffenen Prediger habe ich es zu danken, daß ich den Schmerz noch fühle, hätte er der letzten Ordre nicht heftig sich widersetzt, so wäre ich aus dem Lande der Lebendigen hinweggenommen; zu der Zeit,“ fügte ich hinzu, „wäre es lächerlich gewesen, wenn ich verlangt hätte, man solle mich verbinden; just wie jener, welcher, als ihm der Kopf abgeschlagen werden sollte, bat, man möge ihm die Augen verbinden, er könne kein Blut sehen.“ „In Wahrheit, Herr Martin, Sie sind auf eine doppelte Art glücklich. Zunächst besitzen Sie die Eigenschaft, die nur selten angetroffen

wird, das Sie über ein Unglück, daß ſogar mit Leben und Tod verknüpft war, nur ſcherzend reden; und dann, weßhalb ich ſie beneide, iſt das eine der höchſten Seligkeiten, daß ein ſo vollkommen ſchönes Kind bei Erwähnung Ihres Unfalls Thränen vergießt." Karoline lehnte dieſe ſpitze Höflichkeit von ſich ab, indem ſie ſagte: „Meine eigenen Umſtände ſind mir zu betrübt, als daß ich nicht Veranlaſſung nehmen ſollte, eine ſolche Sache, wobei ich nichts thun noch ändern kann zu beklagen; denn alle Grauſamkeiten überſteigt es, daß mein Vater ohne irgend eine Unterſuchung mir den Degen in die Bruſt ſtoßen und dem Herrn Martin als einen Miſſethäter zu einem ſchändlichen Tode verurtheilen wollte." „Sie müſſen," entgegnete der Lieutenant, „dieſes Benehmen nicht von der ſchlimmſten Seite anſehen; Ihr Herr Vater war durch falſche Berichte ſehr aufgebracht; nach dieſen ſollten Sie ſich eines Verbrechens ſchuldig gemacht haben, wodurch ſeine Ehre und ſein Anſehen litt; die große Liebe zu Ihnen ließ ihm nicht Ruhe; er hatte ſich vorgenommen, Sie zu ſuchen und nicht eher abzulaſſen, er habe denn ſeinen Zweck erreicht oder ſein Leben verloren. Ja er hat mir heute noch zugeſtanden, daß er in der Perſon des Herrn Martin ſeinen ungetreuen Bedienten erblickte, noch hinzuſetzend, er wolle ein Glied von ſeinem Leibe darum hergeben, wenn er ſich in ſeiner Hitze mehr gemäßigt hätte. Dieſe

Reue wird genügen, ihm Verzeihung zu ſchenken.“ „Es iſt mein Vater,“ fing ſie das Wort auf, „und der ihm ſchuldige kindliche Gehorſam hebt Alles auf; nur kann ich es nicht dahin bringen, daß nicht zuweilen in mir ein unwilliger Gedanke deshalb aufſteigt.“ Unter ſolchen Geſprächen verfloß die Zeit beim Eſſen; der Lieutenant bewunderte unſer Getränk und erkundigte ſich, ob wir noch mit Vorrath verſehen wären. „Ich kann Ihnen,“ war meine Antwort, „von Beiden mit etwas aufwarten.“ „Mit Wein ſind wir auf dem Schiffe,“ ſagte er, „wohl verſorgt; allein das Bier, das dem beſten in England den Vorrang ſtreitig macht, iſt von beſonderem Geſchmack und Sie würden dem Lord einen großen Gefallen erweiſen, wollten ſie ihm eine Flaſche überſchicken.“ Nach aufgehobener Tafel gab ich jedem Matroſen einen Becher Wein, wofür ſie ſehr dankbar waren. Nun packte ich zwei Flaſchen Bier und ein vor acht Tagen gebackenes Brod ein, welches Beides der Lord, wie ich hernach erfuhr, mit großem Vergnügen annahm. Beſtelltermaßen kam der Barbier, legte ein Pflaſter auf, wodurch bald der Schmerz ſich milderte. Karoline kam dieſe Nacht nicht zu Hauſe und es iſt ſchwerlich zu glauben, welche Gewalt die Gewohnheit übt; ich konnte kein Auge zuthun, Alles ſchien mir zu weit um mich herum; ja es wollte ſich auch eine Art Eiferſucht äußern. Wir hatten eine freie, ungezwungene Freundſchaft geſchloſſen; dieſe war unter-

brochen. Wir liebten uns, ohne zu untersuchen, was Liebe sei; nun fühlte ich erst tief den Schmerz der Trennung. „Ich werde sie nicht mehr sehen," seufzte ich, „noch weniger sprechen, ohne in Gegenwart ihres Vaters. Ihr hoher Stand verpflichtet sie, sich standesmäßig zu verheirathen; ich werde es als eine besondere Gnade zu betrachten haben, daß ich mit ihnen zugleich Europa betrete; allein, da mir das angenehme Verhältniß entzogen wird, so bin ich daselbst überflüssig; das Anerbieten, mich mit an Bord zu nehmen, will ich großmüthig ausschlagen, in einem Vierteljahre ist Alles vergessen." Ich entschloß mich, diesen Vorsatz meiner Karoline mit Gelassenheit zu entdecken, und zu beachten, ob sie die mindeste Kaltblütigkeit dabei zeige. Zwar hatten wir noch nie an eine Art von Verbindung gedacht; wir ließen es lediglich dabei bewenden, daß wir das Innere unseres Herzens durch Beweise der aufrichtigsten Achtung uns gegenseitig zu erkennen gaben. Der eben kommende Barbier unterbrach meine Nachtgedanken; nachdem er mich verbunden hatte, versicherte er, daß mit diesem Pflaster, was einige Tage liegen bleiben könne, das Uebel gehoben sei. Nach seinem Abschiede redete ich mich folgendermaßen an. „Nun Martin, gewöhne dich wieder, dich der Geschäfte selbst anzunehmen! O wie ruhig werde ich sein, wenn ich mich wieder in meiner früheren Glückseligkeit befinde! Hier hatte ich

nun in meinen Gedanken alle Berge überstiegen, wußte mich schon groß damit, daß ich Karoline mit gleichgültigen Augen ansehen könne! Ich mußte nun an's Mittagsessen denken und dies sollte ein Gericht Fische sein. Ich holte mir daher aus dem Fischhalter zwei Fische von ziemlicher Größe und machte sie zurecht und wie es Zeit war, zündete ich Feuer an, sie zu sieden. Als ich eben im Begriff war, den Kessel vom Feuer zu heben, trat Karoline in die Küche und fiel mir um den Hals mit den Worten: „O Du allerliebster Martin, welche Sorge habe ich in verwichener Nacht um Dich getragen." Dieser unverhoffte Besuch rührte mich bis zu Thränen. „Mein Martin," sprach sie erschrocken, „Du vergießest Thränen? Was ist Dir begegnet?" „Warum sollte ich nicht Thränen vergießen, da ich einen so großen Verlust mit Stillschweigen ertragen soll." „Es ist nicht Zeit umständlich hiervon zu reden," sagte sie, „mein Vater, der Lord wird gleich erscheinen." „Ach ja, gewiß nur, um mir zu sagen, was ich fürchte." „Und was fürchtest Du denn, lieber Martin?" fragte sie. „Sie zu verlieren," war meine Antwort. „Hast Du denn ein so kurzes Gedächtniß," setzte sie hinzu, „wie ich für Dich ja nur Alles gethan, was uns — — —." „Hier," sagte sie, indem sie sich umwandte, „ist der ehrliche Martin." Der Lord kam mir so geschwind auf den Hals, daß ich kaum im Stande war, ihm achtungs-

voll zu begegnen. „Nun, mein lieber Insulaner,“ redete er mich an mit einem freundlichen Gesicht, „wie stehet es um die Küche? Ich wünsche heute Ihr Gast zu sein!“ Dabei reichte er mir die Hand, welche ich küssen wollte, was er aber mit den Worten verbat: „Dies sind überflüssige Höflichkeiten, die wir bei Seite setzen; wir wollen als Freunde leben.“ Ich wollte ihm vorstellen, daß der große Standesunterschied mir diesen Beweis der Hochachtung zur Pflicht mache. „Ei was,“ widersprach er, „wir sind doch alle Menschen; bei dem Geräusche der Welt muß ein so nothwendiges Uebel beibehalten werden; hier wollen wir es vermeiden.“ Unterdessen, wie wir von gleichgültigen Dingen sprachen, hatte Karoline sich entfernt, kam aber bald wieder zum Vorschein und sagte, sie habe die Tafel zubereitet, wir können uns setzen. Damit nahm sie ihren Papa bei der Hand und führte ihn in die Stube, wo ich wirklich einen Ueberfluß aufgetragen fand. Der Lord aber sagte: „Ich werde nichts anrühren, bevor ich von des Herrn Martin Fischen etwas gekostet. Karoline mußte also auch diese anrichten, an welchen er sich labte, während er von dem Uebrigen noch etwas Weniges genoß. Nachdem wir völlig gespeis't hatten, brachte Karoline einen Korb aus der Kammer und fing an, auszukramen. Das erste war eine vollständige Offiziersuniform von Fuß bis auf den Kopf; worauf der Lord sagte:

35. Capitel.

Martin wird Unterlieutenant.

„Sie hat mir meine Tochter von Ihnen einen so vortheilhaften Begriff gemacht, daß ich mich verpflichtet fühle, Ihnen meine Erkenntlichkeit zu beweisen; hiervon will ich einen kleinen Anfang beginnen, indem ich Sie zum Unterschiffslieutenant ernenne und zugleich beglückwünsche; gegenwärtige Kleidung ist Ihr Eigenthum.“ „Der gnädige Herr Lord belieben zu scherzen,“ gab ich bestürzt zur Antwort. „Nein, Herr Lieutenant, es ist im Ernst gesprochen; Sie sind gestern im Schiffsrath dafür erklärt worden,“ was der Lord bezeugte mit dem Zusatz: „Morgen werden sie das Mittagsmahl bei mir einnehmen!“ Ich entgegnete, daß ich einer solchen Auszeichnung unwürdig sei, weil eine solche Stelle nur denen anvertraut würde, welche sich im Dienste besonders hervorgethan hätten. Es half nichts, ich war der Lieutenant Speelhoven. Hierauf gingen wir mit einer Pfeife Taback spazieren, wo ich ihm das Eine und das Andere, was es für Nutzen schaffe, zu erklären suchte. Die Offiziere waren ohne mein Wissen auf unser Sommerhäuschen zum Kaffee eingeladen; wir gingen auch dahin und weil wir Anfangs noch allein waren, eröffnete er mir Folgendes: „Ich habe mit meiner Tochter Ihretwegen ausführlich gesprochen; ich drang in sie, mir zu sagen, wie weit sich die Bekanntschaft zwischen

Ihnen Beide erſtreckte und ob ſie ſich in eine Verbindung eingelaſſen? Sie hat mir Alles eingeſtanden; die Umſtände, in welchen Sie beide ſich befanden, entbanden ſie von dem Geſetze. Dieſes Alles bei Seite geſetzt, muß ich Ihnen mittheilen, daß ich meine Tochter vorlängſt an den Lieutenant, mit dem ſie geſtern ſpeiſ'ten, verſprochen habe; ich würde mein Wort in Anſehung Ihrer Perſon zurücknehmen; allein die Verhältniſſe wollen es nicht erlauben. Wir müſſen in Etwas nachgeben; außerdem ſind wir in einem ſo entlegenen Welttheile leicht der Gefahr ausgeſetzt, daß das unbändige Schiffsvolk unruhig wird. Der Lieutenant ſteht bei der Equipage in Anſehen; dieſe würde bald zu ungebührlichen Ausſchweifungen verleitet werden ohne ihn; kommen wir glücklich nach England, ſo will ich mein Wort beſtätigen." Wir mußten abbrechen, weil die Offiziere ſich näherten; er verſchob daher die weitere Unterredung auf den morgenden Tag, weil er geſonnen war, der ganzen Mannſchaft ein Traktament zu geben. Weil ich den andern Tag zu brauen gedachte, wozu ſchon die erforderlichen Anſtalten getroffen, ſo bat ich mich zu entſchuldigen. „Sie ſollen brauen," antwortete der Lord, „und wenn Sie es unterließen, ſo würde ich Sie darum erſuchen; denn ich finde ein beſonderes Wohlgefallen an Ihrem Getränk, glaube aber, daß es um einen Tag ausgeſetzt werden kann, außerdem paßt ſich ein

ſolches Geſchäft nicht mehr zu Ihrem Charakter; ich habe Leute, welche ſich auf das Brauweſen ſehr wohl verſtehen; Sie ſollen zwei Mann zu Gehülfen haben, die lediglich nach Ihrer Vorſchrift, damit das Bier nicht ausarte, ſich zu richten haben. Die gebetenen Gäſte waren angekommen, die mir mit aller erſinnlichen Höflichkeit begegneten, aber von dem neuen Lieutenant nichts erwähnten. Während Kaffee getrunken ward, entfernte ich mich, trug aus meinem Keller einige Flaſchen Wein und einen in Blei eingeſchloſſenen holländiſchen Käſe, der noch ſehr geſchmackvoll geblieben war, herbei. Es ging ſonſt nichts Merkwürdiges weiter vor; der Aufbruch geſchah zugleich, Karoline und der barfüßige Lieutenant blieben zurück. Wir brachten Alles in Ordnung und benutzten die Augenblicke, uns an die vorige glückliche Zeit zu erinnern. Da es anfing, dunkel zu werden, verfügte ſie ſich nach einem zärtlichen Abſchiede zu ihrem Vater; ich begleitete ſie eine Strecke und kehrte in meine Wohnung zurück. Auf meinem Lager überlegte ich, was für Abſichten der Lord mit mir haben möge. Alle Unterredungen mit ihm verglich ich, der Schluß aber fiel allemal zu meinem Vortheil aus. In der errungenen Gemüthsruhe ſchlief ich ſanft ein, ſtand früh auf, mich anzukleiden. Alles ging gut von Statten bis auf die Schuhe, die ich ſeit vielen Jahren nicht getragen hatte; ich mußte mich an den

Wänden anhalten und beinahe hätte ich sie wieder ausgezogen, als ein Unteroffizier kam und mir die Ordre brachte, beim Rapport zu erscheinen. Ich mußte in der That überlaut lachen, gut war es, daß der martialische Bote sich entfernt hatte und mir Freiheit ließ, mich satt zu lachen. Der Bote war noch nicht eine Viertelstunde fort, als ein weit angenehmerer Bote, Karoline, zur Thür eintrat. Ich war nunmehr völlig angekleidet und bemühet, mit den Schuhen fertig zu werden, wie Karoline sich ziemlich unnütz machte und sagte: „Sie gefallen mir in Ihrem unschuldigen Anzuge ungleich besser; kommen Sie, mein lieber Martin, ich habe von meinem Vater die Erlaubniß, Sie abzuholen.“ Hiermit nahm sie mich bei der Hand; „laufen dürfen Sie nicht,“ bat ich sie, „sonst falle ich hin.“ „Nun so gehen wir langsam,“ antwortete sie. Bedächtig schritten wir der von dem Steg etwa einen Büchsenschuß entfernten Ebene zu, wo das Lager war. Man schien auf uns zu warten, denn der Lord und die Offiziere standen zusammen und sahen uns entgegen. Als ich denselben mich genähert hatte, machte ich einen Kratzfuß, wäre aber fast auf die Nase gefallen, wenn mich Karoline nicht gehalten hätte. Dies verursachte freilich ein Gelächter, das mich zwar verdroß, das ich aber verschmerzen mußte. Einer fragte mich, ob ich nicht gut zu Fuße sei? Ich erwiederte ihm, wäre er so lange wie ich ohne

Schuhe gegangen, ſo würde er ebenfalls an Schuhe ſich nicht gewöhnt haben, worauf er mich führte und mich bat, ihm ſeine Frage nicht übel zu nehmen. Der Lord und die Uebrigen wünſchten mir zu dem neuen Charakter Glück. Weder an der Ehrenſtelle, noch an den Komplimenten, welche bei den Wenigſten aus dem Herzen kommen mogten, war mir etwas gelegen, und ich ſah voraus, daß es mir nur nebenbeutend helfen würde. Es wurde geſpeiſet und auf meinen neuen Rock tapfer losgetrunken. Tauſend Andere hätten ſich vielleicht blenden laſſen; allein ich hatte meine ſtillen Gedanken hierüber. Früher galt ich ihnen nichts; jetzt überhäuften ſie mich mit Höflichkeiten, auf meine Perſon konnte ſich dies nicht beziehen, denn ich hatte mich in nichts geändert, als daß ich um einige Tage älter geworden war; darum mußte ich Alles auf die Ellen Tuch, die mich bedeckten, ſchieben. Der Lord fragte mich mehre Male, ob mir etwas fehle; er habe ſich geſchmeichelt, ich würde, da ich mich unter Menſchen und zwar unter dem Schutze einer Nation befände, von der ich alles Erwünſchte hoffen dürfe, heiteres ſein. Meine Antwort war, daß mich die vielen Beweiſe einer gnädigen Aufmerkſamkeit faſt ſo betäubten, daß ich nicht recht zu mir ſelbſt kommen könne, ſähe auch kein Mittel, wodurch ich derſelben einigermaßen mich würdig zu machen im Stande wäre; überdies trüge die Lebensart, die ich

ſo viele Jahre geführt hätte, dazu bei, daß ich faſt untüchtig zu allem menſchlichen Umgang ſei, ich wolle mir mit allem Ernſt angelegen ſein laſſen, meinen Fehler zu verbeſſern. Dieſe Entſchuldigung, welche die reinſte Wahrheit enthielt, fand einen ungetheilten Beifall. Nachdem ich nun mit den üblichen Zeremonien zum Schiffslieutenant erklärt war, wurde geſpeiſ't und darauf wegen der Anſtalten zur Abreiſe berathſchlagt. Ich theilte mit, daß noch ein Vorrath von gutem Mehl und Malz, wovon ich wenigſtens zwanzig Faß Bier zu brauen gedächte, übrig ſei, überhaupt ſtehe Alles, was in der großen Niederlage befindlich ſei, ihnen zu Dienſte, nur einige Kleinigkeiten wünſchte ich zu meinem Gebrauche zu behalten. Da ich hiervon noch nichts erwähnt hatte, ſah man mich verwundert an und der Lord fragte, was ich mit der großen Niederlage ſagen wolle. „Sie können," erklärte ich, „dieſelbe, wenn Sie befehlen, in Augenſchein nehmen; außer den noch brauchbaren Waaren nebſt verſchiedenen Lebensmitteln ſei ich mit Wein ſo verſorgt, daß er bei dem jährlichen Zuwachs niemals ausgehen könne." „O ſo wundert es mich nicht," fing der Lord das Wort auf, „daß der Herr Lieutenant und meine Tochter ſo wohl ausſehen; es hat Beiden alſo an nichts gefehlt und wenn aller Wein, von welchem ich eine Probe ſchmeckte, eine gleiche Beſchaffenheit hat, ſo darf ich behaupten, daß ich je einen

bessern nicht getrunken habe; gefällt es Ihnen, so wollen wir nach dem Essen die Kellerei besuchen," was auch geschah. Alles setzte sie hier in die größte Verwunderung; wir fingen an zu kosten und in der ganzen Gesellschaft war Keiner, der nicht einen kleinen Rausch gehabt hätte. Mit den in Blei eingefütterten Käsen machte ich dem Lord ein Geschenk, das er als ein Freund desselben vergnügt annahm. Ueber die Waaren ließ er sich also aus: „Wir wollen sie untersuchen und was noch gut ist, nach England mitnehmen; dort können wir sie verkaufen und das gelöste Geld wird Ihnen nützlicher sein, als wenn sie hier verderben; was den Wein betrifft, so bitte ich ihn mir und zwar gegen richtige Bezahlung aus." „Es stehet Alles zu Ihren Diensten," sagte ich, „nur einige Kleinigkeiten wünsche ich zu meinem Gebrauche zu behalten." „Sie als der Eigenthümer," schloß er, „haben nur zu befehlen; meinen Vorschlag können Sie nach Gefallen ausrichten; und nach diesem Gespräch schieden wir von einander. Karoline bat, mich nach meiner Behausung zu bringen; der Lieutenant wollte uns begleiten; da sie aber durch ihr finsteres Gesicht ihren Widerwillen zu erkennen gab, blieb er zurück und wir konnten nun das Vergnügen genießen, allein zu sein. Um keinen Argwohn zu erwecken, machten wir es kurz: ich gab es auch nicht zu, daß sie mich völlig nach meiner Wohnung begleite; denn ich sah,

daß ihr Vater kein allzufreundliches Geſicht machte, was ich ihr auch entdeckte. „Es thut zur Sache nichts,“ ſagte ſie dagegen; „ich muß Dir ſagen, daß wir uns wegen einer Perſon faſt entzweiet; ja, es ging ſo ſcharf her, daß ich mich meiner Schuldigkeit erinnern mußte. Ich werde, erklärte ich, die kindliche Pflicht nie aus den Augen ſetzen, lebe aber der Hoffnung, Sie werden als ein würdiger Vater nach Billigkeit mit mir verfahren; da Martin nach allen Rechten — — — hier fiel er mir heftig in die Rede und ſagte: die Rechte, die Du mir vorrückeſt, habe ich als Vater in Händen; reize mich nicht weiter zum Zorn. Ich muß freilich in etwas nachgeben, ſagte ich beim Abſchied, ſo viel aber iſt bei mir beſchloſſen, daß, ſo Martin ſich meiner Verheirathung widerſetzt, kein Anderer die Ehre haben ſoll, die Stelle zu vertreten.“ Sie verſprach, morgen beim Thee mir Geſellſchaft zu leiſten. Ich gedachte, recht früh aufzuſtehen; allein ehe ich das Lager verließ, hatte ſie ſchon einen Keſſel mit kochendem Waſſer in Bereitſchaft. Nach eingenommenem Frühſtück fingen wir das Geſchäft des Brauens an, bei welchem wir überraſcht wurden, woran wir uns indeſſen wenig kehrten und auch an's Brodbacken gingen. In zehn Tagen hatte ich viermal gebrauet und dreimal gebacken und obgleich Karoline hierbei ſtets behülflich war, ſo ſtanden uns doch noch zwei Matroſen zur Hand, die das Brauweſen verſtan-

den. Auf Verlangen des Lords ſollte die ganze Inſel nach ihrer eigentlichen Beſchaffenheit in Augenſchein genommen werden; dies wurde aber von einem Tage zum andern verſchoben. Während ich brauete und backte, war man mit der Ausbeſſerung des Schiffes beſchäftigt, welches zu einer weiteren Reiſe auch nöthig war. Der Herr Lieutenant wurde hierbei faſt ganz vergeſſen, woran mir auch nicht viel gelegen war; ich lebte mit meinen mir zugegebenen Gehülfen vergnügt und dieſe ſtanden ſich auch nicht übel dabei. Denn da ich Meiſter des Weinkellers war, konnte ich nach Belieben ſchöpfen und Karoline beſuchte mich, ſo oft es der Wohlſtand zuließ. Als ich unter Anderm mit einem Gebraue bis gegen den Tag zugebracht hatte, legte ich mich ſchlafen und ich mochte wol ein Paar Stunden geruhet haben, da mich Karoline zum Frühſtück aufweckte und nachdem ſie den Thee aufgetragen hatte, fragte ich, was ſie bewogen, mich mit ihrer Gegenwart zu beehren. „Es entſtand," berichtete ſie, „heute in aller Frühe ein außerordentliches Getöſe und die ausgeſtellten Poſten meldeten, ſie hätten von der Seite nach Nordweſt ein ſtarkes Kanonieren vernommen. Es wurde ſogleich eine Schaluppe bemannet, die Höhe zu recognosciren; ein anderer Theil der Mannſchaft eilete zu Lande nach der Gegend, wobei mein Herr Vater ſelbſt gegenwärtig iſt. Dieſe Zeit habe ich mir zu Nutzen

gemacht, um sie in dem Schatten der vorigen Zufriedenheit zuzubringen.“ Bei diesen Worten gingen ihr die Augen über, was, wie sehr sie es auch verbergen wollte, sie doch nicht ganz unterdrücken konnte. „Warum vergießen Sie Thränen,“ fragte ich sie in meiner eigenen Betrübniß. „Die Ursache, mein lieber Martin, kann auch Ihnen nicht unbekannt sein, und wenn Sie beachtet haben, daß ich von dem Schatten der Zufriedenheit sprach, so wird sich Ihnen das Räthsel von selbst lösen. Es ist wahr, ich trug ein sehnliches Verlangen, meinen Herrn Vater zu sehen; mein Wunsch ist nun zwar in Erfüllung gegangen; allein vergleiche ich die gegenwärtigen Verhältnisse mit den vorigen, wo wir in einer zufriedenen Stille unsere Tage hinbrachten, so kann ich nicht anders sagen, als wir sind einer süßen Glückseligkeit beraubt. Um sie länger zu genießen, wollte ich alles Uebrige, was tausend Andere als etwas höchst Wünschenswerthes preisen, mit dem größten Vergnügen ausschlagen und in diesem Paradiese mein Leben beschließen. Ich fürchte, und das nicht ohne Grund, es wartet auf uns in England ein Ungewitter, ja noch mehr, es thürmet sich vielleicht schon jetzt auf. Mein Herr Vater giebt mir immer unter der Hand zu verstehen, er sähe gern, wenn ich dem Lieutenant mit mehr Achtung begegnete; allein ich bemühe mich, diesem bei jeder Gelegenheit zu zeigen, wie sehr ich ihn hasse.“

„Ich traue Ihrem Herrn Vater allzuviel Einsicht zu," erwiederte ich, „als daß er Ihnen hierin einen Zwang anthun sollte." „Ja," versetzte sie hierauf, „wo die eingebildete Ehrsucht die Triebfeder ist, wird des Wohlstandes wegen, wie man sich ausdrückt, die Einsicht mit ganz andern Augen betrachtet. Ich bin meinem Vater zwar kindlichen Gehorsam schuldig; allein in diesem Punkte weiche ich von meinem Entschlusse nicht um ein Haar breit." Daß ich die Sache kurz fasse, so erklärten wir uns Beide vor einander in so deutlichen Ausdrücken, wie bisher noch nie geschehen und sie fügte hinzu, sie habe sich vorgenommen, unsre Verbindung künftig nicht zu verheimlichen. Diesen Mittag speiseten wir ganz vergnügt und ehe wir noch aufstanden, bekamen wir von ihrem Vater ohne die geringste Begleitung einen Besuch. Er zeigte über unser unschuldiges Beisammensein, wie er es nannte, seine Zufriedenheit und Karoline ergriff diese Gelegenheit, ihm unsre Verbindung ganz deutlich mitzutheilen. „Hiervon zu reden," sagte er, „haben wir noch überflüssige Zeit; für jetzt haben wir Dinge von größerer Wichtigkeit zu besorgen. Unsere ausgelaufene Schaluppe hat mir die Nachricht überbracht, daß auf der Höhe nach Nordost, ungefähr zwei Seemeilen von hier, zwei Schiffe, welche sie für Spanier halten, kreuzen; ein drittes wollen sie in größ-erer Entfernung gesehen haben. Hierbei haben wir alle

Vorſicht anzuwenden; fällt es den Spaniern ein, hier zu landen, ſo ſind wir gefangen. Laſſen ſie uns nur ſo viel Zeit, bis unſer Schiff wieder flott gemacht iſt, ſo bin ich dieſerwegen außer Sorge. Sie können, Herr Lieutenant, ſich alſo immer reiſefertig machen, da wir nach meiner Rechnung nicht gern länger als vierzehn Tage hier ſein werden." Mit dieſen Worten machte er ſein Kompliment und entfernte ſich, gab aber durch einen Wink ſeiner Tochter zu verſtehen, ihm zu folgen. Nach ſeiner Vorſchrift ſollte ich nun Alles, was mir theuer war, zuſammenſuchen, woran ich nur mit Unluſt gehen konnte, und ich fuhr fort, als ob ich nie abreiſen würde. Ich fing auf's Neue an zu malzen, weil der Vorrath völlig verbraucht war, und wenn ich auch allmälig einpackte, ſo waren es doch nur ſolche Sachen, die mir auf der Inſel entbehrlich ſchienen. Gold- und Silbergeſchirr legte ich ſorgfältig in einen Koffer, den ich indeſſen ſo verbarg, daß, wenn die Spanier ja landeten, ſie ihn nicht finden ſollten, mich aber möglichſt unentdeckt ließen. Die Furcht vor einem Ueberfall verſchwand, indem die Schaluppe die Nachricht brachte, es ſei kein Schiff mehr zu ſehen. Deſſenungeachtet wurde die Einſchiffung beſchleunigt und ich war gezwungen, meine Habſeligkeiten an Bord bringen zu laſſen. Die in dem großen Vorrathsgewölbe befindlichen Sachen wurden in Gegenwart des Lords auf

einen großen Platz geschafft; was noch taugte, ward zusammengelegt und taxirt, das Uebrige aber wieder an seinen vorigen Ort gebracht. Jenes wurde um einen billigen Preis angesetzt und mir ein ordentliches Verzeichniß eingehändigt, mit der Versicherung, daß ich in England dafür das Geld erhalten würde. Nachdem nun fast Alles zur Abreise in Ordnung war, rieth mir der Lord, etwas Schriftliches zu hinterlassen, daß, wenn Jemand durch ein Unglück diese Insel betreten sollte, er doch wenigstens einige Anleitung vorfände, wonach er sich zu richten habe und wodurch er seinen Unterhalt bewirken könne. Dieses that ich in drei Sprachen, so viel ich derselben mächtig war, in der deutschen, englischen und holländischen. Es dauerte vierzehn Tage, ehe ich mit dieser Arbeit zu Ende kam. Mittlerweile hatte das Schiffsvolk alle Winkel auf der Insel durchkrochen, brachte auch die Nachricht, daß an der Seite von Südwest Pfeffer wüchse, aber sehr mager und nicht von Erheblichkeit. Da nun nichts mehr zu erwarten übrig war, als einen günstigen Wind, so stellte mir der Lord frei, ob ich bis zur Abfahrt an dem Ufer unter einem Zelte die Zeit abwarten, oder in meiner gewohnten Behausung so lange verziehen wolle; wenn das gewöhnliche Zeichen mit einem Kanonenschuß gegeben würde, solle ich an's Ufer kommen. Ich wählte das Letzte, richtete aber meine Wirthschaft so ein, als ob an

eine Abreiſe noch nicht gedacht würde; denn nach dem Betragen der Mannſchaft ſchien ſie noch nicht ſo ſchnell ausführbar zu ſein, weil ſie ſich auf der ganzen Inſel zerſtreuet hatte. Täglich erhielt ich Beſuche und Karoline, die faſt nie von meiner Seite kam, erzählte mir, daß einen Miſſethäter, welchen die Strafe erwarte, nicht eine größere Angſt ergreifen könne, als ſie empfinde, ſie wiſſe zwar keine Urſache hiervon anzugeben, indem ihr Vater bei jeder Gelegenheit auf's Vortheilhafteſte von mir ſpreche. Ob dieſe Bangigkeit eine Ahnung war, laſſe ich den Leſer ſelbſt beurtheilen. Gewohnt, früh aufzuſtehen, um meinen Beſuch mit Thee zu bewirthen, hatte ich am Sonnabend zum Frühſtück Alles in Bereitſchaft; aber Niemand ſtellte ſich ein. Es wollte mich faſt verdrießen, daß ich mir umſonſt Mühe gemacht hätte und war mir Alles bedenklich, daß Karoline ebenfalls ausblieb; deſto aufmerkſamer war ich, um den Kanonenſchuß nicht zu überhören. Immer war ich bereit; da aber die Mittagsſtunde verfloſſen war und ſich Niemand zeigte, ſo konnte ich einen gewiſſen Argwohn nicht ganz unterdrücken. Da ich nicht glauben konnte, der Lord werde ohne mich abreiſen, nahm ich das Mittagsmahl, das in kalter Küche beſtand, zu mir. Die Zeit wurde mir lang, ich begab mich zu dem Steg und fand zu meinem Erſtaunen den Platz, wo die Zelte geſtanden hatten, ganz leer; nur noch ein Zelt war zu

ſehen. Wie ein Unſinniger lief ich nach demſelben, fand nur einige unbedeutende Sachen, eilte nach dem Strande, in Hoffnung, das Schiff zu erblicken; allein es war fort. Ich rieb mir die Augen, richtete ſie nach allen Seiten hin, konnte aber nichts wahrnehmen, was einem Schiffe ähnlich war. „O Himmel," ſchrie ich, „ſie ſind fort; ja, ja, ſie ſind gewiß fort; meine treue Karoline iſt mir nun auch untreu geworden; o du falſche, betrügliche Welt! Ach, wäre doch das Schiff in den Abgrund geſunken, ehe es hier landete, ſo wäre mein Schickſal erträglich; ich hätte mich in daſſelbe ſchicken gelernt; nun ſoll ich wieder ohne menſchliche Hülfe das Elend bauen; zudem hat man mich von meinem ganzen Vorrath entblößt!" Doch tröſtete ich mich wieder, wenn ich mich fragte: „Was hatteſt Du denn, als Du hier landeteſt? Die gütige Vorſehung, die ſo viele Jahre mich ſo reichlich verſorgte, wird mich auch für die Zukunft nicht verlaſſen." Vorzüglich beugte mich der Gedanke tief, daß Karoline mich ſo ſchändlich hintergangen haben könnte; aber bei ruhiger Ueberlegung mußte ich ſie vertheidigen. Ich konnte ja nicht wiſſen, ob es mit ihrer Genehmigung geſchah, daß man mich zurückließ; alsdann war ſie vielleicht gezwungen, aus Gehorſam gegen ihren Vater, der eine ſo anſehnliche Rolle ſpielte, ihren Stand zu beachten und ſich nicht zu einem armen Kaufmannsdiener zu erniedrigen.

Nur das kränkte mich, daß es mit einer Liſt geſchah. Ich geſtehe es aufrichtig, ich liebte Karoline unendlich. Als ich nichts entdeckte und doch mich nicht überreden konnte, daß das Schiff wirklich abgeſegelt ſei, verfolgte ich das Ufer, bis die untergehende Sonne mich trieb, den Rückweg anzutreten. Es war mir aber nicht möglich, das Zelt zu erreichen und ich mußte mein Nachtlager unter einem Baume erwählen; nur wenig Schlaf kam in meine Augen. Sobald der Tag grauete, erkannte ich meinen Irrthum, daß ich das Zelt ſchon hinter mir hatte; ich verfügte mich zu demſelben und hätte ich Feuer machen können, ſo würde ich es in der erſten Hitze mit allen darin befindlichen Sachen verbrannt haben. Der Grund meines Zorns wird den Leſern gleich bekannt werden. Außer dem Koffer und den Kiſten war noch ein Vorrath aller Art vorhanden, hauptſächlich aber lag auf einem kleinen Feldtiſche ein offener Brief folgenden Inhalts: „Wertheſter Herr Lieutenant Speelhoven! Sie werden, wie ich fürchte, ſehr ungehalten auf mich ſein, daß ich Sie nach Ihrer Beurtheilung ſo fälſchlich hinterging. Ich ſah mich aus Noth gedrungen, aus zwei Uebeln eines zu erwählen, da meine Tochter darauf beſtand, Sie Beide entweder nach geſetzlichen Vorſchriften zu vermählen oder zu trennen. Wie konnte ich anders, als dieſes Mittel ergreifen? Ich verſpreche aber auf meine Ehre, Sie

längſtens binnen Jahr und Tag mit einem Schiffe abholen zu laſſen. Ihre Großmuth iſt mir zu bekannt, als daß Sie über ſolche Kleinigkeit viel des Aufhebens machen. Sie haben ein Verzeichniß von Allem, was wir von Ihren Sachen einſchifften und was wir behalten, iſt nach der Taxe bezahlt. Das Geld werden Sie in einem Beutel finden; was ich zu Ihrem Bedürfniſſe noch hinzugethan, erlaube ich mir, Ihnen zu ſchenken. Ich werde, wenn ich nach England komme, Ihr Wohl mit allem Ernſt zu befördern ſuchen und durch eine anderweite Heirath Sie glücklich machen. Geſchrieben am Bord. Der Lord D. . . ., Commandeur."

36. Capitel.

Martin iſt wieder allein.

Hier war nun das Räthſel mit einem Male aufgelöſt. Wie ſchon gedacht, wollte ich den ganzen Plunder verbrennen, was unſtreitig Thorheit geweſen wäre. Ich mußte mich in Geduld faſſen. Nun hatte ich wieder viele Arbeit zu verrichten, meine Sachen in Ordnung zu bringen und auf Lebensmittel bedacht zu ſein. Unter den zurückgelaſſenen Sachen fand ich ein Fäßchen mit eingeſalzenem Fleiſche nebſt ſechs Broden, die ich ſelbſt gebacken hatte; Alles trug ich nach meiner Wohnung. Dieſer Weg war der ſauerſte, den ich je gethan, ja ich benetzte ihn mit Thränen. Wohin ich ſah, war Alles

wüſte und leer; ich war der Verzweiflung nahe; was ich nur in die Hand nahm, gab mir Stoff zu neuem Jammer, beſonders das, deſſen ſich Karoline zu bedienen pflegte. Ich bin nun ruhiger geworden und mag den Leſer nicht mit der Beſchreibung meiner Lage weiter behelligen; nur bitte ich ihn, ſich an meine Stelle zu ſetzen, um ſich eine Vorſtellung von meinem Unglücke zu machen. Wollte man mir vorwerfen, ich hätte verlangt, der Lord ſolle mir ſeine Tochter zurückgelaſſen haben, ſo würde ich mich entſchuldigend ſagen, mir geſchähe zu viel; und dürfte bei den Wenigſten Glauben finden. Das aber kann ich nicht verſchweigen, Karoline war mir über Alles theuer und natürlich, daß ich über ihre Trennung ſeufzte. Ich mußte mich des ganzen Haushalts nun wieder annehmen, das Feld beſtellen, mein Eſſen mir bereiten, Koch und Kellner, Herr und Knecht zugleich ſein, was mir ohne Bemerkung Anfangs ungemein beſchwerlich war. An dieſem Sonnabend war ich nun wieder von aller menſchlichen Geſellſchaft abgeſondert. Am Sonntage mußte ich die frühere Ordnung wieder herſtellen und es fing ſchon an dunkel zu werden, ehe ich zur Mittagsmahlzeit mir ein Gericht Fiſche bereiten konnte. Den Montag fuhr ich früh mit dem Wagen nach dem Zelte und holte das Nöthigſte herbei, wobei ich dem Lord nachzurühmen verpflichtet war, daß er nichts, was zu meiner Be-

quemlichkeit dienen könne, vergessen hatte. Verschiedene Gartensämereien waren zurückgelassen; mein Flaschenfutter war mit gutem Branntwein gefüllt. Allein ein Umstand machte mich besorgt. Die Schafheerde war sehr dünne geworden und die zurückgebliebenen zeigten sich so schüchtern, daß ich nur mit großer Mühe eines erhaschen konnte. Gleiche Bewandtniß hatte es mit den Tannböcken, welche ebenfalls vor mir flohen, daß ich fünf Tage vergebens lauerte, ehe es mir glückte, einen zu bekommen. So ging es auch mit dem Geflügel; alles entzog sich behende meinen Verfolgungen. Ich mußte mich also an die Fische und Tauben halten. Vor der Anstalt zur Abreise hatte ich Erbsen und Gerste ausgesäet, was der Lord als etwas Ueberflüssiges ansah, mir aber von großem Nutzen war. Die Winterwitterung stellte sich ein, wie ich eben noch mit dem Einsammeln beschäftigt war und der Wein zeitig sein mußte. Es wurde mir, wie man denken kann, blutsauer, Alles zu besorgen, doch beendigte ich Alles zu meiner Freude. In der Regenzeit füllte ich die Tage mit Brauen und Backen aus und diese Zerstreuung nahm mir das Nachdenken über meinen Zustand. Nach drei Wochen konnte ich meine Zeit wieder im Trockenen zubringen, meine Möbeln auspacken und Alles wieder einrichten, wie es früher gewesen war. Den Lieutenant oder vielmehr die Uniform würdigte ich kaum eines Blicks, legte den

Plunder in eine Kiſte und ſchaffte es in das große Vorrathsgewölbe. Mit der milderen Witterung ſtellte ſich nach und nach die vorige Gemüthsruhe wieder her; ja, mich beſeelte bei der Erinnerung an die Vergangenheit eine neue Zufriedenheit. Mein Vorſatz war, wenn der Lord wirklich mir ein Schiff ſenden ſollte, ſo wollte ich es mit Verachtung zurückweiſen. Wozu ſollte ich auch zurückkehren? dachte ich. In Europa habe ich nichts mehr zu ſuchen; welche Perſon ſoll ich daſelbſt vorſtellen? Mein Bißchen Geld iſt wol etwas, aber nicht hinreichend, mich allein zu unterhalten. Soll ich als Handlungsdiener mich wieder den Launen eines Herrn unterwerfen? Es wird alſo, nachdem es mir mit Karoline fehlgeſchlagen iſt, am beſten gethan ſein, meine noch übrige Lebenszeit hier in Ruhe zuzubringen und wer mich nach meinem Tode begraben wird, das kümmert mich nicht, fühlet doch der todte Körper nichts von dem, was ihm Widriges begegnet. So hatte ich's beſchloſſen. Das Zelt ließ ich, als mir nicht von Nutzen, ſtehen; den Steg über den Fluß trug ich ab, weil ich jenſeits wenig zu thun hatte und wenn es ja die Nothwendigkeit erforderte, ſo konnte ich durch den geheimen Weg dahin gelangen. Als ich die wichtigſten Arbeiten beſeitigt hatte, durchdrang mich in meiner Einſamkeit der Schmerz über Karolinens Trennung mit aller Heftigkeit. Wenn mir eine Grille in den Kopf kam, ſaß ich oft

stundenlang auf einer Anhöhe, wo ich das Meer ziemlich übersehen konnte; da sollte sie nun nach meinen Gedanken herkommen, ich mußte aber, wenn ich mich satt und überdrüssig gesehen hatte, wieder betrübt heruntersteigen. Einmal sah ich meiner Einbildung nach ein Schiff aus Nordwest daher segeln; die Freude darüber war unbeschreiblich; gern hätte ich durch einen Schuß mich bemerklich gemacht, und da es mir an einer Flinte fehlte, wollte ich nach dem Strande eilen, purzelte aber den ganzen Hügel herab, raffte mich indessen geschwind auf und mußte es sehr bereuen, daß ich den Steg abgetragen hatte. Ich verfolgte den Fluß, um durchzuwaten, was indeß nicht möglich war, da ich ihn stark angelaufen sah. Ich kletterte also von einer Anhöhe zur andern, in Hoffnung, durch ein gegebenes Zeichen der Schiffer Augen auf mich zu lenken, und wie mir dieses nicht gelingen wollte, schrie ich so laut, wie nur möglich: „Heda, nehmt mich auf!" Allein hier wurde ich auf's Neue erschrocken, denn ich hörte die letzten Worte: mich auf, ganz deutlich. Ich dachte, es wäre noch ein Mensch in meiner Nähe und rief: „Ist Jemand zugegen?" und ein eiskalter Schweiß brach aus. Aus Furcht und Hoffen sah ich hinter einem dichtbelaubten Gebüsch nach der Gegend hin, woher die Stimme kam, und rief ungeduldig: „Wer bist Du?" „Ist Du," antwortete es mir. Ein Echo war es, das ich noch nicht bemerkt hatte,

das mich einige Augenblicke beunruhigte. Dieſer Vorfall veranlaßte, daß ich das Schiff ganz außer Acht ließ und aus dem Geſicht verlor. Ich gab mich daher den Empfindungen der Wehmuth ganz hin und unter häufigen Thränen kehrte ich nach meiner Behauſung zurück. Hier überlief ich meine Lebensſchickſale von Jugend auf und beklagte mich über mein hartes Loos. Alles war mir zuwider und auch die reifen Trauben hatte ich kaum Luſt einzuſammeln. Das Eſſen, das ich mir ſonſt mit Vergnügen bereitete, wollte mir nicht ſchmecken. Unter ſolchen Bekümmerniſſen verſtrichen unvermerkt acht Wochen, in welchen ich mir nicht die Mühe gegeben hatte, den Bart abzunehmen und hätte dieſer Zuſtand ſo fortgedauert, ſo wäre ich ſowol am Leibe, wie am Gemüthe ganz verwildert. Verſchiedene Male forderte ich mich zur Rechenſchaft über mein Weſen auf, ſchlug aber die traurigen Gedanken gleich möglichſt nieder. Der Bart hatte mich völlig unkenntlich gemacht, daß ich, vor dem Spiegel ſtehend, mich vor mir ſelbſt fürchtete. „Schäme dich," ſagte ich mir, „biſt du auch von Menſchen ausgeſchloſſen, ſo ſteheſt du doch unter Gott, der deine Handlungsweiſe nicht ohne Mißfallen beachtet. Elender Menſch, wie kannſt du es wagen, gegen den allweiſen Schöpfer zu trotzen? Gedenkſt du mit deiner unbeſonnenen Aufführung etwas zu gewinnen? Laß ab von deinem Betragen, du verſchlimmerſt

nur deine Umstände.“ Hierbei stellte ich mir das Leben und das unglückliche Ende meines Vaters vor. Ein Fünkchen Christenthum, welches bei mir noch nicht erloschen war, bekam wieder neue Nahrung und ich verrichtete, was ich zu meiner Beschämung lange versäumt hatte, wieder mein Gebet. Dadurch wurde ich gleichsam neu belebt und widmete auch meinem Körper die verdiente Aufmerksamkeit, nahm den Bart ab und kleidete mich würdig an und fand, daß ich ein ganz artiger Mensch war. Man halte mir diese Eitelkeit zu gut. Die Eigenliebe ist zu sehr mit unserer Natur verbunden, daß man sie nie ganz tödten kann. Ja, hätte ich meinen Koffer in der Nähe gehabt, ich wäre vielleicht in den Herrn Lieutenant hineingekrochen. Ich trank auf meiner lieben Karoline Gesundheit, der ich trotz ihres Benehmens hold blieb, und ziemlich heiter suchte ich mein Nachtlager. Am andern Morgen ging ich meinen gewöhnlichen Geschäften wieder nach, fing an zu brauen und zu backen und Alles wurde mit dem besten Erfolge begleitet. Fielen mir ja zuweilen trübe Gedanken ein, so suchte ich sie zu bekämpfen. Es waren nun überhaupt zehn Wochen verstrichen, daß ich einsam lebte, wie am Sonntage nach der Mittagsmahlzeit mir vorkam, als hörte ich einen Kanonenschuß; ich sprang in die Höhe, bald aber nahm ich meinen vorigen Platz wieder ein. Gilt es mir, dachte ich, so werden sie schon

näher kommen und hielt mich ruhig. Doch war ich Willens nach dem wieder hergestellten Steg zu gehen, unterließ es aber und legte mich schlafen, um früh zu erwachen.

37. Capitel.

Martin bekommt wieder Gesellschaft.

Eben war ich mit dem Frühstück beschäftigt, wie ich wider Vermuthen einen Zuspruch bekam und eben der Matrose, der mir beim Brauen zur Hülfe gegeben war, bei mir eintrat und mich grüßend sagte: Er habe von seinem Kommandeur, dem Lord, ein Kompliment abzustatten und ich solle mit ihm nach dem Ufer gehen, wo man mich zu sprechen wünsche. „Ich glaube, mein Freund," gab ich zur Antwort, „daß es von keiner großen Wichtigkeit ist; meine Geschäfte erlauben ohnehin nicht, sie auszusetzen." „Ich habe Befehl," fuhr der Bote fort, „hier so lange zu verziehen, bis der Herr Lieutenant mit mir gehen." Ich wurde fast unwillig, als er mir diesen Titel gab und bat ihn, diesen leeren Titel wegzulassen, der für mich keine Bedeutung habe. „Wenn Sie nicht mit mir gehen wollen," sagte er, „so muß ich doch meinem Herrn Antwort bringen." „Dies kann geschehen," äußerte ich, indem ich ihm eine Tasse Thee reichte, die er mit dankbarer Miene annahm. Er sah so elend aus, als wenn er schon im Grabe ge-

legen hätte und ich fragte ihn, ob ihm nicht wohl sei? „Ich bin noch einer von den Gesundesten," versetzte er und ging ab. Anfangs wollte ich mich nach dem Befinden Karolinens erkundigen, unterließ es aber, wovon, aufrichtig zu sagen, mich ein kleiner Stolz zurückhielt. Nach der Entfernung des Abgeordneten, kämpfte ich mit mir selbst, ob ich zum Lord gehen oder hier bleiben solle, wo das Letzte die Oberhand behielt. Er will mir, schloß ich, gewiß eine Nase drehen, er soll aber das Vergnügen nicht haben. Gefällt es dem Unerforschlichen, mich aus dieser Einöde zu erlösen, so kann es ja ohne den Lord geschehen; soll ich aber nach dem Willen Gottes hier mein Leben endigen, so habe ich mich schon darein ergeben. Die Welt ist voller List und Betrug; diese wenigen Menschen schon begegnen mir so hämisch, obgleich ich sie nie beleidigte; wie wird es vollends in der Menge gehen? Der Lord wird die Verachtung gewiß nicht mit günstigen Ohren anhören; er muß aber erfahren, daß auch mir ein Kopf zwischen den Schultern steht. Seine mir erwiesenen Wohlthaten kann ich leicht vergessen, weil sie fast in nichts bestehen, es wäre denn, daß ich ihm eine Erkenntlichkeit schuldig bin, weil er mir mein Leben, das in seiner Hand stand, schenkte; er aber ist mir einen noch größeren Dank schuldig, daß ich seiner Tochter Ehre und Leben rettete. Er wird mir nicht viel zu

ſagen haben. Doch zeigte ſich einige Sehnſucht, zu erfahren, wie es Karolinen ergehe; ich legte mir aber Zwang an und fing an, getroſt zu brauen. Ich war bei der Zubereitung meines Mittagsmahles beſchäftigt, als der Lord, begleitet von vier Mann, zu mir in die Küche trat. „Sie werden, Herr Lieutenant, in der That gegen mich ſehr aufgebracht ſein, indem Sie mich nicht einmal eines Beſuches würdigen.“ „Wenn ich gegen Ew. Herrlichkeit einigen Unwillen hegte,“ gab ich trocken zur Antwort, „ſo würden die Gründe geltend genug ſein; allein da ich glaubte, daß ich ſpäter erſcheinen könne, ſo zog ich meine Geſchäfte vor, die keinen Aufſchub geſtatteten. Außerdem würde ich den Befehlen Ew. Herrlichkeit auf's Schleunigſte gefolgt ſein.“ „Herr Lieutenant,“ fiel er mir in's Wort, „dieſes ſind Komplimente für einen Staatsmann; von Ihnen hätte ich dieſe Antwort nicht erwartet.“ Dieſe ſpitze Antwort, nebſt der Angabe des Titels, womit er mich nach meiner Anſicht aufzog, verdroß mich, daß ich ihn mit einem Lächeln anſah. „Warum lachen Sie?“ fragte er. „Die Ehrentitel, womit Ew. Herrlichkeit mich beehren, hatten mich beinahe zum Stolz verleitet; da ich aber zu allem Glück wie der Pfau auf die Füße ſah, kam ich wieder zur Beſinnung; ein barfüßiger Lieutenant mögte in den Staatsgeſchäften wol keinen Platz erhalten.“ „Dies Alles iſt,“ ſagte der Lord, „nach Beſchaffenheit der Um-

stände für Ihren Charakter gar nicht nachtheilig. In England werden Sie weder Backen noch Brauen zu besorgen haben; in der Welt muß man Alles versuchen; doch setzen wir dies bei Seite, kommen Sie und trösten Sie meine Tochter, die unpäßlich ist." „Ich werde noch heute eilen, ihr aufzuwarten," erwiederte ich. Ziemlich ungeduldig antwortete der Lord: „Sie haben in kurzer Zeit sich angewöhnt, alle Worte auf Schrauben zu stellen; eilen Sie, es ist mir daran gelegen, ich werde so lange hier verziehen," mit diesem Worte ging er in die Stube. Dieses reichte hin, mir Flügel zu machen. Damit aber dem Lord die Zeit nicht zu lange währte, setzte ich ihm eine Bouteille Bier, Brod und holländischen Käse vor, was ich seinen im Grase liegenden Begleitern auch reichte. In größter Geschwindigkeit, obgleich ich noch nicht gegessen hatte, kleidete ich mich an. Des Lords Sorge für seine Leute erwähne ich gern. Mit der Bouteille, aus welcher er ein Mal getrunken hatte, mit dem Brod wanderte er zu ihnen, stutzte aber, als er fand, daß sie bereits damit versehen waren. Allem Vermuthen nach muß euch Hunger hierher getrieben haben, dachte ich, sonst würdet ihr den armen Martin in seinem Elende wol haben stecken lassen, was auch, wie wir bald hören werden, seine Richtigkeit hatte. Als ich mit dem bei der Hand liegenden Anzuge fertig war, erklärte ich mich bereit zu

folgen. „Warum," fragte er, „bedienen Sie ſich nicht der gewöhnlichen Montirung?" „Der Lieutenant liegt im Koffer, und dieſer ſteht im großen Vorrathsgewölbe!" war meine Entſchuldigung. „Nun ſo wollen wir gehen," ſagte der Lord im Aufſtehen. Ich hatte die Vorſicht gebraucht und eine Bouteille Bier in Bereitſchaft gehalten, die für Karoline beſtimmt war. Wir gingen oder ſchlichen vielmehr, weil es jenen an Kräften fehlte, nach dem Lager und es war rührend anzuſehen, in welcher ſchlechten Verfaſſung das ganze Schiffsvolk ſich befand; einige lagen wie halb todt im Graſe, andere ſchlichen umher wie Kinder, die erſt anfangen zu laufen. Endlich kamen wir zu dem Zelte, in welchem Karoline ſich befand, welche ſo blaß, wie eine Leiche, auf einem Feldbette lag. Die Thränen, die ſie bei meinem Anblick vergoß, gaben das Innerſte ihres Herzens nur allzu deutlich zu erkennen. Ich reichte ihr die Hand, welche ſie, ohne ein Wort zu ſprechen, zum Munde führte und unzählige Mal küſſete. Auch mir gingen die Augen über, ohne es verhindern zu können und der Vater ſelbſt fühlte ſich als Zuſchauer tief bewegt. „Ich empfehle Ihnen meine Tochter," ſprach er mit gefalteten Händen zu mir, „ſorgen Sie für ihre Geſundheit nach Möglichkeit; ich werde es annehmen, als geſchähe es mir ſelbſt," und damit verließ er uns. Vor allzugroßer Wehmuth war unſre Sprache gehemmt, daß

wir in längerer Zeit kein Wort über die Lippen bringen konnten. Endlich brach sie das Stillschweigen: „Mein lieber Martin, geben Sie mir ein Glas frisches Wasser.“ „Ist es Ihnen gefällig,“ antwortete ich, „so will ich Ihnen ein Glas von meinem Getränke, das ich aus Vorsorge mitbrachte, darreichen.“ „Ach, der ehrliche Martin,“ seufzte sie; „nur ist zu bedauern, daß seine ungefälschte Aufrichtigkeit bisher so schlecht belohnt worden,“ und als sie ein Glas mit gutem Appetit getrunken hatte, sagte sie: „Ach, dieser liebe Trank, den ich so lange entbehren mußte, hat mich recht gestärkt. Darf ich Sie wol um eine Gefälligkeit bitten?“ fügte sie hinzu. Und da ich erwiederte, sie habe nur zu befehlen, bat sie mich, ihrem armen, kranken Vater hiervon ein Glas zu geben, wobei sie mich lächelnd ansah. „Werthe Karoline, es ist geschehen; er hat in meiner Wohnung beinahe eine Bouteille ausgetrunken.“ Als wir noch so redeten, kam er mit dem Schiffsarzt; dieser, als er die Flasche auf dem Tische stehen sah, fragte gleich, ob ich der Patientin Bier zu trinken gegeben hätte? Und da ich dies bejahete, sagte er: „Nun sage ich für ihr Leben nicht mehr gut,“ und ging aus dem Zelte. „Ja, vielleicht ein Glas stinkend Wasser,“ rief sie ihm nach, „um meinen Tod zu befördern.“ Den Vater aber redete sie also an; „Gnädiger Papa, wollen Sie mir wol eine Bitte gewähren?“ „Ja, meine

Tochter, Alles ſoll Dir erlaubt ſein, inſofern es nur Deiner Geſundheit nicht ſchadet.“ „Ich wollte,“ fing ſie an, aus Scham aber mogte ſie Bedenken tragen, ſich weiter zu erklären. Da er aber ſie aufforderte, ſich ohne Scheu ihm zu entdecken, ſagte ſie: „Ich glaube, daß es meiner Geſundheit weit zuträglicher ſein würde, wenn ich in Herrn Martins Hauſe mich befände.“ Dieſes, meine Tochter, ſoll Dir von Herzen gegönnt ſein, wenn Du nur Kräfte genug hätteſt, dahin zu gehen.“ „Ich will mir Zeit nehmen,“ verſetzte ſie „und was liegt daran, ob wir eine Stunde früher oder ſpäter kommen.“ Ich ſchlug ihr vor, ſie mit meinem Wagen zu abzuholen. „Nein,“ gab ſie lächelnd zur Antwort, „es würde dieſer ſeltſame Aufzug beim Schiffsvolk Gelächter verurſachen; es wird, wie ich hoffe, ſchon gehen.“ Damit ſtand ſie auf und verſuchte aufzutreten. Dem Vater wurden die Augen feucht, wie er bemerkte, daß ſie aus allen Kräften ſich bemühete, ſich ſtark zu machen und es gelang in der That beſſer, als ich vermuthete. Wir beide faßten die Kranke am Arm und langſam wanderten wir meinem Hauſe zu. Die vier Matroſen, welche den Lord begleitet hatten, mogten erzählt haben, wie herrlich ich ſie traktirt hätte, wodurch ſie der ganzen Mannſchaft die Bitte entlockte: „O, Herr Lieutenant, laſſen Sie uns doch auch etwas Bier zukommen, wir wollen es gerne bezahlen.“ „Kinder,“ antwortete ich, „habt

Geduld, ich werde den letzten Trunk mit Euch theilen; es können morgen einige zu mir kommen und so viel ich erübrigen kann, will ich unter Euch austheilen lassen," welches sie beruhigte. Als der Lord bis über den Steg mitgegangen war, wünschte er, da er sich sehr ermattet fühlte, zurückzukehren, befahl mir seine Tochter auf's Angelegentlichste mit der Versicherung, daß mich diese Bemühung niemals gereuen solle. So spazierten wir Schritt vor Schritt und es war schon fast dunkel, als wir zu Lande ankamen. Nachdem ich ihr eine Lagerstätte zurecht gemacht, war ich auf mein Mittagsessen bedacht, in welchem ich gestört wurde. Dieses bestand aus einem Paar jungen Tauben und Schotenerbsen. „Werthe Karoline," redete ich sie an; „ich habe seit dem Morgen keinen Bissen zu mir genommen; entschuldigen Sie, wenn ich Sie auf einige Augenblicke verlasse." „Gut, mein lieber Martin," gab sie zur Antwort, „richte nur an, ich esse mit." Ich nahm diese Worte für Scherz auf; da ich aber das Essen auftrug, reichte sie mir die Hand, ich möge ihr aufhelfen, sie wolle in meiner Gesellschaft etwas zu sich nehmen. Zu meiner Freude wurde ich gewahr, daß sie fast eine halbe Taube verzehrte, sich auch sonst, wie es nur die Umstände leiden wollten, aufgeräumt bezeigte. Nach der Mahlzeit erinnerte sie mich, daß ich eine Pfeife Taback rauchen möge. Ich gab ihr aber zu verstehen, daß ich am frühen

Morgen gebrauet hätte und das Getränk vorzüglich abwarten müſſe; führte ſie auf ihr Lager und brachte das angefangene Werk in Ordnung. Nach dieſem ruheten wir und Karoline ſchlief ſehr wohl. Um immer bei der Hand zu ſein, hatte ich mein Lager dicht neben dem ihrigen gemacht. Mit Anbruch des Tages ſtand ſie auf, bereitete den Thee, von dem ſie mehre Taſſen trank, wobei ſie mich wieder ermunterte, eine Pfeife zu rauchen. Ich ſagte ihr, daß ich es unterlaſſen mögte, weil ſie es vielleicht nicht vertragen könne. Als ich im Begriff war, friſches Waſſer aufzugießen, war ſie aufgeſtanden, und hatte mir eine Pfeife, wie ſie ehemals gewohnt war, geſtopft. Nach dem Frühſtück ſtellte ich ihr vor, daß es dem Wohlſtande gemäß ſei, dem Herrn Vater meine Aufwartung zu machen und mich nach deſſen Geſundheit zu erkundigen, welches ſie gern genehmigte. Ich kleidete mich an; ehe ich aber den Steg erreichte, kam er mir ſchon entgegen, erkundigte ſich nach dem Befinden ſeiner Tochter, worauf ich ihm beſchied, daß ſie am vorigen Abend mit mir geſpeiſet, auch in der Nacht ruhig geſchlafen, und dieſen Morgen ſchon einige Taſſen Thee zu ſich genommen habe, worüber er eine außerordentliche Freude an den Tag legte. Dieſe wurde noch erhöhet, wie ſie bei unſerer Ankunft vor der Thür ſtand, uns zu empfangen. „Mit Vergnügen muß ich ſehen," ſagte der Vater, dem ſie die

Hand küßte, „daß sich Deine Gesundheitsumstände um ein Merkliches gebessert haben und daß Dir nichts fehlte, als Dein lieber Martin.“ „Wie könnte ich gleichgültig gegen ihn sein, gnädiger Papa, da er meine Ehre, ja mein Leben gerettet; ich würde sehr strafbar sein, wenn ich dies nicht mit dem wärmsten Dank erkennte und belohnte.“ Wir hatten in der Stube Platz genommen, als er mich mit folgenden Worten anredete: „Herr Lieutenant, unsere unglückliche Fahrt hat mich sehr in Verlegenheit gesetzt, indem die Meisten meiner Leute erkrankten, auch Einige ihr Grab in der See fanden, wie denn wieder ebenfalls in voriger Nacht Einer gestorben ist. Ich sahe mich also genöthigt, die Abfahrt so lange zu verschieben, bis sich das Volk wieder erholt hat. Lassen Sie sich einen kleinen Verzug gefallen, und da wir auf's Neue zur Last sind, so verspreche ich, Alles später auszugleichen. Wenn ich nach England komme, werde ich meine Maßregeln nach Beider Wunsch und Willen einrichten.“ Vier ankommende Matrosen unterbrachen ihn, welche er nach ihrem Begehr fragte. „Wir wollten,“ antwortete der Eine, „den Herrn Lieutenant auf ein Wort sprechen.“ „Ihr Wunsch ist mir bekannt,“ sagte ich, „sie werden das ihnen versprochene Getränk abholen wollen.“ „Haben Sie etwas übrig,“ bat der Lord, „so wollte ich Sie ersuchen, ihnen etwas zu reichen.“ Ich gab ihnen ein Faß, welches wol über hundert

Quartier enthielt, nebſt zwei Flaſchen für den Lord, die ſie zugleich mitnehmen mußten. Nach der Abfertigung wurde noch Verſchiedenes wegen unſerer Einrichtung beſprochen, vorzüglich wegen des Brods, das ihnen ausgegangen war. Hier wurde mir denn eine tüchtige Arbeit zugeführt. Zwei der Geſundeſten mußten mir helfen und zehn Tage hatte ich zu thun, ehe Alles vollendet war. Karoline fand ſich ſo geſtärkt, daß ſie die Küche beſorgte, was ich widerrieth, weil ich wünſchte, daß ſie ihre Geſundheit durch Bewegung in freier Luft befeſtigen möge. Es mußte mich befremden, daß von den Offizieren noch keiner mich beſuchte und ich wollte auch nicht den Lord deshalb fragen. Da nun Karoline wieder völlig hergeſtellt war, ſo bat ich ſie, mir zu erzählen, was ihren Vater bewogen habe, in der Stille abzuſegeln. „Mein lieber Martin, ich werde, ſollte ich Alles umſtändlich mittheilen, Sie in nicht geringe Verlegenheit ſetzen; ich will alſo mit der Abfahrt den Anfang machen. Wie Ihnen bewußt, ſollte ſich Alles auf ein gegebenes Zeichen an Bord begeben. An einem Abend wurden die Zelte abgebrochen, bis auf Eins, unter welchem ſich mein Herr Vater nebſt zwei Offizieren und einer kleinen Bedeckung aufhalten wollten; ich mußte gleichfalls an Bord kommen. Zugleich wurden zwei Matroſen abgeſandt, Ihnen die Ordre zu bringen, daß Sie ſich ungeſäumt bei meinem Herrn Vater einfinden

sollten, um allda das Weitere abzuwarten. Man unterhielt mich mit Gegenständen, die Fahrt betreffend; da mir aber die Zeit zu lang wurde, fragte ich, ob nicht mein Vater auch am Bord sei, worauf sie mir antworteten, daß er nicht eher komme, als bis das Zeichen dazu erinnere. Ich gerieth in einen Schlummer und beim Erwachen sah ich meinen Vater vor mir stehen, bei welchem ich sofort nach dem Lieutenant Speelhoven mich erkundigte. Dieser ist wohl aufgehoben, versetzte er lächelnd. Wenn wir noch nicht unter Segel gehen, erwiederte ich, warum haben wir denn so zeitig uns auf's Schiff begeben? Ich glaube, wir werden noch Zeit genug haben, mit Ekel die Wände zu betrachten, und damit stand ich auf, in der Absicht, mich an's Land bringen zu lassen."

38. Capitel.

Martin ist verläumdet.

„Wie erschrak ich aber, als das Schiff schon mit vollem Segel auf dem Meere schwamm. Mir ahnte nichts Gutes; ich drang mit allem Nachdruck darauf, mir zu sagen, was dies zu bedeuten habe und wo Sie sich befänden. Du sollst später Alles erfahren, sagte mein Vater kaltsinnig. Ach, schrie ich mit Händeringen, das ist Verrätherei; man hat mich hintergangen; Martin ist vielleicht todt; ach, der ehrliche Mensch, sein guter Wille

ist mit Undank belohnt. Ich wollte noch mehr klagen, als er mir ins Wort fiel: Schäme Dich vor den Leuten hier, Dich zum Gelächter zu machen. Nach allem Rechte sollte er nicht mehr leben; er lebt aber und hat Zeit, seinem unverschämten Munde ein Gebiß anzulegen. Nein, gnädiger Papa, überschrie ich ihn; Martin hat nichts Straffälliges gethan. Und wenn er weiter nichts gethan hat, warf er mir ein, so ist das schon genug, daß er von Dir auf's schimpflichste gesprochen. Willst Du aber Deinem Vater nicht glauben, so will ich Dir ein paar Zeugen bringen; mache Dich aber gefaßt, etwas zu hören, was ich gern in ewige Vergessenheit begraben wissen mögte; man wird Dich in England deswegen von aller Gesellschaft der Angesehenen ausschließen. Sie können, lieber Martin, sicher glauben, daß ich hierüber nicht wenig stutzte; weil ich Ihre Gemüthsart besser kenne, konnte ich mich nicht überreden, daß Sie an mir einen Meineid sollten begangen haben, sagte daher: ich will es hören. Darauf mußten die beiden Matrosen erscheinen, welche Ihnen beim Backen und Brauen Beistand geleistet hatten. Diese nahm er sogleich mit mir in die Kajüte und befahl ihnen, der Tochter ein aufrichtiges Bekenntniß von dem abzulegen, was Martin gegen sie gesprochen habe; setzte noch hinzu, die Wahrheit zu reden. In wie weit sich die Bekanntschaft zwischen Ihnen Beiden er-

streckt, sagte der Wortführer, werden Sie wol am Besten wissen. Hierwider hätten wir zwar nichts einzureden; allein da Ihres gnädigen Papa's und der Mannschaft Ehre und Würde angegriffen ist, durften wir dieses nicht verschweigen, indem er oft sagte: Ihr Papa sei nichts als ein Seeräuber und die Herren Offiziere von gleichem Schlage; Sie wären deshalb an einen entfernten Ort entwichen, um der verdienten Strafe zu entgehen; nur ihm sei ein bejammernswerthes Loos gefallen, daß man ihm das Seinige genommen, dafür er sich in England, wie man ihm schmeichele, keines Kajütenjungenlohns getröste. Was endlich die Verheirathung oder das große Glück, das er machen könne, betreffe, wonach dem Lieutenant der Mund so gewaltig wässere, so wollte er diesem von Herzen Alles gönnen, auch im Voraus dazu Glück wünschen. Wir haben vor Ihrer Person zu viel Hochachtung, sonst würden wir uns etwas deutlicher ausgesprochen haben. Ich gestehe, es ging mir durch die Seele; die Matrosen traten ab; ich hingegen badete mich in Thränen. Als wir uns nun wieder allein befanden, sagte mir mein Vater: Wie gefällt Dir die Aufführung Deines so angepriesenen Martins? Ich kann mich nicht überzeugen, daß er so niederträchtig gesprochen habe und sollte es wirklich geschehen sein, warum hat man ihn nicht zur Verantwortung gezogen? Dies wäre ohne Zweifel ge-

ſchehen, entgegnete er; denn als es mir zu Ohren kam, gab ich Befehl, ihn geſchloſſen vor mich zu bringen. Die Offiziere baten um die Erlaubniß, einen andern Vorſchlag zu thun. Sobald ich ihnen zu reden geſtattete, ſagte Einer: Was wollen wir uns bei einem ſo erbärmlichen Kerl lange aufhalten; er würde hartnäckig leugnen, es würde weitläufig werden und Sie endlich unſchlüſſig machen. Das Beſte wird ſein, wir lichten in möglichſter Stille die Anker und überlaſſen ihm die Inſel, über die er ſich die Herrſchaft anmaßt; wie denn zu vermuthen ſteht, daß er um eines Verbrechens willen von den Holländern oder einer andern Nation hier ausgeſetzt iſt. Damit er aber bei einer etwaigen Befreiung nicht ſagen könne, wir hätten ihn beraubt, wie er ſich ausgelaſſen haben ſoll, ſo wollen wir das, was ihm gehört zurücklaſſen, was wir aber ſelbſt behalten, reichlich bezahlen. Dieſen Vortrag hielt ich ſo anſprechend, daß ich befahl, ihn in aller Stille auszuführen, was denn auch mit der größten Behutſamkeit geſchah. Sie hatten noch einen Brief beigefügt und in demſelben ſeine Perſon auf's Häßlichſte abgemalt; da mir dieſes Verfahren zu hart ſchien, ſo riß ich den Brief entzwei und ſchrieb mit eigner Hand ein paar Zeilen mit der angehängten Verſicherung, ihn binnen Jahresfriſt abholen zu laſſen, was ich auch zu erfüllen gedenke. Hieraus ſieheſt Du, meine Tochter, daß es

rathsam ist, sich eines Menschen zu entschlagen, welcher Dich und mich auf die niederträchtigste Art angegriffen hat. Durch diesen, wie es mir schien, überzeugenden Beweis hatte ich freilich Ursache, zu schweigen, damit meine Ehre nicht vollends scheitere. Ich glaubte zwar immer noch, daß der Lieutenant, welchem mich mein Herr Vater zugedacht hat, einen Betrug mit mir gespielt habe, um Sie zu beseitigen; nahm mir auch fest vor, ihm mit aller Verachtung zu begegnen; er ging mir aber möglichst aus dem Wege und wenn er um mich war, behandelte er mich so schlecht, daß es mir durch die Seele drang, was ich jedoch, um nicht Gegenstand des Gelächters zu werden, nicht merken ließ. Am Ende der Unterredung mit meinem Papa sagte ich: Was wird es uns helfen, daß wir diesen gefährlichen Menschen, wie Sie ihn nennen, los sind; wer wird es aber den Offizieren und Matrosen verwehren, in England diese Begebenheit auszuposaunen und mich der größten Beschimpfung auszusetzen. Diesem ist vorgebeugt, erwiederte er; die Offiziere haben auf ihr Ehrenwort erklärt, ein ewiges Stillschweigen zu beobachten und die Matrosen sind eidlich verpflichtet, es bei sich ersterben zu lassen, wofür ich ihnen in England ein Stück Geld auszuzahlen versprochen habe. Jetzt komme ich zu unserer Abfahrt, die schlechten Erfolg hatte. So viel ich mich zu erinnern weiß, war es schon der fünfte

Tag, daß wir die Insel immer noch im Gesicht hatten, weil uns der Wind widerstand. Niemand konnte die eigentliche Ursache begreifen, ja Einige geriethen auf den thörichten Aberglauben, Sie der Zauberei zu beschuldigen, was indessen nur bei den Wenigsten Beifall fand. Endlich drehete sich der Wind, doch veränderte er sich fast alle Augenblicke. Zwölf Tage schwärmten wir auf dem Meere unstät umher; am dreizehnten Tage rief der Wächter auf dem Mast: Land! und zwar nordwärts, welches wir auch des Mittags erreichten und vor einer kleinen Bai ankerten. Ein Boot wurde ausgesetzt, um eine Landung zu wagen, denn wir litten auch Mangel an frischem Wasser; vierzehn Freiwillige bestiegen das Boot und brachten die Nachricht, daß sie einen sehr fruchtbaren Strich Landes angetroffen, verschiedenes Wild gesehen, aber von Einwohnern nichts entdeckt hätten, noch weniger frisches Wasser. Nach reiflicher Ueberlegung ward beschlossen, der Bequemlichkeit wegen mit dem Schiffe etwas weiter zu segeln, das Boot aber solle vor uns hin nahe an der Küste halten und wenn sie frisches Wasser fänden, uns dieses anzeigen. Nicht lange währte es, wie das Boot uns verkündigte, daß von einer kleinen Anhöhe sich sehr süßes Wasser herabstürze, was uns Alle hoch erfreute. Allein es ward uns sehr versalzen; denn das Boot hatte kaum angelegt, und kaum war das Faß mit Wasser gefüllt,

als daſſelbe eiligſt vom Lande ſtieß und nach dem Schiffe eilte. Dies machte Alles auf dem Schiffe rege; mich ſelbſt trieb die Neugierde auf das Verdeck; einige Flintenſchüſſe von dem Boote vermehrten unſer Erſtaunen, wir erblickten an dem Ufer eine unglaubliche Menge Wilde, welche mit Pfeilen nach dem Boote ſchoſſen und zwei von den Unſrigen verwundeten. Mein Vater ließ in der erſten Hitze zwei Kanonen auf die Schwarzen abfeuern, wodurch etliche getödtet wurden, deren Kameraden ſie aufhoben und fortſchleppten. Der Schiffsbarbier, der die Pfeile ausſchnitt, berichtete, ſie ſeien vergiftet und die Verwundeten würden nicht lange leben; die auch noch denſelben Tag ſtarben. Hierauf wurde Schiffsrath gehalten und beſchloſſen, ſich etwas zurückzuziehen. Dieſem zufolge wendeten ſie das Schiff beſſer nach Südweſt, wo wir zu einer etwaigen Gegenwehr alle erforderliche Anſtalt trafen. Die Mannſchaft mußte die ganze Nacht hindurch wechſelweiſe im Gewehr ſtehen. Mit Anbruch des Tages war das Ufer nicht nur mit Wilden bedeckt, ſondern es ſchwammen auch bei vierhundert mit ihren Schiffchen, Kanoes, um uns herum. Einer von den Matroſen, welcher ihre Sprache verſtand, rief ihnen zu, einer oder zwei mögten näher kommen, um mit ihnen Frieden zu machen, was auch geſchah. Allein ehe man ſich verſah, ſchoſſen ſie ein paar Pfeile auf's Schiff und entfernten ſich geſchwind.

Dieſer Frevel jagte meinen Papa völlig in Harniſch; er ließ mit kleinem Gewehr unter ſie feuern, worauf ſie mit ihren Pfeilen antworteten, die aber alle fehlten, während unſere Leute verſchiedene Schwarze zu Boden ſchoſſen. Die am Ufer machten ein entſetzliches Geſchrei und ſprangen wie raſend umher. Nachdem noch drei Kanonenſchüſſe auf ſie gerichtet waren, um ihnen Furcht einzuflößen, ſegelten wir nach Norden, um zu unterſuchen, ob ſich nicht irgend ein anderer Platz zur Landung eigne. Hier fand der Lootsmann nicht ganz fünf Faden Waſſer und zwang das Schiff, in einer ziemlichen Entfernung zu ankern. Es traten gleich einige zwanzig Freiwillige hervor, eine Landung zu wagen; da ſie aber, wie die Sonne ſich zum Untergange neigte, ſich nicht wieder einſtellten, gaben wir ſie verloren. Niemand war hierbei verlegener als mein Papa, wegen der ſich vermindernden Mannſchaft; jedoch kamen die Abgeſandten zu unſerer Freude zurück, hatten drei Stück Ochſen, welche auf dem Rücken einen Höcker hatten, welche ſie von einem unter einem Baume ſchlafenden Schwarzen gegen ein Beil und einem Spiegel vertauſcht hatten. Dieſer hatte ausgeſagt, daß jenſeits ſich Weiße befänden, mit denen ſie aber in Unfrieden lebten, weil ſie ihren Feinden beſtändig beiſtänden. Mein Papa, der dies für ein gutes Zeichen hielt, ließ ſich am nächſten Morgen an's Land bringen, um zu erfahren, von welcher

Nation die Weißen wären. Der Jubel auf dem Schiffe war allgemein. Man sah nichts als Braten und Kochen die ganze Nacht, wobei man indessen nicht vergaß, auf seiner Hut zu sein. Am Morgen, da sich Alles bereit hielt, den Fuß an's Land zu setzen, kam wider Erwarten ein Schiff mit vollem Segel hinter einer Anhöhe auf uns zu, machte aber auf einmal Halt, weil es sah, daß auf dem unsrigen Alles in Bewegung war. Wäre es gleich auf uns losgegangen, so waren wir so gut wie verloren; denn an der Bauart wurde es als ein spanisches erkannt, was es auch war. Man drehete das Schiff herum, wahrscheinlich um uns an sich zu locken; die unter dem Wasser hervorragenden Klippen verhinderten es. Wir riefen ihm durch ein Sprachrohr zu, uns für Geld Lebensmittel an Bord zu schicken; anstatt der Antwort schoß man eine Kanone ab, daß die Kugel die Brahmstange zerbrach. Wir erwiederten zwar diese Unhöflichkeit mit einer halben Lage, wodurch jenes Schiff außer Schußweite sich entfernte, und indem man sah, daß wir es nicht verfolgten, eilte es wieder in sein Schlupfloch hinein. An ihrer Statt kam eine Menge Kanoes mit Wilden unter Begleitung einer Schaluppe, mit Spaniern besetzt, zum Vorschein, die sich aber nicht getraueten, uns zu nahen und es wäre eine nicht zu entschuldigende Kühnheit gewesen, sie anzugreifen; wir zogen uns daher zurück, um die

Höhe zu gewinnen und noch vor Untergang der Sonne war die Insel unsern Augen entrückt. Volle fünf Tage hernach sahen wir nirgends Land. Man trug sich mit der Karte, man maß die Höhe; allein ich bekümmerte mich darum wenig, weil die Aussagen der beiden Matrosen mir so auf dem Herzen lagen, daß mir Alles gleichgültig war. An einem kleinen Eilande wurden die Anker geworfen, auf welchem verschiedene Gattungen Vögel angetroffen und geschossen wurden; aber süßes Wasser fehlte, dafür floß eine Quelle, die einen faulen Geschmack hatte und zum Trinken unbrauchbar war. Zwei Tage ruheten wir aus und gingen dann wieder unter Segel mit schlechtem Erfolg. Während dreizehn Tagen hatten wir zwei Stürme abzuhalten, von denen der letzte uns den Fockmast zerbrach, den wir bald wieder herstellten. Mit Regenwasser hatte das Schiffsvolk zwar einige Gefäße gefüllt; allein es reichte nicht lange aus und die Mannschaft fing an, unruhig zu werden; Einige erkrankten und der Scharbock erhöhete das Elend. Das Volk fing an zu murren und die Unzufriedenheit ging in eine Art Empörung über. Mein Papa mischte sich in den Haufen, weil sie den Lieutenant Waarwoth mißhandelten und fragte, was es gebe? Gedachter Lieutenant stand mit entblößtem Degen auf dem Verdeck und drohete, den Ersten, der sich näherte, zu durchbohren. Ein Bootsknecht hatte

sein Messer in der Hand und mein Papa hielt zum Glück ihm den Arm zurück, da er im Begriff war, nach dem Lieutenant zu werfen. Es hielt schwer, das aufgebrachte Volk zu besänftigen; aber noch schwerer war es, die Ursache des Aufruhrs zu erfahren, bis endlich einer von den Matrosen hervortrat und meinen Papa ersuchte, ihm Gehör zu schenken. Nachdem er den Übrigen einen Wink gab, sich ruhig zu verhalten, redete er meinen Papa also an:"

39. Capitel.

Martin wird gerechtfertigt.

„Wir haben unsere unglückliche Fahrt Niemandem anders zu verdanken, als dem Lieutenant; und aller Wahrscheinlichkeit nach werden wir Alle elendiglich umkommen, weil wir den ehrlichen Martin so fälschlich hintergingen. Ihr habt Euch ja als Zeugen aufgestellt, widersprach mein Papa. Es ist freilich wahr, antwortete er, ein schändlicher Geiz hat uns dazu verleitet; der Lieutenant machte uns nicht nur große Verheißungen zur Belohnung, die er uns in England erwirken werde, sondern er reichte auch Jedem fünf Guineen. Wir bekennen und bereuen unser Unrecht, unterwerfen uns auch völlig der verdienten Strafe, wenn dadurch dem braven Martin geholfen wäre. Ich konnte," sagte Karoline, „nicht länger zuhören, sondern

eilte in die Kajüte, wo ich, meinem Schmerze hingegeben, in Thränen zerfloß. Mein Papa tröstete mich und bat mich, vor dem Volke meinen Kummer zu verbergen; es sei noch nichts verloren; der Obersteuermann habe ihm die feste Versicherung gegeben, daß er sich getraue, binnen drei Tagen, wenn der Wind nicht widerstehe, vor der Insel die Anker fallen zu lassen. Was hat aber den Lieutenant bewogen, erforschte ich, den guten Martin, welcher ihm nie etwas zu Leide, vielmehr nur Gutes that, bei Ihnen, gnädiger Papa, so schändlich anzuschwärzen? Es ist nur eine blinde Eifersucht daran Schuld, sagte er; er hat gesehen, daß Du dem Martin mit aller Achtung begegnetest, während Du den Lieutenant schnöde behandeltest. Und welche Ansprüche hat der Mensch an mich? fragte ich. Diese gründen sich darauf, daß er aus eigenem Antrieb sich mit mir an Bord begab und Glück und Unglück mit mir zu theilen entschlossen war. Er hat in England eine bedeutende Erbschaft zu fordern, welche ich ihm schwer oder leicht machen kann. Er sucht durch die Verbindung mit Dir schneller in den Besitz derselben zu kommen. Er hat die Rechnung ohne den Wirth gemacht, erwiederte ich; ich soll mich mit einem Menschen verheirathen, der aus Geiz nach mir strebt, ohne zu untersuchen, ob er mich lieben kann. Es fordert zwar der kindliche Gehorsam, daß ich meines Herrn Vaters Be-

fehle zu meiner Richtschnur nehme; allein ich muß die Wahrheit bekennen, Martin hat meine Ehre, mein Leben gerettet; wir befanden uns an einem Orte, wo wir wahrscheinlich ohne Erlösung unser Leben beschließen sollten; Papa, ich kann nichts mehr sagen, als wir lieben uns, das Band unsrer Verbindung ist unzertrennlich. Geliebte Tochter, ich kann nicht anders glauben, als daß Eure Vereinigung müsse von höherer Hand beschlossen sein; denn es geht Alles den Krebsweg. Wir haben nun schon viele Wochen vergebens uns angestrengt, unsern Zweck zu erreichen; der Steuermann versichert, daß wir noch kaum zwanzig Seemeilen von der Insel entfernt sind, wo wir Deinen Martin so unverantwortlich zurückließen; ich habe darauf befohlen, das Segel aufzuziehen und ich sehe bei dem erkrankten Schiffsvolk kein anderes Mittel, als uns daselbst vor Anker zu legen. Der Lieutenant soll in England mir Rechenschaft wegen seiner Niederträchtigkeit ablegen; der Wohlstand aber räth, die Sache bis dahin anstehen zu lassen. Unter diesen Worten verließ er mich, um die Parteien auseinanderzusetzen. Der Lieutenant drang darauf, die Aufwiegler zur Strafe zu ziehen; aber mein Papa stellte ihm vor, daß das einmal aufgebrachte Volk in Güte behandelt werden müsse; die meisten, sagte er, sind fast außer Stande, Dienste zu thun und die noch Gesunden haben wir zu nöthig, als daß wir sie

einem Eigensinn aufopfern sollten. Von nun herrschte zwischen Beiden ein Widerwille, der noch nicht gehoben ist. Der Lieutenant wurde in ein nicht geringes Erstaunen versetzt, als er bemerkte, daß die Anker an einem Orte geworfen wurden, welchen er niemals wiederzusehen geglaubt hatte. Desto größer aber war die Freude unter dem Schiffsvolk, welches beim Anblicke der Insel jubelte und bei aller Schwachheit öfters ausrief: Es lebe der ehrliche Lieutenant Speelhoven, unser redlicher Proviantmeister! wobei der Lieutenant vor Zorn die Zähne zusammenbiß und sich anstrengte, seine Wuth zu unterdrücken. Unsere Ankunft wurde durch einen Kanonenschuß angezeigt; da Sie aber nicht, wie wir hofften, zum Vorschein kamen, wurde ich so erschrocken, daß man mich in die Kajüte tragen mußte. Bei dem Verräther hatte es eine ganz andere Wirkung; sein finsteres Gesicht klärte sich auf; er unterstand sich sogar, mich zu besuchen; aber meine Thränen gaben ihm sattsam zu erkennen, was er von mir zu hoffen habe. Mein Papa ließ ein Boot aussetzen, wegen Ihrer Person Gewißheit zu erlangen; die Abgesandten kamen mit der trostlosen Antwort zurück, daß sie das zurückgelassene Zelt zwar an seinem Ort, aber bis auf das Feldtischchen Alles aufgeräumt gefunden hätten, sie hätten sich auch über den Steg gewagt, aber den Lieutenant Speelhoven nicht angetroffen. Wir warteten bis an den

Abend vergebens, und beſchloſſen, am nächſten Tage, eine genauere Unterſuchung anzuſtellen; o wie lang wurde mir die Nacht; ich befürchtete das Schlimmſte und war ſchon bereit, dem Urheber Alles zu ſagen, was mir der Zorn eingab. Kaum war der Tag angebrochen, wie die Abgeordneten ſchon nach dem Ufer eilten, unter welcher Zeit Anſtalt zum Ausſteigen gemacht wurde."

40. Capitel.

Der Lord kommt wieder.

„Nicht ohne Rührung war es anzuſehen, wie froh das abgemattete Schiffsvolk ſich äußerte; Viele, die kaum auf den Füßen ſtehen konnten, reichten einander die Hand, obgleich Keiner dem Andern Hülfe zu leiſten im Stande war. Ich ſelbſt hatte kein Vermögen, aufrecht zu ſtehen; mein Anbeter bot mir die Hand an, die ich mit Verachtung zurückwies und dafür zwei Matroſen nahm. Ich und mein Papa ſahen den abgeſchickten Boten mit Sehnſucht entgegen, welche zwar mit der erfreulichen Nachricht zurückkamen, daß ſie Sie in den beſten Umſtänden antrafen, daß Sie aber auf keine Weiſe zu bereden geweſen wären, uns zu beſuchen, welches mein Papa nicht allzuwohl aufnahm. Durch mein inſtändiges Bitten gab er nach, in eigner Perſon zu Ihnen zu gehen, bemerkte

indeſſen: Ich laſſe mich allzuweit herunter; Dir zur Liebe will ich mich überwinden. Hat er nun ſo viel für mich gethan," ſagte Karoline, „ſo wird er um das Uebrige keine Schwierigkeit machen, daß alſo dem Anſcheine nach nichts mehr zu befürchten ſein wird." Dem Leſer muß ich meine Gedanken ganz offen mittheilen: Ich hatte zu Karoline eine ſolche Liebe, wie ſie nur ein Mann zu einem Frauenzimmer haben kann; ihre Entfernung war mir unerträglich und wir ſchienen Eine Seele zu ſein. Aber an eine wirkliche Verheirathung hatte ich nicht gedacht. Hätte der Lord uns damals von dem Schiffsprediger trauen laſſen, ſo würde ich es freudig und dankbar angenommen haben und hätte mich über Alles glücklich gefühlt. Karoline wurde bald wieder völlig hergeſtellt, was auch bei dem ganzen Volk bis auf zwei, welche ſtarben, der Fall war. Ich durfte meine Hände nicht in den Schooß legen, weil das Schiff Mangel hatte. Der Lord gab mir wieder Gehülfen, mehr als ich benöthigt war. Den Schiffsarzt ſetzte die ſeit achtzehn Tagen bewirkte Wiederherſtellung meiner Karoline in nicht geringe Verwunderung, um ſo mehr, weil ſie ſeinen vorgeſchriebenen Regeln geradezu entgegen gelebt hatte. Von den ziemlich dünn gewordenen Schafen und Tannböcken erhaſchten wir einige, welche das Volk mit Bohnen kochte und ſich ſehr wohl dabei befand. Mittlerweile ſtellte ſich die Regen-

zeit ein, die gewöhnlich Sturmwinde begleiteten. Deshalb brachte man das Schiff in Sicherheit, um es zugleich, wo es schadhaft war, auszubessern. Den Offizieren, welche ganz still waren und sich unweit der Pomeranzenbäume von Aesten eine Hütte gebaut hatten, schickte ich mehre Male etwas von meinem Getränke, das sie ungeachtet alles Sträubens von meiner Seite, bezahlten. Ich kann nicht sagen, daß sie bei ihrem Aufenthalt mir die Ehre eines Zuspruchs erwiesen; daher war ich bereit, auf Anrathen des Lords, ihnen meine Aufwartung zu machen. Sie empfingen mich zwar höflich; außerdem ließen sie eine Gleichgültigkeit und Kälte merken, die ich aber kaum beachtete, da ich mich der Gewogenheit des Lords versichert hielt. Dieser drang mit Macht darauf, beim Ausgehen mich der Uniform zu bedienen, um den Respekt des Volks zu erhalten. Ich sah mich daher genöthigt, den Lieutenant, der bisher ausgesperrt war, wieder aus dem Koffer zu holen. Nach der eingetretenen günstigeren Witterung wurde das Einschiffen auf's Emsigste betrieben. Auf der Seite nach Westen hatte ein Matrose Austern entdeckt, welche sowol an den Steinklippen als auch an den Gesträuchen angeklammert hingen und da sie der Lord vortrefflich fand, ließ er vier Fäßchen damit anfüllen, welche auch bis an's Vorgebirge der guten Hoffnung ihren Geschmack behielten. Wie nun Alles in Ordnung war, begab sich Alles an Bord.

41. Capitel.

Martin kehrt nach Europa zurück.

Dieſes Mal hatte ich die Ehre, in Geſellſchaft meiner Karoline, die mir niemals von der Seite kam, worüber ihr Vater lächelte, das Schiff zu beſteigen. „Hätten wir," ſagte ſie, „die nöthige Vorſicht angewendet, ſo wären wir ſchon jetzt in England." Ich blieb bei dem ſchönen Wetter ſo lange auf dem Verdeck, bis wir die Inſel nicht mehr ſahen. Es ging mir ungemein nahe, einen Ort zu verlaſſen, wo ich bei meinem achtjährigen Aufenthalte zwar viel Ungemach erlitt, aber auch in einer ſtillen Zufriedenheit viele Freuden gehabt hatte. Mein ganzes Temperament war gleichſam umgeſchmolzen: beſonders hatte ſich der Eigenwille meiner ſo bemächtigt, daß es ſehr ſchwer hielt, in allen meinen Handlungen etwaigen Widerſpruch zu ertragen; früher ging Alles nach meinem Kopf; denn es war Niemand zugegen, der ſich nur im Geringſten hätte ſich mir widerſetzen können; jetzt konnte mir Niemand etwas recht machen; die Speiſen, das Getränke war, wenn ich nicht ſelbſt mit Hand anlegte, nicht nach meinem Geſchmack; Geſellſchaften waren mir verdrießlich; nie war ich aufgeräumter, als wenn ich ganz allein, als wenn ich in dem Gärtchen, das ich ſpäter zu meiner Bequemlichkeit außer der Vorſtadt angelegt hatte, mich eingeſchloſſen fand. Doch will ich mit meiner Erzählung nicht vor-

greifen, ſondern in der Ordnung fortfahren. Es ging unſre Fahrt mit gutem Winde nach Wunſch und wir rückten, obgleich wir mehrere Tage bei dem Winde ſegeln mußten, immer weiter fort. Den neunzehnten Tag entdeckten wir Land nach Süden, auf welches wir Segel machten. Wir hatten nicht ſo geſchwind die Anker fallen laſſen, als wir ein Boot nahe am Ufer erblickten, aus welchem ungefähr funfzehn Mann ſtiegen, welche raſch davoneilten und das Boot zurückließen. Acht Freiwillige nebſt einem Offizier fuhren in einem Boote dahin, um ſüßes Waſſer zu holen. Nach zwei Stunden kamen ſie zurück und brachten die Nachricht mit, daß ſie mit zwei Schwarzen geſprochen und durch Zeichen dieſen zu verſtehen gegeben hätten, Lebensmittel zu bringen, wofür ſie dieſen Meſſer verehrt, die ſie dankbar angenommen und ſchnell davon geeilt wären, auch Waſſer, was ihnen die Schwarzen zeigten, wäre vorhanden. Was nun das erbeutete Boot, das die Mannſchaft vom Ufer mitnahm, betrifft, ſo war es mit Wein, Brod und zwei Fäßchen Pulver beladen. Der Lord war Willens, daſſelbe mit allem Zubehör wieder nach dem Ufer bringen zu laſſen, wollte aber zuvor abwarten, weſſen man ſich von den Wilden zu verſehen habe. Zu dem Ende wurde ein Boot mit zwanzig Bewaffneten und mit verſchiedenen Waaren für die Wilden abgeſandt. Alles ſah dem Ausgange entgegen und weil

die Rückkehr sich etwas verzögerte, so wurde der Muth schwankend, weil das Schiff von der besten Mannschaft entblößt und unser Zustand bei einem Ueberfall sehr gefahrvoll war. Endlich sah man beide ankommen, welche für ein Stück verlegenen Kattun und fünf Taschenspiegel, zwei Ochsen und einiges Geflügel brachten. Einer mit der Sprache der Schwarzen etwas bekannt, berichtete Folgendes: Nach Aussage der Wilden sollen sich südwärts Spanier befinden, welche daselbst ein Fort haben und von den Einwohnern vielen Abbruch leiden müßten. Unsre Gegenwart habe eine große Freude verursacht, und uns angemuthet, an's Land zu kommen; in Verbindung mit uns wolle man ihre abgesagten Feinde überfallen und tödten und hernach sich unter unsern Schutz begeben. Ich habe weder Beruf, noch hinlängliche Mannschaft, sagte der Lord, dieses auszuführen; zudem weiß man nicht, wie stark oder wie schwach sie sind; wir wollen sie ihrem Schicksale überlassen. Es ist ohnehin einer so wankelmüthigen Nation, wie die Wilden sind, nicht wohl zu trauen, wer kann uns dafür stehen, daß es nicht eine gelegte Falle ist uns sicher zu machen. Wir erquickten uns an dem frischen Fleisch, am Wasser und Wein, womit wir zufällig versorgt waren. Ehe wir die Anker lichteten, war die Frage, was wir mit dem Boote anfangen sollten? Nach einiger Ueberlegung ward beschlossen, es

zu zerhacken, wenn etwa Holzmangel eintrete. Allein da wir eben hiermit beschäftigt waren, entdeckten wir auf einmal zwei Schaluppen stark besetzt auf uns zusteuern, welche indessen in einiger Entfernung Halt machten. Hätten sie uns rasch angegriffen, so würden wir nur schwachen Widerstand geleistet haben, weil wir gar nicht in der Verfassung waren, uns zu vertheidigen. Diese Verzögerung trieb uns aber zur Vorbereitung. Die Schießlöcher wurden geöffnet und Alles griff zum Gewehr; die Anker wurden aufgewunden; wir hatten den Wind, daß es uns ein Leichtes gewesen wäre, die Schaluppe zu erobern; wir wollten erst ihre Absichten kennen; sie blieben indessen in ihrer Stellung und schienen unsern Plan zu erwarten. Der Lord wurde des Dinges überdrüssig, befahl in das Boot Feuer zu werfen und es treiben zu lassen, das, wie ein Strohwisch brennend, gerade auf die Schaluppen losschwamm, die eiligst das Reißaus nahmen. Wir freuten uns, daß sie uns der Mühe überhoben, ein Paar Kanonen abzufeuern und spannten die Segel, die Höhe zu gewinnen. Unerwartet entstand eine Zwistigkeit unter den Matrosen und es fehlte nicht viel, so wären sie einander in die Haare gerathen. Der Kommandant fragte nach der Ursache, worauf einer anzeigte, daß Einer von denen, welche mit landeten, einen Beutel mit Geld und von dem Brode etwas heimlich ent-

wandt, anfangs zwar sich anheischig gemacht habe, Alles mit ihnen zu theilen, nunmehr dagegen sich nicht dazu verstehen wolle. Dieser wurde herbeigeholt, um sich zu verantworten. „Ich habe," vertheidigte er sich, „den Beutel nicht im Boote, sondern am Strande gefunden, wo die Flüchtigen ihn ohne Zweifel verloren haben." Darauf stieg er in den Schiffsraum und brachte ihn. „Hier ist er," sagte er zu dem Lord, „Sie nehmen ihn hin; jene sollen, sowie ich, keinen Pfennig davon haben." Nach Eröffnung fand man hundert sechs und fünfzig Piaster nebst einem Briefe in spanischer Sprache folgenden Inhalts: „Mein lieber Herr Lieutenant! Es ist mir unmöglich, die verlangte Mannschaft zu schicken, weil mir die Wilden viel Händel machen; ich bin aber eben in Begriff, mich mit ihnen zu vergleichen; sie schreiben mir zwar Gesetze vor, und ich räume ihnen Alles ein und will es halten, so lange ich's für gut befinde; sobald ich Lust habe, sollen Sie zwanzig Mann haben. Reichen Sie Ihren Leuten ein doppeltes Traktament, damit sie muthig bleiben und da ich Wein genug habe, können Sie der Besatzung täglich eine Portion reichen. Halten Sie sich wohl, Ihre Tapferkeit ist zur Genüge bekannt, als daß ich Sie hierzu erst aufmuntern dürfte. Gegeben im Fort Don Roding." Nachdem der Lord den Brief gelesen hatte, sagte er: „Nach Anzeige dieses Schreibens sind es königliche Gel-

der; ich könnte mich derselben anmaßen; damit Ihr aber sehet, daß ich nicht eigennützig bin, will ich folgende Eintheilung machen: Sechsundsiebenzig als die Hälfte ziehe ich ab; die andere Hälfte sollen diejenigen haben, welche mit dem Boote landeten, diese habet Ihr unter Euch zu theilen; der Finder aber soll doppelte Portion haben." Das Uebrige, was er abgezogen hatte, theilte er unter das andere Schiffsvolk und damit wurde der Handel geschlichtet, nur daß Einige scherzend wünschten, sie mögten auch den erbeuteten Wein gern kosten. „Das kann geschehen," erwiederte der Lord; „da wir indessen nicht alle Unfälle voraus kennen, mithin nicht wissen, ob wir den Wein nicht vielleicht nöthiger, als jetzt haben, so wollen wir den Appetit noch in etwas unterdrücken, worauf sie erklärten, daß sie es nur aus Spaß gesagt hätten und für das empfangene Geld herzlich dankten. Die kleineren Begebenheiten überschlage ich, um den Leser nicht zu ermüden; ich wende mich daher zur Hauptgeschichte. Noch ehe es Nacht wurde, war das Land schon unsern Blicken entschwunden. Der beständig günstige Wind beschleunigte unsre Reise und wenn kleine Windstillen, die nicht von Dauer waren, eintraten, so dienten sie mehr zu unsrer Ergötzlichkeit als zur Last, indem das Volk sich mit Fischen die Zeit verkürzte. Nur zwei Stürme hatten wir auszuhalten, wie der Wächter auf dem Mast ankündigte, daß er Land

ſehe und zwar den bekannten Pico. Vor Freude ließ der Lord ſeinem Verſprechen gemäß Wein austheilen, wir mußten aber noch ſechs Tage aushalten, ehe wir gehörigen Orts die Anker fallen laſſen konnten. Daſelbſt trafen wir Schiffe verſchiedener Nationen an, auch einen Engländer, der durch Sturm von ſeinem Geſchwader abgekommen war. Der Kapitän wunderte ſich, dem Lord zu begegnen, welchen man in England ſchon zu den Todten zähle, weil Niemand erfahren habe, wohin er gekommen ſei. Acht Tage lagen wir ſtill, um das Schiff auszubeſſern und einen günſtigen Wind abzuwarten. Am zwölften Tage, wie wir eben abreiſen wollten, kam der Unterkapitän eines holländiſchen Schiffs und verlangte mit unſerm Oberkommandeur zu ſprechen. Beide betraten das Verdeck und hielten eine lange Unterredung; endlich wurde ein Matroſe mit Namen Stephan gerufen, welcher beim Anblick des Holländers mächtig zurückſchrak. Anfangs waren die Herren im ruhigen Geſpräch, bis dieſes in einen lebendigen Wortwechſel überging. Der Holländer verlangte die Auslieferung des Matroſen; der Lord ſchlug es rund ab und fügte hinzu: „Dieſes ſind Dinge, welche nicht hier, ſondern in Europa vor Gericht entſchieden werden müſſen.“ In vollem Zorn verließ der Holländer das Schiff und drohete, die Sache anhängig zu machen. Nach Verlauf zweier Stunden erſchien ein Offizier mit ſechs Mann

und ſagte, daß er Befehl habe, den Bootsknecht Stephan abzuholen und als der Lord dieſes verweigerte, was der Offizier ſehr übel nahm, erklärte derſelbe, wenn der Lord ſich nicht in Güte bequemen würde, habe er Befehl, Gewalt zu brauchen. Der Lord entgegnete, wenn er von ſeinen Forderungen nicht abſtehe, ſo ſehe er ſich gezwungen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wobei er zugleich bemerkte: „Mir iſt an dem Kerl nichts gelegen; da aber die Sache ſo wichtig nicht iſt, deshalb Feindſeligkeiten auszuüben, ſo bin ich im Stande, auf alle Art mein Recht zu behaupten.“ „Sie ſollen ihn wieder haben,“ verſetzte der Offizier, „ſobald der Kerl wegen des Verbrechens, deſſen man ihn beſchuldigt, gerichtlich vernommen iſt.“ „Ich will Alles thun,“ erwiederte der Lord; „nur zur Auslieferung darf ich mich nicht verſtehen. Wollen aber der Herr Kommandeur auf Verlangen des Kapitäns ein Verhör anſtellen, ſo kann es bei mir an Bord geſchehen in Gegenwart des Letzteren.“ Nach einer kurzen Ueberlegung ging der Offizier mit Zurücklaſſung der ſechs Mann nach der Stadt, mit dem Verſprechen, bald gehörigen Beſcheid zu überbringen, was bald geſchah. Beide brachten einen Aktuar mit und da die Witterung es geſtattete, wurde das Verhör auf dem Verdeck vorgenommen. Stephan wurde gerufen. Dieſer ſollte in mehr als einer Angelegenheit untreu geweſen und ſeinem Dienſtherrn entlaufen ſein. Stephan ver-

theidigte sich und wurde freigesprochen. Der Adjutant sagte im Aufstehen: „Sie könnten, Herr Lord, diesen Augenblick die Anker aufwinden lassen; allein Sie würden dem Herrn Kommandanten eine große Ehre erweisen, wenn Sie ihn vorher besuchten.“ „Da heute aus der Abfahrt ohnehin nichts wird,“ sagte er, „so werde ich ihm meine Aufwartung machen.“ Unterdessen er sich in der Festung befand, schickte der Schiffsschreiber, welcher am vorigen Tage den Blutsturz gehabt hatte, ein Billet und ließ mich zu sich bitten. Ich fand ihn in äußerster Schwachheit, seiner Sprache war er nur wenig mächtig, aber noch bei vollem Verstande. Der Schiffsprediger saß bei ihm. Der Kranke reichte mir ein Papier und wies auf den Prediger, welcher sagte: „Herr Lieutenant, der ehrliche Mensch hat Sie zum Erben seiner ganzen Verlassenschaft eingesetzt und auf dem Papier werden Sie Alles aufgezeichnet finden; zu mehrer Bekräftigung habe ich mich mit unterschrieben; wir wollten Sie rufen lassen; allein der Bote kam mit der Nachricht zurück, daß Sie sich bei dem Verhöre befänden und da der Patient immer schwächer wurde und Ihre Abwesenheit ihm etwas zu lang dauerte, so bat er, dem Kajütenwärter nach eigenem Gefallen etwas davon mitzutheilen.“ Der Kranke reichte mir die Hand und starb bald hernach. Als ich mit dem Prediger mich noch unterhielt, wurde mir der Befehl, gleich

beim Kommandanten zu erſcheinen und den Stephan mitzubringen. Ich deutete dieſem an, mit mir an's Land zu gehen. Er aber erwiederte: „Ei, das Ding hat einen Knoten! ich bleibe hier.“ Der Adjutant verſprach ihm, es ſolle ihm kein Haar gekrümmt werden. „Auf Ihr Ehrenwort kann ich bauen, ſo lange ich unter Ihrem Schutze bin,“ verſetzte Stephan. „Wäre an Deiner Perſon etwas gelegen,“ fuhr er fort, „ſo wäre es dem Kommandanten ein Geringes, Dich abholen zu laſſen.“ Ich winkte dem Stephan, keine Weitläuftigkeiten zu machen, und er folgte mir. Wir wurden gleich vorgelaſſen, wo außer dem Lord, dem Kommandanten und dem Kapitän Niemand im Zimmer war. Das Verhör wurde noch einmal wiederholt und der Kapitän verlor ſeine Klage gegen Stephan. Nun kam die Reihe an mich. „Er iſt ein Holländer,“ redete der Kommandant mich an. „Ich bin aus Emden,“ gab ich mit einer Verbeugung zur Antwort. „Aber doch in holländiſchen Dienſten geſtanden?“ „Ja,“ entgegnete ich, „wiewol nur mittelbar; denn ich ging als ein freier Paſſagier mit zu Schiffe, nahm aber die Schiffsſchreiberſtelle nur bedingungsweiſe an; jetzt ſtehe ich in engliſchen Dienſten.“ „Vielleicht auch mittelbar oder unter Bedingungen? Dieſes bei Seite geſetzt,“ verfolgte er ſeine Rede, „damals war Er mittelbarer Weiſe ein Holländer, und ging als ſolcher unter Segel; Ihn

hat das Unglück auf eine Insel geworfen, daselbst ist er als ein Holländer ausgestiegen und hat verschiedene Jahre auf der Insel gelebt. Nach der Mittheilung des Herrn Lord soll der Ort sehr fruchtbar und angenehm sein. Will Er die kleine Reise dahin unternehmen, so will ich Ihn heute zum Kapitain machen, ja ich will noch mehr thun, er soll Kommandant daselbst werden." Hier schwieg er, um zu hören, was ich darauf erwiedere. „Ew. Excellenz geruhen, meiner Rede Gehör zu schenken, da ich in meinem Leben keine Stunde Soldatenbrod gegessen habe, sondern der Kaufmannschaft zugethan bin, so wage ich es nicht, ein Amt zu übernehmen, zu welchem ich nicht die geringste Fähigkeit besitze; zudem rufen mich meine Angelegenheiten nach Hause; ich verspreche aber, wenn ich in Holland bin, mich sofort bei den Herren Bewindshabern zu melden und mich auf Sie zu beziehen." „Dieses ist ungewiß," erwiederte er; „ich werde Ihn keineswegs hierzu zwingen; es war nur meine Absicht, Ihn glücklich zu machen." „Ew. Excellenz danke ich für die hohe Gnade," entschuldigte ich mich, „bedaure aber, daß ich sie nicht benutzen kann." „Sie reisen glücklich," fiel er mir in's Wort und ging in ein Nebenzimmer und wir eilten Beide, obgleich mit verschiedenen Gedanken aus dem Schlosse. Desto aufgeräumter sahen wir den Stephan, welcher sein Geld richtig empfangen hatte.

Auf dem Wege waren der Lord und ich stumme Personen; er vielleicht aus Scham, daß ihm sein Anschlag mißlang; ich aber vor Zorn, weil ich ihn in Verdacht hatte, daß er mit guter Manier mich loswerden wolle. Als wir beinahe am Ufer waren, unterbrach er das Stillschweigen. „Sie haben sich gewaltig im Lichte gestanden; wie konnten Sie sich so weit vergessen, die Gnade eines solchen Mannes gleichsam mit Füßen von sich zu stoßen, die tausend Andere auf den Knieen suchen würden." „Wollen Ew. Herrlichkeit wol glauben," sagte ich kalt, „daß es ein Gespött war, wenn er mir eine Stelle anvertrauen wollte, die ich nicht ausfüllen kann und wo ich bald ein Gegenstand der Belustigung werden mußte, wenn ich in seinen Antrag einging." „Dieses sind Gedanken," sagte er, „welche auf Grillenfängerei auslaufen." Gut war es, daß wir uns am Ufer befanden und einsteigen mußten. Als wir am Bord waren, ließ er gleich bei der Anzeige, der Schiffsschreiber sei gestorben, Anstalt zur Beerdigung treffen und als man ihm den letzten Willen desselben übergab, händigte er mir das Papier ein und wünschte mir zur Erbschaft Glück. Jetzt lag mir nichts mehr am Herzen, als meiner Karoline von dem, was bei dem Kommandanten vorgegangen war, Nachricht zu geben; der Vater schnitt uns eine geraume Zeit alle Gelegenheit, allein zu sein, ab. Er ließ uns zwar die Freiheit, einander ungehindert zu sprechen, aber immer in seiner Gegenwart. Die Erbschaft war nicht unansehnlich.

Unter den Papieren des Verstorbenen fand sich ein ordentliches Tagebuch von der ganzen Reise, das sich der Lord ausbat. Es gereuete mich nachher, daß ich es nicht abgeschrieben hatte, was mir zu meiner Lebensgeschichte sehr nützlich gewesen wäre, weil es mich an Manches erinnert hätte, was ich außer Acht gelassen habe. Die Anker wurden gelichtet, und wir stachen unter Begleitung drei holländischer Schiffe in's hohe Meer. Von der Zeit an begegnete der Lord dem Lieutenant Waarwoth ungleich höflicher nnd hielt auch ein sehr langes Gespräch mit ihm. Da es mir glückte, Karoline allein zu haben, erzählte ich ihr, was mir der Kommandant angetragen, verbarg ihr aber auch meinen Argwohn nicht, den ich deshalb hegte. „Dieser ist nur allzu gegründet," pflichtete sie mir bei; denn die geheimen oft langen Unterredungen zeigen, daß wir nicht zweifeln können, man gehe damit um, uns von einander zu trennen." Wir mußten schweigen und die Unterhaltung auf etwas Anderes lenken, weil der Vater auf uns zukam. Er hatte die Kunst der Verstellung vollkommen ausgelernt. Weil er bei dem Kommandanten mir verdächtig geworden war, so mogte ich mich, wie er auf uns zukam, vielleicht etwas verfärbt haben. „Was ist Ihnen denn, Herr Lieutenant," sagte er, „daß Sie so blaß erscheinen? Hat sie etwa, wie ich nicht hoffe, mit einem Körbchen Sie begrüßt?" „Es wäre nunmehr zu spät," erklärte

sie, „mich zu widersetzen, da unsere Vereinigung von einer höheren Macht bestimmt ist.“ „Wie willst Du dieses beweisen?“ sprach er. „Und wenn ich es mit sonst nichts beweisen könnte, so ist es schon überzeugend genug, wenn ich sage, daß, als wir den armen Martin auf der Insel zurückließen, zugleich alles Glück mich, jetzt dagegen, da wir ihn am Bord haben, Wind und Wetter uns günstig sind. Sie werden, gnädiger Papa, eingestehen, daß ich in meinem Urtheile nicht zu weit gehe.“ „Ich muß Dir ja Recht geben,“ antwortete er, „sonst würdest Du alle Elemente wider mich auffordern.“ Damit lenkte er das Gespräch auf den Kommandanten vom Kap und suchte allen Vorwurf von sich abzulehnen, indem er sagte, er würde sich höchlich verwundert haben, daß man einen Theil meiner Umstände erfahren habe, wenn nicht der Adjutant ihm berichtet hätte, daß ein Faktor, der den Schiffsschreiber bei sich zu Gaste gehabt, dem Kommandanten Alles hinterbrachte. Dieses Vorgehen war nicht ganz unwahrscheinlich, weil der Faktor wirklich den Verstorbenen öfters besuchte und von diesem Gegenbesuche empfing. Allein der Lord hatte sich verrathen, indem er mir einen Verweis gab, warum ich das so ehrenvolle Anerbieten ausgeschlagen hätte, welches Tausende als eine außerordentliche Auszeichnung angesehen haben würden. Zudem konnte der Todte sich nicht verantworten. Nach gleichgültiger Unterhaltung

rief er mich auf die Seite und fragte, ob der Kapitain, welcher gegen Stephan klagte, mir nicht bekannt sei, worauf ich versicherte, daß ich ihn beim Verhöre zum ersten Male gesehen hätte. „Wie geht es zu," fuhr er im Fragen fort, „daß er nicht allein Ihren Namen, sondern auch Ihren Aufenthalt in Amsterdam nebst anderen Umständen genau angiebt und aus dem Grunde Sie für einen National-Holländer hält?" „Dieses ist mir unbegreiflich," antwortete ich; „ist es mir wol erlaubt zu fragen, ob er gegen Ew. Herrlichkeit meiner erwähnte?" „Schriftlich," erwiederte er, „und in der That war ich hierüber so verlegen, und es fehlte wenig daran, so hätte ich Sie bei seinem Ansuchen um Ihre Person ausgeliefert." „Darf ich mich wol unterstehen zu fragen," entgegnete ich, „welches Verbrechen man mir aufbürden will?" Darauf zog der Lord einen Brief aus der Tasche folgenden Inhalts: „Mein Herr, die kleine Zwistigkeit, die sich wider mein Verhoffen ereignet, soll mich nicht abhalten, Sie vor einem heimlichen Feinde zu warnen, welcher aus einer mir unbewußten Rache Sie einem großen Verdrusse auszusetzen vorhat. Was soll ich lange zurückhalten, der Holländer, den sie am Bord haben und den sie ganz unverdienter Weise zum Lieutenant ernannten, hat Sie bei dem Kommandanten angegeben, als hätten Sie ein holländisches Fahrzeug weggenommen, die Leute niedersäbeln lassen und das aus-

geräumte Fahrzeug in Brand gesteckt. Da nun dieses Verfahren eine öffentliche Feindseligkeit ist, so werden Sie es nicht vermeiden können, daß ehestens ihr Schiff mit Arrest belegt und Ihre Person in engere Verwahrung gebracht werden wird. Wie weit Obiges nun Grund hat, das kommt auf einen hinlänglichen Beweis an. An dieser Sache nehme ich übrigens keinen Antheil, da mir nur daran liegt, Sie vor dieser gefährlichen Person zu warnen. Ich bleibe ꝛc." „Wie gefällt Ihnen dieser Brief," hub er an, wie ich diesen ihm wieder zurückgab. „Ehe ich," sagte ich, „darauf antworte, erkühne ich mich, Ew. Herrlichkeit eine Gegenfrage vorzulegen, was Sie von diesem verleumderischen Schreiben halten?" Er zuckte hierbei die Achseln. „Hieraus schließe ich," fuhr ich fort, „daß Sie mich nicht ganz außer Verdacht haben; ich kann und will mich nicht vertheidigen, weil der Vorfall mit dem Fahrzeuge für mich redet. Gesetzt ich wollte vorgeben, das Fahrzeug gehörte den Holländern; Sie haben sich desselben nicht eher bemächtigt, als es schon verlassen war, Sie haben es verbrannt, allein nicht eher, als man uns feindlich anfallen wollte. Doch die spanische Münze und der dabei befindliche Brief würden Sie hinlänglich vertheidigt haben. Ein Mensch, der seiner Sinne mächtig ist, würde sich unmöglich einfallen lassen, Dinge, die sich selbst widersprechen, zu einer Anklage zu bilden. Daher

hätte Ew. Herrlichkeit sehr wohlgethan, wenn Sie den Brief vorzeigten, wie es noch Zeit war, mir die nöthige Genugthuung zu verschaffen." Diese letzten Worte brachte ich in einem solchen Tone hervor, woraus er meinen Unwillen ohne Kopfbrechen errathen konnte. „Ich habe es nicht für gut befunden," gab er lächelnd zur Antwort. „Es mag nun die Sache sich verhalten, wie sie will, so ist mir doch lieb, daß der Adjutant, welchem Sie dieses erzählt haben sollten, es nicht für gut hielt, es dem Kommandanten vorzutragen, da dieser es als zu unbedeutend ansah, um nicht aus einer solchen Kleinigkeit beinahe einen Friedensbruch hervorzurufen?" Mit diesen Worten nahm er mich bei der Hand und forderte mich auf: „Kommen Sie, wir wollen von dem Geschenk, welches Ihr Feind, der Kapitain uns zuschickte, ein Gläschen Kanarienſekt trinken." Obgleich mir daran nichts gelegen war, so durfte ich des Wohlstandes wegen, diese Einladung doch nicht ausschlagen. Die Offiziere, besonders Waarwoth, der auf der Fahrt mich fast immer vermied, schienen sehr vergnügt; ich hingegen war durch den schändlichen Brief sehr aufgeregt, bewies indessen das Gegentheil, Karoline aber las aus meinem Gesicht, daß mir etwas Besonderes müsse widerfahren sein. Sie wurde daher auch sehr ernst und alle Worte mußte man uns gleichsam abdringen. „Scheint es doch," ließ sich einer aus der Gesellschaft vernehmen, „als ob

Fräulein Karoline mit dem Herrn Lieutenant sich verabredet habe, uns heute kein freundliches Wort zu schenken, da wir doch Ursache haben, uns zu freuen, daß wir nun bald die europäischen Gewässer erreichen werden." Ich war unschlüssig, zu antworten, weil ich dachte, man wolle uns aufziehen. Karoline aber überhob mich der Mühe und sagte: „Haben wir uns denn lediglich nach Ihrem Willen zu richten? Sie haben auf der ganzen Fahrt uns kaum des Ansehens gewürdigt; auf einmal sind Sie so gütig zu wünschen, daß wir uns mit Ihnen unterhalten sollen. Sie können aber, meine Herren, glauben, daß mir auch ein Kopf zwischen den Schultern herausgewachsen ist; verstehen Sie, was ich damit sagen will?" „Unser bisheriges Stillschweigen," entschuldigte sich Einer, „betrachten Sie von der schlimmen Seite; unsere schuldige Hochachtung ist dadurch nicht im Geringsten vermindert; wir lassen auch dem Herrn Lieutenant das Recht widerfahren, was ihm nach seinem Charakter zukommt; wir wollten auch zugleich die Verdienste des Herrn Papa, als unseres hohen Vorgesetzten nicht schmälern." „Lasset meine Kinder," fiel der Lord ihm in die Rede, „die Komplimente als ein überflüssiges Gepränge weg; ich habe für Jeden ohne Ausnahme die gehörige Achtung; wenn wir, der Himmel gebe es, glücklich nach unserem Vaterlande kommen, so wollen wir uns um die Wette einander

bekomplimentiren; wenn wir uns gegenwärtig beschäftigen den Sack auszuleeren, so wären wir später von einem so nothwendigen Uebel entblößt. Ich habe den Herrn Lieutenant Speelhoven auf ein Gläschen Kanariensekt, womit mich der Kapitain beschenkte, eingeladen; ich fürchte, es mögte mir derselbe versauern." Wir setzten uns bei dem schönen Wetter auf das Verdeck und alles Vergangene schien vergessen zu sein; nur mich hatte der gezeigte Brief dergestalt empört, daß ich allein durch die größte Anstrengung meinen Unmuth bezwingen konnte. Die Freundschaft zwischen den Offizieren und mir schien wieder die frühere zu sein, vorzüglich that sich mein Nebenbuhler, der Lieutenant Waarwoth hervor, mich mit Höflichkeiten zu überschütten. Bei aller Verstellung leuchtete dennoch seine Absicht heraus, sich bei Fräulein Karoline wieder in Gunst zu setzen und mir die Gelegenheit zu rauben, ohne Zeugen um sie zu sein. Dieses konnte er nicht ganz vermeiden, daß ich ihr den Inhalt des mir gezeigten Briefes entdeckte und sie bat, ihre Ansicht hierüber mitzutheilen. „O mein lieber Martin," klagte sie; „die Karte ist falsch; es ist ein erdichtetes Werk, um Ihnen eine Falle zu legen oder durch einen Vorwand Ihnen ein Verbrechen aufzubürden. Hierbei ist nichts weiter zu thun, als gelassen in der Ferne auf die weiteren Handlungen Acht zu haben. Ich habe gemerkt, daß von der Zeit an, wie mein

Vater auf dem Kap mit dem englischen Schiffskapitain gesprochen hatte, er sich mit dem Lieutenant oft stundenlang unterhielt, da er mir doch die Versicherung gegeben hat, dessen Aufführung, wenn wir nach London kämen, auf's Nachdrücklichste zu ahnden; er muß also eine für ihn erwünschte Nachricht erhalten haben. Wiewol mein Vater von seinem gegebenen Worte sonst nie abweicht; so leidet es doch zuweilen eine Ausnahme und wir müssen den Ausgang der Sache der Zeit ruhig überlassen." Es war also das Benehmen der Offiziere vom Kap an gegen das vorige himmelweit verschieden. Als wir die europäischen Gewässer gewonnen hatten, war die Freude natürlich ungemein lebendig. Der Lord ließ unter das Volk Wein austheilen, der noch in Ueberfluß vorhanden war, weil wir mit ihm sehr sparsam hausgehalten hatten. Die erwähnten Holländer verließen uns nicht eher, als bis wir uns nach der Insel Wight wendeten, wo sie durch drei Kanonenschüsse von uns Abschied nahmen und wir ihnen auf gleiche Weise dankten. Wir passirten den Kanal und legten vor Anker, worauf sich der Lord sogleich an's Land bringen ließ und sich nach dem Fort Neuport begab, um den Kommandanten zu sprechen. Wir lagen daselbst volle zehn Tage still, damit das Volk sich etwas erhole. Niemand kann sich vorstellen, welches Vergnügen man empfindet, wenn man den Fuß wieder auf

festes Land setzen darf, als der es selbst erlebt hat. Der ganze Mensch wird gehoben; ja einige vom Volke wälzten sich in übermüthiger Freude wie die Kinder auf der Erde herum. Die lange Gewohnheit hat auf den menschlichen Körper einen solchen Einfluß, der ihn erst spät verläßt, so daß er nicht vermögend ist, eine geraume Zeit still zu sitzen; man wiegt sich, ohne es zu merken. Ich habe hernach gefunden, daß ich, wenn ich auf dem Schiffe eine noch so volle Tasse Thee trank, sie nie ausschüttete, während ich auf dem Lande leicht zitterte, sobald ich etwas in Händen hatte. Den elften Tag wollten wir abfahren, mußten aber wegen des widrigen Windes noch fünf Tage warten. Endlich wehete der Wind günstig, daß wir in die Themse die Anker fallen ließen, aber die Nacht noch auf dem Schiffe schlafen mußten, weil wir zu spät ankamen.

42. Capitel.

Martin kommt nach London.

Am andern Morgen fuhren wir in bestellten Kutschen nach London, woselbst wir uns nur vier Tage aufhielten, und am fünften, der Lord, Karoline und ich mit Postpferden nach seinen Gütern gelangten, wohin vier Tage hernach unsere Equipage gleichfalls eintraf. Das neugebaute Schloß war mit seinem daran liegenden Garten vortrefflich eingerichtet und ich konnte

Letztern von dem Flügel aus, wo ich mein Quartier erhielt, bequem übersehen. Von den Offizieren war, worüber wir uns verwunderten, über drei Wochen nach unserer Ankunft nicht Einer zum Vorschein gekommen. Wir genossen in der Zeit alle Freiheit, nur beim Besuch hielt ich mich eingezogen auf den Rath des Lords, welcher vorgab, daß sowol seine als meine Wohlfahrt davon abhänge. Er untersagte mir auch, bei keiner Gelegenheit der Insel und deren Beschaffenheit zu gedenken. „Sie werden," sagte er zur Unterstützung seines Wunsches, „nicht Willens sein, auf ein Gerathewohl eine Reise dahin zu unternehmen, noch weniger mich hierdurch in Verlegenheit setzen, in meinem herannahenden Alter noch einen so ungewissen Schritt zu thun, die Insel einzunehmen. Dieses auszuführen, würden wir die erste Hand dazu bieten müssen, ja unsere Personen würden hierzu unumgänglich nöthig sein. Ich sehne mich nach Ruhe, gleich wie Sie dieselbe wünschen." Da mir nun, wie ihm sehr mit einer gewünschten Ruhe gedient war, so hütete ich mich wol, von der Vergangenheit ein Wort zu reden. In den Gesellschaften galt ich durchgehends für einen holländischen Schiffslieutenant, endlich wollte sogar verlauten, ich hätte meinen Posten wegen eines Duells verlassen. Beinahe zwei Monate verflossen, ohne daß ich wußte, was man aus mir machen wolle. Durch die Ankunft

des Lieutenants Waarwoth änderte sich plötzlich mein ganzes Verhältniß. Dieser erschien in einer solchen Pracht, daß er aller Augen auf sich zog; nur ich und Karoline sahen dies als eine Vorbedeutung zu einem zu befürchtenden Sturme an. Wie wir bald erfuhren, war er in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gebracht und zum Kapitain hinaufgerückt. Er wurde fast in das Schloß getragen; jedoch genoß ich die Ehre in seiner Gesellschaft mit an der Tafel zu speisen. Was seine Verrichtungen für einen Zweck hatten, das kann ich nicht sagen; nach einem vierundzwanzigstündigen Besuch brach er wieder auf. Während der Zeit hatte er Karoline bei der Tafel nur einmal gesprochen, was wir als ein günstiges Zeichen uns auslegten. „Vielleicht," sagte Karoline, „ist ihm irgendwo ein anderes Bild zu Gesicht gekommen, und da er bemerken muß, daß ich von meinem einmal gefaßten Entschlusse mich nicht abbringen lasse, wird er der Vernunft folgen." Aber wir hatten uns umsonst gefreut. Den dreizehnten Tag nach dem letzten Besuch kam Waarwoth in eben dem prächtigen Aufzuge wie der vorige war, den ich durch den Bedienten des Lords erfuhr, weil meine Aussicht auf den Park ging und seine Ankunft nicht gesehen hatte. Ich hoffte zwei Stunden vergeblich, daß man mir seine Nähe melden werde. Da es Zeit zur Mittagstafel war, ließ der Lord mir sagen, ob mir gefällig sei, in Gesellschaft

einiger Freunde mit zu speisen, oder ob ich es vorziehe, die Mahlzeit auf meinem Zimmer einzunehmen. Dies hieß soviel, als ich sei überflüssig; ich ließ ihn daher wissen, daß ich mich, wie allemal, auch hierin seinen Befehlen unterziehe. Ich erfuhr bald, daß man nicht gesonnen sei, sich bei mir lange aufzuhalten; denn es wurde gedeckt und das Essen wurde aufgetragen; allein die Lust zu speisen war gedämpft. Man versagt mir nun die Theilnahme an der Gesellschaft, dachte ich, wie bald wird man mich auch fragen, wann ich abzureisen wünsche —. O wie wohl wäre mir, wenn der Lord mich auf der Insel zurückgelassen hätte; ich hätte dort Alles wieder in Ordnung gebracht und würde in der Einsamkeit zufrieden gewesen sein. Alles hing von meinem Willen ab; ich aß, wenn ich Hunger hatte; ich schlief, wenn ich müde war und meine tägliche Arbeit war meine Freude. Wie weit ist doch die jetzige Lage von der vorigen verschieden! Auf der Insel war Alles mein Eigenthum; es gebrach mir weder am Unterhalte noch an Bequemlichkeit und jetzt reicht man mir ein bischen Essen aus Gnade! Doch werde ich nicht warten, bis man mir die Thür weiset; bei erster Gelegenheit soll der Lord hören, daß ich nicht mehr hier bin. Was wird aber meine liebe Karoline dazu sagen? Doch vielleicht ist auch sie des Verhältnisses mit mir überdrüssig und wer kann es ihr verdenken? Ihre hohe Ge-

burt ist vielleicht hinreichend, sie zu blenden. Man hat mich zwar mit dem Charakter eines Lieutenants geschmückt, allein dieser hält gegen jenen nicht das Gleichgewicht. Ein Mensch von Adel nach seinem Charakter ein Kapitain und an Vermögen weit über mich hinausgesetzt — gegen einen Solchen muß ich als ein armer Kaufmannsdiener die hohen Gedanken fahren lassen. Meine wenige Baarschaft ist für meinen Stand wol Etwas, aber den erwähnten Gütern nicht entgegenzusetzen. Bei diesen Gedanken hatte ich das Essen ganz außer Acht gelassen, ein Bedienter kam und brachte frische Speise und nahm den ersten Gang weg, um das zweite Gericht aufzusetzen. Es ist nicht nöthig, sagte ich ihm, er könne Beides mit zurücknehmen; er ließ es aber stehen, sah mich eine Weile an, und ging still aus dem Zimmer. Anfangs wollte ich ihn zurückrufen und mich nach Karolinens Befinden erkundigen, unterließ es aber, um mir keine Blöße zu geben. Meinen Gefühlen nachzuhangen, legte ich mich auf's Bett und ging mit mir selbst zu Rath, was ich zu thun hätte und ich beschloß, dem Lord bei der nächsten Zusammenkunft zu melden, daß ich gesonnen sei, nach Amsterdam zu reisen, wünsche aber vorher noch ein Wort mit Karoline zu sprechen, um wegen ihres Verhaltens gegen mich Rechenschaft zu fordern. Hierüber gerieth ich in einen Schlummer. Beim Erwachen war die Tafel völlig

abgeräumt; ich mußte also ziemlich fest geschlafen haben. Der Bediente war so höflich gewesen und hatte eine Bouteille Wein zurückgelassen. Als ich eben ein Glas mir einschenken wollte, trat der Lord herein und sagte: „Ei, Herr Speelhoven, warum haben Sie mich verachtet und sind nicht bei der Tafel erschienen?“ „Da es Ew. Herrlichkeit gefiel,“ gab ich kalt zur Antwort, „mir die Wahl zu lassen, sah ich es als einen Befehl an und glaubte, meine Person sei überflüssig, zumal ich mich nicht ganz wohl befinde.“ „Sie werden sich doch morgen einstellen,“ erwiederte er und ging etwas nachdenkend im Zimmer auf und ab. „Insofern meine Gesundheitsumstände es gestatten,“ war meine Antwort, „werde ich nicht ermangeln, meine Aufwartung zu machen.“ Was in seinem Herzen vorging, weiß ich nicht, aus seinen Geberden aber schien er mir etwas sagen zu wollen. Wir sahen einander an, ohne ein Wort zu sprechen; als er aber sich zu entfernen im Begriff stand, fragte ich: „Haben Ew. Herrlichkeit etwas zu befehlen?“ Denn meine Absicht war, mit ihm zu brechen und nachdem ich mein Herz ausgeschüttet hätte, von ihm und dem Schlosse Abschied zu nehmen. Entweder dünkte es ihn noch nicht Zeit zu sein, mir zu sagen, was ich thun oder lassen solle, oder es war noch ein Fünkchen Achtung in ihm gegen mich übrig; er antwortete im Fortgehen: „Für diesmal nichts!“ Es schien, als wolle

er in der Thür wieder umkehren; in der ersten Hitze ging ich nach derselben, der Lord aber eilte mit starken Schritten davon. Aus Ungeduld leerte ich den ganzen Wein aus und rief einen auf dem Hofe stehenden Bedienten, mir noch eine Bouteille zu bringen; es äußerte sich eine förmliche Desperation bei mir. Hätte man meinem Verlangen entsprochen, so würde ich wahrscheinlich Thorheiten begangen haben. Nach Verlauf von etwa einer Stunde brachte man mir Kaffee nebst Pfeife und Taback, und wie ich mich erkundigte, warum man mir keinen Wein gab, erwiederte der Bediente, er habe verstanden, daß ich Kaffee wünsche, wenn ich aber auf Wein beharre, so solle er gleich auf der Stelle sein. Ich wollte ihm sagen, es sei nun nicht mehr nöthig, wie er zur Thür hinauslief und eine große Flasche mit dem Bedeuten auf den Tisch setzte, wenn mehr verlangt würde, möge ich nur rufen. Ich konnte ihn nicht fragen, da er sich gleich unsichtbar machte, wer ihn befohlen habe, eine so entsetzlich große Flasche mir vorzusetzen. Unter lauter Grillen trank ich meinen Kaffee, unterließ nicht, mich durch das offene Fenster fleißig umzusehen, ob sich Karoline mit ihrem neuen Liebhaber nicht dort blicken lasse. Wäre dieses geschehen, so hätte ich wahrscheinlich ihm die Flasche mit dem Weine an den Kopf geworfen, ohne zu überlegen, was dies nach sich ziehen würde. Ich bekam ihn auch zu sehen, aber

auf eine unerwartete Art. Die Thür öffnete sich und der Lord nebst dem Kapitain traten herein. Der Lord redete mich an: „Wenn Sie nicht fleißiger trinken, so werden Sie die Flasche für Ihren Herrn erkennen müssen. Diesem Uebel vorzubeugen, will ich Ihnen Beistand leisten, der Herr Kapitain wird das Seine auch redlich thun.“ „Sie haben vollkommen Recht,“ versetzte ich; „ich weiß nur nicht, warum der Bediente eine so große Flasche brachte; wäre es auf der Insel, so würde ich mir nichts daraus machen, denn ich war Wirth, hier aber würde es für einen Gast sehr unanständig sein.“ „Die lange Gewohnheit,“ fiel mir der Kapitain in die Rede, „beschäftigt Sie, wie ich höre, bei allen Ihren Handlungen. Sie unterhalten sich selbst in Ihrer Einsamkeit, die Sie beständig suchen, hingegen die Gesellschaften fliehen und hierin finden Sie ein Angenehmes, was Vielen eine Marter sein würde.“ Als er vorher um Erlaubniß gebeten hatte, schenkte er ein Glas Wein ein und leerte es auf meine Gesundheit, worauf der Lord dasselbe that. Die bald leer gewordene Flasche wurde bald durch eine andere gefüllte ersetzt. Man nöthigte mich, zu trinken, welches ich indessen im Ernst ausschlug. Ich war begierig zu hören, ob er nicht der guten Karoline gedenken würde, war auch verschiedene Male im Begriff, nach ihr zu fragen; allein er mogte es merken und vermied alle Gelegenheit, mir dazu

eine Veranlassung zu geben. Endlich meldete der Bediente den Arzt und Beide nahmen Abschied. Der Kapitain sagte, er werde den kommenden Tag abreisen. Die Ankunft eines Doctors war also der Gegenstand meiner stillen Unterhaltung. Es mußte auf dem Schlosse Jemand krank sein; sollte wol Karoline sich nicht wohl befinden? Doch konnte ich dies mit dem heiteren Wesen des Lords nicht vereinen. In dieser Ungewißheit blieb ich bis an den Abend, wo man mir etwas zum Anbiß auftrug. Der Bediente war kaum fort, wie ein Mädchen mir ein Briefchen überreichte und sich geschwind wieder entfernte. Karoline schrieb mir: „Mein lieber Martin, ich bin krank gewesen; aber es hat sich etwas gebessert. Halten Sie sich munter; ist es möglich, so werde ich Sie besuchen. Machen Sie sich aber gefaßt, Vieles zu hören. Ich bin ihre Karoline.“ Um Mitternacht kam sie. „O,“ sagte sie beim Eintritt; „wie lang ist mir die Zeit, wo ich Sie nicht sah, geworden!“ Nachdem wir uns niedergelassen hatten, fing sie an: „Sie können mir glauben, daß ich heute ein Hartes auszustehen hatte. Der ganz neue Kapitain meint vielleicht, sein Charakter und sein ihm zugefallenes Vermögen seien hinreichend, ohne Weiteres mich dahin zu vermögen, ihn zu heirathen, wozu ich mich nicht verstehen würde, wenn er auch Kronen aufzuweisen hätte. Er holte mich zur Tafel ab, was ich des Wohlstandes halber

nicht ausschlagen durfte. Wir setzten uns, ohne Sie zu sehen; um mich nun nicht zu verrathen, fragte ich nicht nach Ihnen. Es ahnte mir etwas Besonderes; entweder ist er krank, fürchtete ich, oder man hat ihn aus Verachtung nicht eingeladen, waren meine Gedanken; der Bissen erstarrte in meinem Munde und das Herz schlug wie ein Hammer und ich vergoß heiße Thränen. Mein Papa, dem mein Zustand nicht entging, fragte: Was fehlet Dir? Der Schweiß floß mir über's Gesicht und ich mag wol nicht zum Besten ausgesehen haben. Der Kapitain nahm sein Taschentuch, mich abzutrocknen, wodurch er mich völlig in Harnisch jagte. Wie angenehm er mir wegen seiner unzeitigen Dienstfertigkeit war, hat er mir nicht gesagt. Ich ließ mir etwas zum Riechen bringen, weil mir finster vor den Augen ward. Indem ich aufstand, kam mein Papa herbeigeeilt, faßte mich unter den Arm, daß ich fast niedersank. Der Kapitain wollte ein Gleiches thun, den ich aber bei aller meiner Schwachheit zur Seite stieß und nach meinem Schlafgemache mich begab, wo ich mich auskleiden und in das Bett bringen ließ. Meinem Papa sagte ich, er möge sich wieder zur Gesellschaft verfügen, ich hoffe, es würde meine Unpäßlichkeit keine Folgen haben. Er erkundigte sich mehre Male selbst nach meinem Befinden. Den Kapitain dachte ich abgeschreckt zu haben, allein er erschien zu meinem größten Ver-

druß. O wie geht es Ihnen, gnädiges Fräulein? redete er mich an. Allemal ſchlimm, entgegnete ich ihm, wenn Sie mir mit Ihrer Gegenwart beſchwerlich fallen. indem ich mich auf die andere Seite wendete. Dies mogte er nicht wohl aufnehmen und ging ohne Abſchied aus dem Zimmer, was mir ſehr angenehm war. Mit meinem Unwohlſein hatte es nicht viel auf ſich, denn nach einigen Stunden ſtand ich auf und ließ mich etwas ganz leicht kleiden. Mein Papa, der mich fleißig beſuchte, freuete ſich zwar, daß er mich außer dem Bette antraf, aber er konnte ſein Mißvergnügen nicht unterdrücken. Du haſt Dich, meine Tochter, ſagte er, heute bei einer ſo anſehnlichen Geſellſchaft ſehr unartig betragen, indem Du einem Charakter, dem man alle Hochachtung ſchuldig iſt, auf's ſchnödeſte begegneteſt; ich will, daß Du Dich in's Künftige beſcheidener gegen ihn benimmſt. Der kindliche Gehorſam, allerwertheſter Papa, gab ich zur Antwort, den ich zu leiſten verpflichtet bin, verbindet mich, Ihren Befehlen mich zu unterwerfen; allein das gute Zutrauen, das ich zu Ihnen habe, läßt mich hoffen, einen ſolchen Menſchen, welcher mir von jeher unerträglich geweſen iſt, mir nicht mit Gewalt aufzudringen. Du biſt mir, erwiederte er, nach Deinem eigenen Geſtändniſſe Gehorſam ſchuldig; alſo iſt es mein Wille, daß Du denſelben beweiſeſt. Die Verhältniſſe erfordern es, daß Du Deiner

närrischen Einbildung ein Ziel setzest; ja ich will noch mehr sagen, meine und Deine Ehre leidet dabei. Ganz England würde Dich verachten, wenn Du Dich so weit herunter ließest; Du hast Dich fest entschlossen, den Kaufmannsdiener zu heirathen; allein Du kannst die sichere Rechnung darauf machen, daß ich mich nach meiner väterlichen Gewalt dawider setze und Dir befehle, den Kapitain zu heirathen. Soll ich den Martin nicht zur Ehe haben, erklärte ich ihm, so will ich lieber sterben, als einen mir aufgedrungenen Menschen auf meine Seite nehmen. Zur Zeit siehst Du noch nicht sterbend aus, sagte er, und ging aus dem Zimmer." „Also hat Ihr Papa nun die Larve vom Gesichte abgelegt," entgegnete ich. „Wir haben," fuhr sie fort, „in der That Alles zu fürchten, was der Zorn eines erbitterten Vaters auszurichten vermag; halte ich indessen sein heutiges Betragen dagegen, so will es mir scheinen, daß er gegen mich einen gelinderen Weg zu betreten gesonnen ist; morgen soll ich bei der Tafel erscheinen, was dabei vorgehen wird, das muß den ganzen Handel entwickeln." Fast bis gegen den Morgen unterhielten wir uns und konnten uns kaum entschließen uns zu trennen. Nach einiger Ruhe stand ich auf, weil ich den Besuch des Lords erwartete und ich hatte mich nicht geirrt; denn er kam aufgeräumt, erkundigte sich nach meinem Befinden und lud mich zur Mittagstafel

ein. Als ich mich zur bestimmten Zeit einstellete, fand ich Karoline mit ihrem Vater in einem ernsten Gespräch begriffen schon in dem Speisesaale. Ich wollte mich aus Höflichkeit empfehlen, allein der Lord rief mir zu: „Bleiben Sie, trösten Sie meine Tochter; sie ist eine halbe Patientin, vielleicht hat Ihre Gegenwart mehr Wirkung als die Arzenei.“ Hier geriethen wir, bis das Essen aufgetragen war, in eine Unterredung, die Insel betreffend und ich erfuhr, warum man mir die Speisen nicht, wie das vorige Mal, auf die Stube geschickt hatte. Die Gäste waren wieder abgereiset und wir drei Personen aßen allein. Dies währte wol zwölf Tage und ich hatte alle Freiheit, mit Karoline umzugehen. Ja er gab zu, uns einander zu liebkosen. Diesem zufolge, waren alle Hindernisse nach unsrer Meinung beseitigt; allein wir hatten uns umsonst geschmeichelt; denn am dreizehnten Tage trat zu unserm Schrecken der Kapitain herein. Dieser Dazwischenfall war uns ein Schlag auf's Herz. Das vergnügte Gesicht des Lords ließ uns vermuthen, daß ihm dieser Besuch eben so bekannt, wie angenehm war. Es wurde ein allgemeiner Aufstand und Niemand dachte mehr an's Essen. Die Bewillkommnung war vorüber, wie sich Karoline unsichtbar machte und hätte es die Festlichkeit gestattet, so würde ich ein Gleiches gethan haben; so aber mußte ich aushalten, und dieses darum, weil sich der Kapitain

außerordentlich freundlich gegen mich bewies. Er trat mit mir an's Fenster und redete mit mir von sehr gleichgültigen Dingen, während sich der Lord entfernt hatte. Nach einiger Zeit kam dieser mit seiner Tochter, die ihren Unwillen ganz deutlich zu erkennen gab. „Herr Speelhoven," redete mich der Vater an, „ich habe an Ihrem Betragen nichts auszusetzen, als daß Sie meiner Tochter zu vielen Willen ließen, sie ist wahrlich recht ungezogen geworden." „Ich hoffe," sagte ich, „das Versäumte noch einzuholen, wenn ich mir ausbitten dürfte, sie mir anzuvertrauen." Jetzt mogte ich den rechten Fleck getroffen haben, denn sie gab lächelnd zur Antwort: „Papa, so habe ich den Herrn Lieutenant künftig als meinen Hofmeister anzusehen?" Der Kapitain, welcher aus der Ferne zugehört hatte, näherte sich, nahm das Fräulein bei der Hand und fragte: „Gnädiges Fräulein, jetzt sollen Sie Rechenschaft geben, warum Sie uns entlaufen sind." „Mit Ihrer Erlaubniß," erwiederte sie, „bin ich nur schuldig, meinem Hofmeister hiervon Rede und Antwort zu geben." „Er hat aber," versetzte er, „noch keine Konfirmation erhalten." „Hierdurch haben Sie meinen Papa beleidigt," verantwortete sie sich; „ein Machtspruch ist so gut, wie ein Brief und Siegel; außerdem hätte ich bis zur völligen Bestätigung auch noch freie Hand, entweder seinen Befehlen zu folgen oder sie zu verwerfen." „Ich muß mich gefangen geben,"

ſagte er, „es wird Ihnen bei einem ſo wohl ausgewählten Hofmeiſter wohl ſein, die Einwürfe, welche Sie zu machen belieben, würden ſelbſt einem Rechtsgelehrten Schweigen auflegen.“ Der Lord trat dazwiſchen und fragte: „Bringen Sie nichts Neues von London mit? Sie wiſſen ja, daß wir auf dem Lande ſehr neugierig ſind, die ſich zutragenden Begebenheiten zu erfahren.“ „Eben nichts Beſonderes,“ berichtete der Kapitain, „nur das kann ich nicht unerwähnt laſſen, daß man ſich in allen Geſellſchaften von der neu entdeckten Inſel unterhält; es wird von einem großen Nutzen geſprochen, welcher der Kaufmannſchaft durch deren Beſitz erwüchſe, wenn ſie beſetzt und ein Fort darauf angelegt würde; alles iſt begierig, den Inſulaner zu ſprechen, um von ihm Alles zu erfahren, was die Lage und die Fruchtbarkeit der Inſel betrifft.“ „Alſo können Sie, Herr Speelhoven, noch ein großer Mann werden,“ bemerkte der Lord, wie jener mit ſeiner weitläuftigen Rede fertig war. „Niemand, als Sie kann dem Publiko eine genaue Beſchreibung mittheilen.“ Hiermit ſah er mich an, um mein Gutachten zu vernehmen. „Es iſt etwas Bekanntes,“ ſagte ich, „daß man anfangs in der erſten Hitze allemal eine Sache durch ein Vergrößerungsglas anſieht; wäre es eine Spazierreiſe, ſoweit von hier nach London, ſo ſollte ganz England hieraus Nutzen ziehen; aber auf's Ungewiſſe einen ſo gefahrvollen

Schritt zu wagen, wollte ich keinem Menschen anrathen, noch mich selbst hierzu gebrauchen lassen.“ Der Lord lenkte das Gespräch auf andere Gegenstände. Ich fürchtete, daß mein Umgang mit Karoline durch die Anwesenheit des Kapitains würde unterbrochen werden; allein zu unserer Verwunderung genossen wir beinahe drei Wochen alle nur mögliche Freiheit. Der Kapitain reisete in der Zeit zweimal ab und zu; aber auf diese wohlthuende Stille erfolgte für uns ein großes Ungewitter. Der Lord erhielt durch einen reitenden Boten Briefe von London und ich wurde gerufen, wie ich eben bei Karoline war. „Herr Lieutenant,“ redete er mich an: „Ich habe Ihnen eine Nachricht zu hinterbringen, welche mir verdrießlich und gewiß auch Ihnen mißfällig ist.“ und damit gab er mir einen Brief, etwa folgenden Inhalts: „Mein lieber Lord, bei der letzten Versammlung in dem Unterhause kam auch die von Ihnen neu entdeckte Insel zur Sprache, wie der darauf angetroffene Insulaner; die meisten Stimmen behaupteten, Ihre Insel müsse in Besitz genommen werden, um daselbst ein Fort und ein Waarenhaus anzulegen. Sie werden es sich gefallen lassen, mit dem Menschen unverzüglich nach London zu kommen. Sagen Sie ihm, er solle sogleich den Kapitainsrang erhalten und in diesem Charakter mit unter Segel gehen. Wird man die Insel in der Beschaffenheit finden, wie sie uns beschrie-

ben ist, so soll er daselbst Kommandant werden; säumen Sie nicht, die Sache ist zu wichtig. Ich bin, Mylord Chambry." „Was denken Sie von dieser Sache?" wünschte der Lord von mir zu erfahren. Als ich unschlüssig war, ihm hierauf sogleich meine Ansicht vorzulegen, sagte er: „Ich will Ihnen eine Stunde Zeit zur Erwägung des Vorschlages lassen; gehen Sie mit sich selbst zu Rath; es kommt allein darauf an, ob Sie Lust haben, auf ihn einzugehen." „Kommt es nur auf mich an," gab ich zur Antwort, „so werde ich ihn ausschlagen. Da ich den europäischen Boden einmal wieder betreten habe, so sind weder Verheißungen noch Drohungen vermögend, mich dahin zu bringen, eine so gefahrvolle Unternehmung zu wagen." Der Lord war tief nachsinnend und saß in einer unbeweglichen Stellung längere Zeit; endlich stand er auf und sagte: „Herr Speelhoven, ich stecke in einem verworrenen Handel, und werde Mühe haben, aus dem Gedränge herauszukommen und nur Eins kann mich ihm entreißen. Der Lieutenant Towenshat ist Urheber der ganzen Sache und er soll mir Rechenschaft geben. Wir müssen Beide nach London und die Reise ist unvermeidlich; ich werde Sie bei einem guten Freunde verborgen halten und will Alles aufbieten, das große Werk, wie sie es nennen, zu hintertreiben; geht es nach Wunsch, so haben wir das Vergnügen, London zu

ſehen; will es aber nicht gelingen, ſo habe ich Sie krank zurücklaſſen müſſen. Dann wird aber nöthig ſein, daß Sie aus dem Wege gehen, wozu es an Gelegenheit nicht fehlen ſoll, Sie unter einem andern Namen nach Holland zu ſchaffen, wo Sie ſo lange verweilen können, bis das Ungewitter vorüber iſt. Ihre Sachen laſſen Sie hier, wenn Sie glauben, daß ſie bei mir gut aufgehoben ſeien." Ich überließ mich dem Lord; nur kam es darauf an, was Karoline hierzu ſagen würde; ich eilte alſo zu ihr, um dieſen Vorfall ihr vorzutragen. Sie konnte mich kaum aushören, wie ſie laut rief: „Das iſt eine gemiſchte Karte; ich ſetze mein Leben daran, daß es ſo iſt. Martin," ſetzte ſie hinzu, „mein Herz ſagt mir, daß wir uns nicht wieder ſehen; das iſt ein Plan des neu gebackenen Kapitains, um Sie zu beſeitigen; aber ich ſchwöre es Ihnen, dieſer wird dabei mehr verlieren als gewinnen." Ihr Vater, der Lord kam dazu, dem ſie in der Hitze Alles vorhielt, was ihr der Zorn eingab. Durch vieles Zureden wurde ſie zwar etwas beſänftigt, aber ihre Zweifel konnte ſie nicht unterdrücken. Der morgende Tag war zur Reiſe feſtgeſetzt, wir Beide brachten beinahe die ganze Nacht hin, uns gegenſeitig zu beruhigen. Das Hauptſächlichſte, was wir verabredeten, war, daß, wenn ich ja England verlaſſen müſſe, wir einen Ort beſtimmten, um einander die Briefe in unſere Hände

zu bringen. Beim Abſchied, welcher höchſt zärtlich war, gab ich ihr die Schlüſſel zu meinem ganzen Reichthum, mit der Bitte, ſie aufzubewahren, bis ſie weitere Nachricht erhalte. Dem gegenwärtigen Papa erklärte ſie, daß ſie, wenn er mich nicht wieder zurückbrächte, am längſten gelebt zu haben glaube. Ihm gingen die Augen über, als er ſah, wie tief gerührt von einander wir uns verabſchiedeten.

43. Capitel.

Martin wird nach London gebracht.

Noch eine Stunde vor Tage reiſeten wir ab, trafen Abends ſpät in London ein und ſtiegen bei einem bürgerlichen Hauſe ab. Wer der eigentliche Wirth war, erfuhren wir nicht, weil wir uns ſehr ſtill verhielten. Am Morgen ging der Lord aus, kam aber nicht eher als zur Mittagszeit wieder. Er ſagte mir, daß der Mylord, deſſen Name mir entfallen iſt, verreiſet ſei und erſt nach zwei Tagen zurückkehren werde. Binnen dieſer Zeit war er nie zu Hauſe, als bei der Tafel und wenn die Zeit zum Schlafen eintrat. Endlich hatte er den Mylord gefunden, der ihm zwar ſchlechte Vertröſtung, jedoch eine nicht abſchlägige Antwort gab. Den ſechsten Tag brachte er mir die unangenehme Poſt, daß bei der nochmaligen Verſammlung beſchloſſen ſei, vier Schiffe auszurüſten, der erwähnte Lieutenant Towenshat ſei

bei dem Geschwader zum Unterkommandeur ernannt und ich solle ein unschuldiger Kapitain sein. „Ich habe," setzte er hinzu, „ihnen gesagt, daß Sie hart am Fieber krank lägen; wollen Sie wohl glauben, daß sie einen geschickten Doktor mir mitgaben und alle Unkosten zu tragen sich anheischig machen wollen." „Dieser wird nicht nöthig sein," erwiederte ich, „es bleibt nichts anders übrig, als daß ich nach Holland reise." „Was soll ich aber anfangen," entgegnete er, „ich muß für Ihre Person stehen?" „Mit Ihrer gnädigen Erlaubniß muß ich bemerken, daß ich weder von Ew. Herrlichkeit noch von sonst Jemandem in England abhange, und daß es lediglich in meiner Macht steht, zu thun oder zu lassen, was mir gefällt." Darauf antwortete er: „Sie sind mein Freund, ich will Alles für Sie wagen, wenn ich auch den größten Nachtheil davon hätte. Ich will heute noch ausgehen und mich nach einer Gelegenheit nach Holland erkundigen." Damit stand er auf, lief die Stube einigemal auf und ab, ging dann rasch, mir nach allen Kräften, wie er sich ausdrückte, beizustehen. Ungefähr drei Stunden darauf erschien er ganz vergnügt wieder und theilte mit: „Es ist mir gelungen, Sie unterzubringen; allein Sie müssen es sich gefallen lassen, noch heute sich an Bord zu begeben. Der Schiffer wird Sie in Amsterdam einlogiren und ich werde Sie mit einem Empfehlungsschreiben begleiten. Ihre Sachen

sind bei mir verwahrt und hoffentlich bald werde ich das Vergnügen haben, Sie wieder bei mir zu sehen. Hierauf setzte er sich hin und schrieb einen Brief, den er aber noch nicht beendigt hatte, wie schon der Steuermann hereintrat, mich abzuholen. Meine ganze Equipage bestand aus einem Mantelsack, in welchem sich meine Wäsche befand. Nachdem er den Brief gesiegelt hatte, überreichte er ihn mir mit den Worten: „Es ist ein Wechsel von zweihundert Pfund darin. Ihr Wirth in Amsterdam wird Ihnen Anweisung geben, wo derselbe zahlbar ist.“ Hiermit nahm er dem Anscheine nach ganz betrübt Abschied von mir; warum es mir nicht von Herzen ging, weiß ich nicht.

44. Capitel.

Martin kommt nach Amsterdam.

Ich reisete ab und kam in Amsterdam glücklich an. Mein Wirth, ein eisgrauer Mann mit einem lahmen Bein, welcher lange zur See gedient und sich immer tapfer gehalten hatte, beklagte nichts mehr, als daß es ihm nicht möglich sei, sein Glück noch einmal zu versuchen, fragte auch, ob ich nicht Lust habe, den Holländern zu dienen, worauf ich ihm antwortete, ich sei schon engagirt. Versprochener Maßen schrieb ich an Karoline und den funfzehnten Tag erhielt ich schon wieder Antwort. Dieser Brief enthielt mit einem Male

die Auflösung der ganzen Treulosigkeit. „Ach, mein theuerster Martin, wir sind betrogen. Mein Papa hat seine Verstellung nun kundgegeben. Ich soll und muß den Kapitain heirathen. Nichts wundert mich mehr, als die große Nachsicht meines Vaters, gegen welchen ich alle Ehrfurcht im Zorn aus den Augen setzte. Der Kapitain geht als Major nach Irland; zuvor aber soll ich mich mit ihm vermählen. Hätte ich nicht so scharfe Wächter, so wäre ich auch schon in Amsterdam bei meinem lieben Martin; aber man bewacht mich wie eine Missethäterin. O, mein Herz kündigte mir nichts Gutes an, wie ich Ihre Abreise vernahm." Am Schlusse hieß es, ich sollte eilen und ihr beistehen, sonst wäre sie verloren. Was sollte ich hierbei thun; sie flehete mich um Hülfe an; allein dieses wäre eine Verwegenheit gewesen. Ich mußte sie ihrem Schicksale überlassen; aufrichtig zu sagen, hatte sie mehr Liebe zu mir, als ich verdiente. Ich muß zwar bekennen, daß sie die erste und die letzte war, mit welcher ich ehelich verbunden zu sein wünschte; aber da sich so viele unübersteigliche Hindernisse in den Weg legten, ließ ich mir den Verlust gefallen, setzte mich auch gleich hin, ihr meine Gedanken zu eröffnen. Erstlich nannte ich den Verlust ihrer Person unschätzbar und da es dem Ansehen nach nicht von höherer Hand beschlossen sei, daß wir einander angehören sollten, schwur ich ihr auf's Heiligste zu,

mich nie in eine andere Verbindung einzulaſſen, ſondern meine Jahre in der Einſamkeit hinzubringen, weil ſie mir auf keine Weiſe erſetzt werden könne. Ich bat zugleich ſie, ſich nach dem Sinne ihres alten Vaters zu richten, welcher ſie in einen ſolchen Stand geſetzt ſehen wolle, der ſeiner Ehre und ſeinem Anſehen angemeſſen ſei; dagegen könne ſie verſichert ſein, daß ſie als mein Theuerſtes mir nie aus dem Gedächtniß komme, wie denn auch ich hoffe, daß ſie zuweilen ſich meiner, der ſie inbrünſtig liebe, erinnern werde. Was den Beiſtand, den ſie wünſche, betreffe, ſo ſei dieſer eine Unmöglichkeit, ſonſt ſei ich bereit, ihr Alles, ja mein Leben zum Opfer zu bringen. Am Schluſſe erſuchte ich ſie, mir meine Sachen zu ſchicken und nachdem ich dieſe erhalten hätte, wolle ich nach Emden reiſen, weil ich nicht denken könne, ſie noch einmal zu ſehen, um ihr zu ſagen, daß ich auch im Grabe ſein würde, ihr getreuer Martin.“ Hierdurch kam ich erſt recht zu mir ſelbſt und mein bewegtes Gemüth wurde wieder ruhiger. Der Antwort ſah ich mit Sehnſucht entgegen. Das Geld für den Wechſel hatte ich in Empfang genommen und zur Verkürzung der Zeit ſuchte ich einige alte Bekannte auf, beſonders den Sohn meines ehemaligen Herrn; allein ſowol dieſer, wie viele Andere waren geſtorben; Niemand erinnerte ſich meiner. Ich mogte nicht mich überreden, daß in den zwanzig Jahren meiner Abwe-

senheit so große Veränderungen sich zugetragen hätten, daß so Viele meines Alters bereits nicht mehr unter den Lebenden seien, während ich bei so vielen Widerwärtigkeiten noch so munter war. Ohne die geringste Nachricht verliefen zwei Monate, was mich natürlich in große Verlegenheit brachte. Endlich kam ein Schreiben an. Karoline drückte sich in demselben auf's Zärtlichste aus. Erstens gab sie mir einen Verweis, daß ich so schnell auf sie verzichtet hätte. Auf Ihr Wort, mein Martin, habe ich mich vermählt, das heißt dem Ceremoniel habe ich mich unterworfen; aber wenn der Major sich unterstände selbst nach meinem Tode sich mir zu nähern, so würde der erblaßte Körper sich ihm widersetzen. Sie wollen, heißt es weiter, Ihr Herz nicht wieder verschenken und ich kann bei allem Zwang das meine nicht zurückfordern. Der Major ist nach Irland zu seinem Regimente; eilen Sie nach London an den abgeredeten Ort und erwarten Sie Ihre höchst bedrängte Karoline. Ich fühlte mich also getrieben, London wider Verhoffen noch einmal zu sehen. Ich fand zu meiner Freude die Frau Majorin in der bestimmten Wohnung. Es würde zu weitläuftig sein, zu erzählen, wie wir uns bei unserm vierzehntägigen Aufenthalt zusammen unterhielten. Sie sagte unter Anderm, daß sie zwar die Vermählung hätte nicht hintertreiben können, aber die ganze Welt würde sie nicht zwingen, daß er

ihr nahe komme. Wir versprachen beim Abschiede uns einander, durch einen Briefwechsel uns immer nahe zu sein. Meine aus einem Koffer und einer Kiste bestehenden Sachen hatte sie in Verwahrung gegeben, welche ich an Bord des Schiffes, mit welchem ich nach Amsterdam zurückging, bringen ließ.

45. Capitel.

Martin kommt nach Emden.

Daselbst wartete ich auf eine Gelegenheit, nach meinem Vaterlande zu kommen. Erfreulich war es mir, daß ein Schiff auf Emden mit Gütern vor Anker lag. Aus Neugierde öffnete ich den Koffer, was Karoline mir eingepäckt hatte. Daß es nur mir sehr werthe Dinge waren, brauche ich nicht anzuführen. Es befand sich auch darin eine Kapsel, etwa ein Speciesthaler groß, in welcher ihr getreu getroffenes Bild mir entgegenleuchtete. Oben zeigte sich ein Stoßvogel, der eine Taube in den Klauen hatte, mit der Unterschrift: Diese gehört mir! Unten saß ein Mann an einem Felsen, der ein Herz in die Höhe hielt, das mit einer Kette umschlossen war, deren Ende in die Brust des Mannes ging, mit der Schrift: Habe ich doch das Herz! Die Anwendung ist leicht zu machen. Ich begab mich an Bord und sah bald die Stadt, nach welcher ich ein sehnliches Verlangen trug. Es war an einem Freitag, wie ich schon etwas

spät an's Land stieg und in einem Gasthof schlief. Den Morgen darauf ließ ich meine Sachen holen und verweilte den ganzen Tag in meiner gemietheten Stube. Den Sonntag ging ich in die Kirche, um auch meine Pflegemama zu sehen, die ich im Trauerkleide an ihrem gewohnten Platze erblickte. Am Ende des Gottesdienstes mischte ich mich unter das Volk und beinahe eine ganze Straße lang ging ich an ihrer Seite und da sie mich ansah, machte ich ihr mein Kompliment, wofür sie bescheiden dankte, aber ihren Weg fortsetzte, woraus ich schloß, daß sie mich nicht mehr kenne. Ohne mich kund zu geben, trat ich mit ihr zugleich in ihr Haus. Sie wandte sich um und fragte, ob ich etwas zu befehlen hätte? „Hochgeehrte Madame," redete ich mit einer Verbeugung sie an, „mir ist von dem Martin Speelhoven ein Gruß an Sie aufgetragen." „Ei," erwiederte sie, „lebt dieser ehrliche Mensch noch?" Ich wollte weiter reden, sie ließ mich aber nicht zu Worte kommen, sondern sagte: „Treten Sie doch, wenn ich bitten darf, mit mir hinauf, ich möchte gern ausführliche Nachricht haben." Sie lud mich ein, Platz zu nehmen; ich aber bat, sie möge mir erlauben, stehend vorher ihr Bericht abzustatten. Sie schien über mein Schweigen, da ich nicht vermögend war, ein Wort hervorzubringen, verwundert, indem sie zugleich bemerkte, daß mir die Augen feucht wurden. „Mein Gott," rief sie aus, „Sie vergießen

Thränen, was soll das bedeuten?" Ich ergriff ihre Hand, die ich küssete und sagte: „Hier haben Sie, würdigste Mama, den armen Martin persönlich." „Ist das möglich?" rief sie. „O, so komme, mein Sohn und nimm diesen Freudenkuß hin; Du hast mir manche schlaflose Nacht verursacht, weil ich mir nach dem letzten Briefe, den mein verstorbener Mann in ziemlich harten Ausdrücken an Dich geschrieben hatte, beständig Vorwürfe machte, er habe Dich zu einem übereilten Schritte verleitet, zu Schiff zu gehen und Du seist gestorben. Mein Sohn, ich werde mich dieses Wortes bedienen, setze Dich; wir wollen das Mittagsmahl einnehmen und dann ausführlich mit einander sprechen." Obgleich ich mich entschuldigen wollte, da mein Essen im Gasthause schon bestellt sei, so mußte ich doch bleiben. Nach der Mahlzeit erzählte ich kurz meine Reise und die dabei zugestoßenen Glücks- und Unglücksfälle, mit der Bemerkung, nach und nach würden sich Veranlassungen darbieten, das eine und andere in ein helleres Licht zu setzen. Auf meine Erkundigung, warum sie trauere, erwiederte sie, ihre Stieftochter, die an mich geschrieben habe, sei vor zwei Monaten gestorben und deren Mann habe schon vor dreizehn Jahren das Zeitliche gesegnet. Diesen Abend gestattete sie, daß ich noch im Gasthause schlief; aber am andern Tage mußte ich mit Sack und Pack einziehen mit dem Versprechen, sie in ihrem an-

gehenden Alter nicht zu verlaſſen. Da ſie nun ſah, daß ich nicht arm war, ſondern baares Geld, Möbeln und Koſtbarkeiten aufzuweiſen hatte, ſagte ſie: „Ich glaubte, Dir eine unverhoffte Freude zu bereiten, wenn ich Dir hinterbrächte, daß meine Stieftochter ihren lieben Martin, welchen ſie noch am Leben glaubte, ſechshundert Thaler vermachte und wenn Du vielleicht geſtorben wäreſt, ſollte dieſe Summe unter die Armen ausgetheilt werden.“ „Das Glück,“ ſagte ich, „iſt mir auch freundlich geweſen; Sie haben alſo über das mir zugefallene Erbtheil zu verfügen.“ „Davon zu reden, werden wir ſchon Gelegenheit genug finden. Da Du durch die gnädige Vorſehung Dein Vaterland wieder betreten haſt, ſo wirſt Du wahrſcheinlich ſehr nach Ruhe Dich ſehnen; dieſelbe Dir zu verſchaffen, werde ich Dir die von mir noch abhängende Handlung übergeben und mich auch bemühen, Dir eine getreue Gehülfin auszuſuchen, ohne welche ein Hausweſen nicht wohl beſtehen kann.“ „Was das Erſte betrifft, verehrte Mama, ſo liegt das in Ihrer Macht; aber das Zweite muß ich Ihnen bekennen, daß ich zur Verheirathung nicht die geringſte Neigung hege.“ „Biſt Du ſchon anderweit verheirathet?“ fiel ſie mir in die Rede. „Beinahe wäre es dazu gekommen,“ erwiederte ich, „ein widriges Geſchick verhinderte es.“ Hier erzählte ich das ganze Verhältniß mit Karoline umſtändlich, zeigte ihr deren Portrait, worauf

sie nach genauer Betrachtung sagte: „Du hast nach Anzeige des Gemäldes Dir nichts Gewöhnliches ausgesucht; allein da ihr Vater sie standesmäßig verheirathete, so hast Du freie Hand, ihrem Beispiele zu folgen.“ „Hätte ich einigen Trieb dazu, so könnte ich mich nach einer passenden Person umsehen; wäre unsere Verbindung durch priesterliche Einsegnung bestätigt worden, so hätte ich es mir gefallen lassen; jetzt aber bin ich entschlossen, meine noch übrigen Jahre im ledigen Stande hinzubringen.“ „Das beruhet ganz in Deinem Willen,“ versetzte sie. „Da Du nun gesonnen bist, Dich der Handelsschaft anzunehmen, so überlasse ich sie Dir und da ich die Jahre bereits zurückgelegt habe, so daß die bösen Zungen über uns nicht laut werden können, so werde ich den Haushalt nach Deinen Wünschen führen.“ Ich nahm Alles dankbar an und schrieb an Karoline von der Verfassung meiner Lage nach allen Umständen. Schon bald hernach erhielt ich einen langen Brief. In diesem bat sie bei der Liebe, mit welcher wir einander angehörten, unverzüglich nach London zu kommen. Dies sah ich als einen Befehl an, wußte aber nicht aus welchem Vorwande, ohne Argwohn bei meiner Pflegemama zu erregen, ich die Reise unternehmen solle. „Ich sterbe,“ drückte Karoline sich aus, „wenn Sie, mein theurer Martin, mir diese Gefälligkeit abschlagen.“ Der Pflegemama theilte ich mit, daß ich unumgänglich nach

Holland müsse, um mich wegen Waarenlieferung mündlich mit einem Kaufmanne zu besprechen. 'Sie meinte zwar, dies sei überflüssig, weil Alles durch Briefe abgemacht werden könne; da ich aber darauf bestand, so gab sie nach und wünschte, daß ich mich keiner Gefahr aussetzen solle. Ich nahm daraus ab, daß sie argwöhne, es müsse meiner Reise eine ganz andere Absicht zum Grunde liegen. Dessenungeachtet reisete ich ab und kam glücklich in London an. In dem Hause der Zusammenkunft war ich bekannt und erinnerte der Karoline meine Anwesenheit anzuzeigen, worauf auch gleich die Nachricht zurückkam, sie werde erscheinen, was auch den vierten Tag geschah. Man fordere von mir keine weitläufige Beschreibung von unserer Unterhaltung. Ich gestehe, daß ich in einer Art Furcht mich befand. Sie war verheirathet, welches mich bedenklich machen mußte. Sie erzählte mir, daß die vorgegebene Reise nach der Insel nur eine Erdichtung gewesen, um mich los zu werden. „Unsere Vermählung," sagte sie „war einer Komödie ähnlich; trotz allem Protestiren mußte ich sie mir gefallen lassen; allein ich bekräftigte mit einem Schwur, daß er an meine Seite nicht kommen solle. Geistliche und weltliche Obrigkeit boten vergebens Alles auf, mich zu fügen. Mein Papa, jetzt oft unpäßlich, mag nichts mehr von der Sache hören. Der Major hat berichtet, er müsse wegen einer erhaltenen Blessur in Irland

überwintern.“ Wir lebten bei drei Wochen sehr vergnügt. In dieser Zeit fuhr sie einmal zu Haus, um ihren kranken Vater zu besuchen, welcher bei ihrer Ankunft sie warnte, sich als einer verheiratheten Person keinen Verdruß zuzuziehen; er fordere von ihrem Thun und Lassen zwar keine Rechenschaft, da man ihm aber unter der Hand Nachricht gegeben habe, daß der Major ehestens von der Armee zurückerwartet würde, so wolle er ihr nur rathen, sich eingezogen zu halten. „Ich muß besorgen,“ bemerkte ich, „daß er Leute gewonnen habe, welche auf Ihre Tritte ein genaues Augenmerk richten, und bei der mindesten Entdeckung wird das Ungewitter über mich zusammenschlagen und mir einen Untergang bereiten.“ „Die Sorge ist überflüssig,“ erklärte sie; „im Falle er mich zu überraschen gedächte, werden wir schon Zeit genug haben, uns in Sicherheit zu setzen.“ Die Furcht, ertappt zu werden, hatte mich so ergriffen, daß ich beschloß, so bald nur möglich abzureisen. Allein beinahe wäre es zu spät gewesen. Einer von denen, welche mit meiner Karoline korrespondirten, kam mit der Botschaft, der Major sei in London und scheine in Begleitung eines Advokaten sehr geschäftig. Dieses bestätigte bald hernach ein zweiter Bote, welcher den Bedienten des Majors an der Thür des Sachwalters gesprochen hatte, bei welchem sich der Major befand. Ich nahm Abschied von Karoline und eilte

nach Emden zurück. Bald hernach traf ich einen Brief an, in welchen Karoline mir meldete, daß ihr Herr Vater während unseres Aufenthalts in London verstorben sei und sie wolle Anstalt machen, daß wir uns künftig mit größerer Ungezwungenheit und ohne Gefahr einander sehen könnten. Ich erhielt noch zwei Briefe in demselben Jahre, worin sie mich einlud; mir war aber die Lust dazu vergangen und ich schützte eine Unpäßlichkeit vor, daß ich nicht kommen könne. Zwei Jahre verflossen, in welchen ich weder Briefe empfing noch über Karolinens Befinden etwas erfuhr. Meine Pflegemutter wurde bettlägerig und da sie fühlte, daß zur Genesung keine Hoffnung sei, vermachte sie mir das Haus unter der Bedingung, daß, wenn ich mich nicht verheirathen, oder ohne Erben mit Tode abgehen sollte, Alles an ihre Verwandten zurückfiele. Ihr Tod ging mir sehr nahe, weil ich an ihr eine Mutter verlor.

46. Capitel.

Caroline in Emden.

Nach den bemerkten zwei Jahren, wo ich über Karoline nichts hörte, kam ein Hausknecht aus einem großen Gasthause, welcher anzeigte, ein fremder Herr wünsche mich zu sprechen. Ich kleidete mich also in größter Geschwindigkeit an; allein wie erstaunte ich, wie ich statt des fremden Herrn meine Karoline vor mir sah, welche

mir gleich beim Eintritt um den Hals fiel mit den Worten: „Sieh, Martin, Dir zur Liebe habe ich diese Reise unternommen; sage mir nun, ob Du verheirathet bist?“ „Dieses Mal,“ gab ich mit Achselzucken zur Antwort, „ist es geschehen.“ „Dieses habe ich,“ fiel sie mir ganz niedergeschlagen in die Rede, „wol gefürchtet; so hast Du Dein Herz wider alle Betheuerungen von mir abgewendet,“ und Thränen rollten über ihre Wangen. „Wollten Sie,“ versetzte ich, „mir dieses wol verdenken?“ „Im Mindesten nicht,“ antwortete sie; „gönne mir nur Deine Freundschaft.“ „Diese soll auch im Tode nicht aufhören,“ versicherte ich, und umarmte sie. Die Wehmuth hatte sie so eingenommen, daß diese einige Zeit ihr die Sprache hemmte, endlich aber ausrief: „Nun, so habe ich Dich doch noch einmal gesehen; ich werde Emden vielleicht heute noch verlassen, bitte mir aber vorher aus, diejenige mir zu zeigen, welche mir Dein Herz geraubt hat.“ „Das kann gleich geschehen,“ sagte ich, nahm sie bei der Hand und führte sie nach dem an der Wand hangenden Spiegel mit den Worten: „Diese und keine andere hat mir das Herz geraubt.“ „Also bist Du nicht verheirathet?“ Wenn Sie den Martin kennten, so würden Sie nie zweifeln, daß er wol sterben, aber sein gegebenes Wort nicht wieder zurücknehmen kann.“ Das plötzlich erheiterte Gesicht sprach deutlich aus, was in ihrer Brust vorging und

nach einigen Augenblicken fragte sie, ob es ihr erlaubt sei, mich nach meinem Hause zu begleiten. „Das ist mir ein Zeichen," versetzte ich, „daß Sie mich noch mit der alten Hochachtung beehren." Wie ein Pfeil sprang sie auf und wir gingen zusammen in mein Haus und in mein Zimmer. Hier besah sie Alles mit der größten Aufmerksamkeit. „Nun habe ich," äußerte sie sich, „was ich so lebendig wünschte; ich hatte Dich in Verdacht, und überredete mich, Du wolleſt Deine Verheirathung gegen mich verheimlichen. Nun muß ich Dir auch mittheilen, daß der Major vor bereits einem Jahre an einer Wunde in Irland gestorben ist. Vor seinem Ende hat er mir noch einen sehr beweglichen Brief geschrieben, der tausend Andern würde das Herz gerührt haben, der mich aber ganz kalt ließ." Mir war diese Nachricht natürlich sehr angenehm. So ist denn der menschliche Arm viel zu schwach, um das zu verhindern, was einmal von höherer Hand beschlossen ist. Karoline zog bei mir ein und wir trafen unsere häusliche Einrichtung. Hier wird der Leser wol denken, daß wir uns verheiratheten; allein dies unterblieb. Wir liebten einander aus der reinsten Freundschaft und gaben unsrer Vernunft und Tugend Raum. Nachdem sie fünf Monate bei mir gewohnt hatte, bezog sie eine passende Wohnung und wir kamen überein, uns wechselsweise zu besuchen.

Wenn die Zeit kam, wo ich mich einzustellen bestimmt hatte, war mir Alles zu eng und wenn sie der Ordnung nach zu mir kommen sollte, konnte ich ihre Ankunft kaum erwarten. So lebten wir zweiundzwanzig Jahre in süßem Frieden. Wie aber Alles dem Vergänglichen unterworfen ist, so erging es auch uns. Ich bekam ein Billet mit der Bitte, mich eilig einzufinden, weil Karoline unpäßlich sei. Ich flog zu ihr und fand sie auch sehr schwach, jedoch nicht bettlägerig; es besserte sich auch so weit mit ihr, daß sie die Luft wieder vertragen und mit mir im Garten sich eine kleine Bewegung machen konnte; aber es hatte keinen Bestand. Als sie ihr Ende merkte, packte sie bei aller ihrer Schwachheit einen Koffer, in welchem für ihren treuen Bedienten sich verschiedene Beweise der Anerkennung befanden. Endlich legte sie sich und rief mich: „Ich fühle, daß meine letzte Stunde bald schlägt; und bitte Dich, Du mögest mir die Liebe erweisen, bis nach meinem Abschied von dieser mühseligen Welt nicht von mir zu gehen. Einen Koffer wirst Du in Amsterdam noch finden, zu welchem Du hier den Schlüssel empfängst." „Mein Kind," so nannten wir uns, wenn wir ohne Zeugen waren; „es ist ja überflüssig; Deine Güte hat mir so Vieles geschenkt, daß ich nicht Alles im Leben gebrauchen kann." „Ich lasse meinen Verwandten und Freunden ein Vermögen," sagte sie, „welches das

ihrige weit übersteigt. Willst Du es daher annehmen, so suche in Emden Arme, die es bedürfen und hilf ihnen damit auf; diesen Schatz nimmst Du mit aus der Welt; außerdem ist ja Alles eitel." Wir mußten abbrechen, da Milady Twonsloh, ihre nächste Verwandte, dazu kam. „Du siehest mir heute nicht zu meiner Zufriedenheit aus," sagte sie gleich beim Eintritt. „Bald, bald," erwiederte Karoline, „wird mir besser sein. Sie wissen," fuhr sie fort, „was wir verabredet haben, ich hoffe daher, Sie werden es mir nicht abschlagen." Der Milady gingen die Augen über. Sie setzte sich gegenüber dem Bette auf einen Stuhl, rang die Hände und die häufigen Thränen verhinderten, etwas zu sagen. Sie erhob sich, reichte Karolinen die Hand und betheuerte, sie würde nicht allein ihr Versprechen halten, sondern noch mehr hinzu thun. Darauf verließ sie uns. Die Kräfte meiner Karoline schwanden immer mehr; sie lag über vierundzwanzig Stunden sehr unruhig, hernach kam ein sanfter Schlummer. Zwei Doktoren, welche abwechselnd ab- und zugingen, sagten, wir sollten wohl Acht haben, sie würde unvermerkt einschlafen. Nach einigen Augenblicken richtete sie sich mit vieler Mühe in die Höhe, sah mich eine gute Weile bewegt an und bat: „Mein theuerster Martin, gieb Deiner sterbenden Karoline noch den letzten Abschiedskuß." Als dieses geschehen war, legte sie sich an meine Brust,

sah mich noch einmal liebevoll an und schloß ihre Augen zu. Ich überließ den erblaßten Körper den Umstehenden und begab mich, unendlich erschüttert, in mein angewiesenes Gemach, um meinen Thränen freien Lauf zu lassen. Etwa zwei Stunden darauf kam Milady und bezeugte ihre innige Trauer über den Verlust einer Freundin, an welche sie sich fast unauflöslich voll Hochachtung gebunden fühlte und versicherte, den letzten Willen der Entschlafenen auf's Genaueste vollziehen zu wollen. Meine Karoline wurde mit dem gewöhnlichen Gepränge zur Ruhe nach England gebracht, wohin ich sie begleitete und worauf mir Townsloh eröffnete, daß mir Karoline ein Landgütchen vermacht habe, was ich indessen nicht annahm, und bemerkte, sie könne es nach Belieben behalten oder verkaufen, und etwas von dem Gelde für die Armen bestimmen; ich hätte in Emden so viel Vermögen, als zu meinem Unterhalte nöthig sei, worüber sie sich nicht wenig verwunderte. Der erwähnte Bediente brachte die Nachricht, daß binnen drei oder vier Tagen ein vor Anker liegender Holländer die Rhede verlasse und mich aufnehmen wolle. In zwei Stunden war ich zur Abreise fertig und nach einem genommenen Abschiede begab ich mich in das Haus, wo wir zusammen zu kommen pflegten, um den Bewohnern für ihre Güte gegen uns zu danken. Von da ging ich an Bord, schiffte nach Amsterdam und traf

mit einem wohlbeladenen Koffer in Emden ein. Bei meiner Zurückkunft machte ich Anstalt, meine übrigen Tage in Ruhe hinzubringen. Die Handlung übergab ich meinem Faktor, der auch, wie ich, von armen Eltern abstammte und da ich die Fürsorge des Höchsten mehr besaß, als ich zu verzehren vermogte, so hielt ich es für meine Schuldigkeit, ihm mit meinem Ueberfluß an die Hand zu gehen, zumal er ein Mensch ist, der es verdient. Ich hingegen werde mich um die Welthändel nicht viel bekümmern, sondern mit Ernst auf ein rühmliches Ende bedacht sein.

Schlußwort des erſten unbekannten Herausgebers.

Der Krieg mit ſeinen Folgen, welcher einer Provinz um die andere, ja einem Lande nach dem andern den Umſturz drohet, hat auch unſerer lieben Stadt Emden ein Hartes zugedacht — und obgleich man ſich ſchmeichelt, daß das Ungewitter noch ſo überhin gehen mögte, ſo iſt dem doch nicht ganz zu trauen. Wie nun von allen meinen Habſeligkeiten mir nichts ſo unentbehrlich, als die Dokumente und übrigen Schriften, ſo habe ich ſie zuſammengeſucht. Unter dieſen iſt ein Manuſcript, welches ich unter den Papieren meines Vaters antraf. Der Mann, welcher der Gegenſtand des Manuſcripts iſt, hat zwar zu meinen Zeiten nicht gelebt, mein Vater aber hat ihn ſehr wohl gekannt und mein Großvater iſt ein beſonderer Freund von ihm geweſen, der auch, der Einzige in ganz Emden, in einem vertrauten Umgang mit ihm lebte. Bei Lebzeiten der Fräulein Karoline oder vielmehr der Frau Majorin, welche in dieſer Geſchichte eine Hauptperſon mit aus-

macht, soll er noch so ziemlich aufgeräumten Gemüthes gewesen sein; nach dem Absterben derselben aber sein ganzes Naturel auf einmal sich geändert haben. In der Vorstadt hatte er einen wohlangelegten Garten, den ich noch oft in meiner Jugend ebenso wie er denselben verlassen hatte, sah. Am hintern Theil desselben hatte er kleines Gebäude nach dem Muster des auf der Insel errichteten, aufführen lassen, das nunmehr gänzlich abgerissen ist. So lange es die Witterung erlaubte, hielt er sich daselbst auf, nahm niemals oder nur selten einen Besuch an, außer, wenn mein Großvater kam. Eine alte Magd, die lange bei seiner Pflegemutter diente, hatte zwar den Einkauf der Speisen zu besorgen, das Essen aber bereitete er sich selbst mit dem Vorgeben, Niemand sei so geschickt, es ihm nach seinem Geschmacke zu machen. Er brauete sich auch das Bier, wie auf der Insel, selbst, und obschon es ihm nach seiner Aussage nicht so gut gerieth, wie früher — was wol an dem Wasser lag — so bediente er sich doch desselben und mein Großvater sagte, das Getränk sei noch so ziemlich gewesen. Ohne Unterlaß wünschte er die Insel noch einmal zu sehen. In dem Garten, wie in seinem Hause trug er beständig ein leichtes Schiffs- oder Matrosenhabit und in einem solchen Anzuge ist er auch, wie er befohlen hatte, begraben. Man wird eingestehen, daß Speelhoven ein ungewöhnlicher Mensch

war. Oft habe ich gehört, daß Leute, wenn sie von Amerika zurückkamen, wo sie sich eine Zeitlang aufhielten, das gar nicht mehr sind, was sie vor ihrer Abreise waren. Dieses mag ihn rechtfertigen, wenn man ihn eines übertriebenen Eigensinnes beschuldigen wollte. Um noch das Eine und Andere in dieser Geschichte in's rechte Licht zu setzen, muß ich bemerken, daß der Verfasser wol etwas zu weit gehe, wenn er im Anfange seiner Lebensbeschreibung fürchtet, seine Erzählung werde, weil er von keiner hohen Geburt abstamme, keinen Beifall finden. Denn seine Geburt gerade hat den meisten Antheil an seinen Schicksalen gehabt und sie ist der erste Stoff zu seinen Erfahrungen gewesen. Sein Vater sah sich genöthigt, die Flucht zu ergreifen und die Baßgeige mit der Flinte zu vertauschen und Martin nahm sich vor, ihn, da die Mutter gestorben war, aufzusuchen. Er fand ihn auch, aber auf eine Art, die sich kein Mensch träumen läßt, wiewol sie sich erst bei dem unglücklichen Ende des Vaters erkannten. Dies war kaum verschmerzt, wie Martin wieder zu seiner vorigen Lebensart zurückkehrte, die aber nun eine andere Gestalt gewann. Der Verfasser entriß ein englisches Frauenzimmer den Händen eines unwürdigen Menschen und lebte mit ihr in der größten Unschuld. Er gerieth in die Hände der Wilden und sie rettete ihn auf eine Weise, wie nicht leicht ein Bruder

für den andern wagen würde. Die Ankunft ihres Vaters setzte ihn wieder einer neuen und schimpflichen Todesgefahr aus; doch wurde er noch zu der Zeit, wo man das Todesurtheil an ihm vollziehen wollte, befreiet. Diese Uebereilung des Vaters wurde auf alle übersinnliche Art vergütet; allein er mußte erfahren, daß das widrige Verhängniß ihn nicht verlassen wollte. Wie nun die endliche Abreise erfolgte und die glückliche Ankunft in sein Vaterland nebst allen dabei vorgefallenen Umständen stattfand, das ist Alles möglichst kurz und vernehmlich beschrieben. Aus diesem Inhalt der Geschichte kann der Leser leicht schließen, daß sie sehr anziehend ist und es verdient, gelesen zu werden.

Druck der Telgener'schen Hofbuchdruckerei.